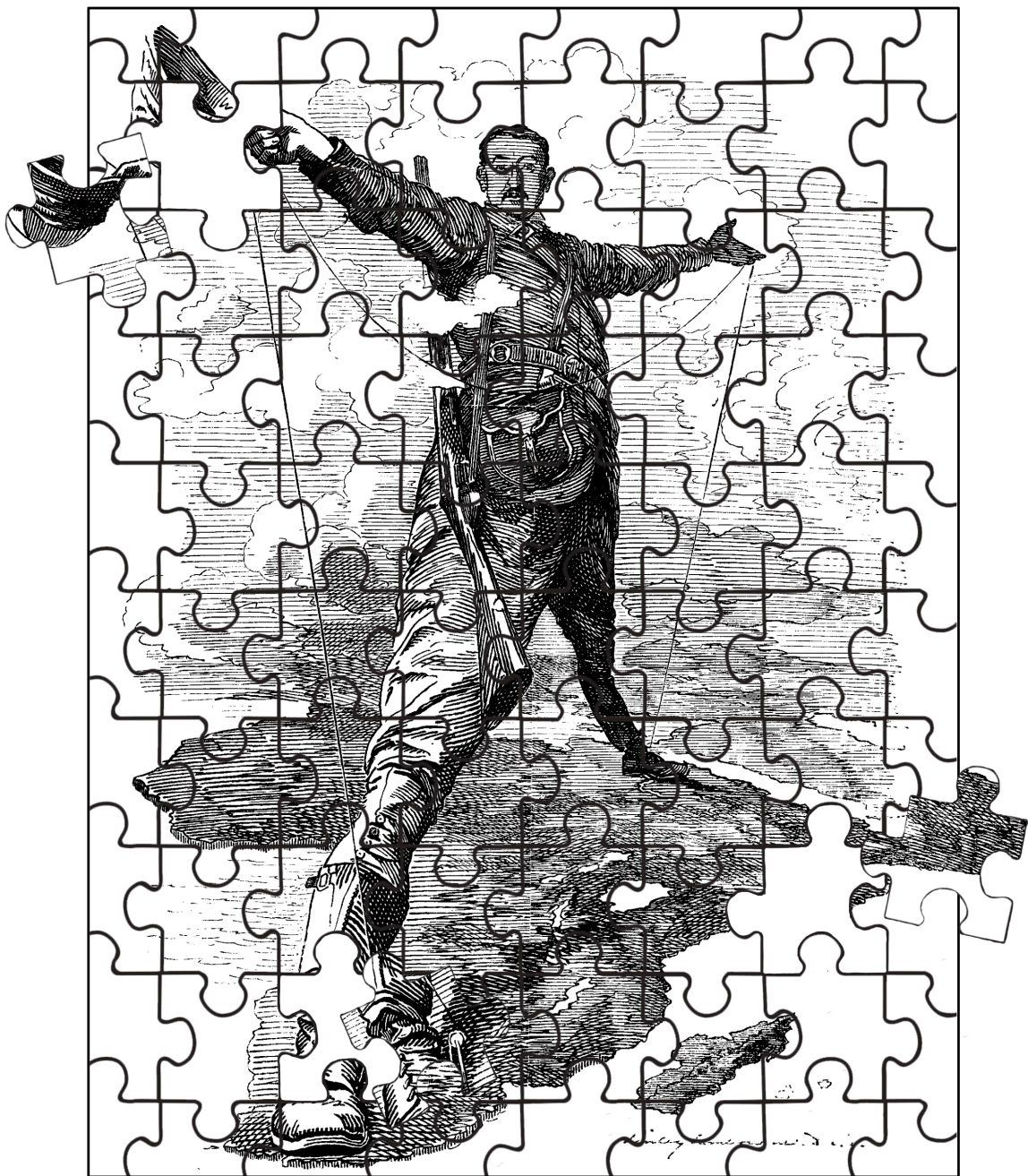


GRK 2571 Imperien

Ronald G. Asch / Peter Eich /
Elisabeth M. Piller (Hg.)

Imperien: Temporalität, Visualisierungen und post-imperiale Ordnungen

Ringvorlesungen der Wintersemester 2020/21,
2021/22 und 2022/23



Freiburg 2024

Freiburger Imperienforschung (GRK 2571)

Band 1

Herausgeber*innen

Ronald G. Asch, Manuela Boatcă, Sabine Dabringhaus, Jürgen Dendorfer, Peter Eich,
Barbara Korte, Jörn Leonhard, Andreas Mehler, Dietmar Neutatz,
Elisabeth M. Piller, Johanna Pink, Eva von Contzen, Sitta von Reden

Imperien - Temporalität, Visualisierungen und post-imperiale Ordnungen

Ringvorlesungen der Wintersemester 2020/21, 2021/22 und
2022/23

Ronald G. Asch / Peter Eich / Elisabeth M. Piller

Herausgegeben im Rahmen des Graduiertenkollegs 2571 Imperien: Dynamischer
Wandel, Temporalität und nachimperiale Ordnungen

Freiburg 2024

© Ronald G. Asch / Peter Eich / Elisabeth M. Piller

Redaktion und Layout: Philip Straub

Lektorat: Lara Forster / Julia Garbe / Samuel Huber / Teresa Mayer

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

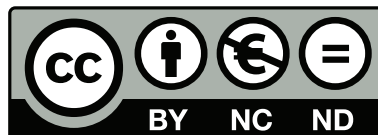
Freiburg im Breisgau 2024

Coverdesign: Philip Straub

Das Cover basiert auf der Karikatur "Sambourne, Edward L.: The Rhodes Colossus Striding from Cape Town to Cairo, in: Punch, or The London Charivari 103 (1892), 266".

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz. (CC BY-NC-ND 4.0)
Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

Materialien aus anderen Quellen sind klar kenntlich gemacht und sind Eigentum der jeweiligen Urheber*innen.



ISBN: 978-3-910380-04-2

<https://doi.org/10.6094/978-3-910380-04-2>

Gefördert durch

DFG Deutsche
Forschungsgemeinschaft

Inhalt

Ronald G. ASCH / Peter EICH / Elisabeth M. PILLER

Vorwort

1

--- BLOCK 1: IMPERIALE ZEITLICHKEIT ---

Peter EICH

Imperiale Temporalitäten in urbanen Kontexten: Drei Aufnahmen aus dem kaiserzeitlichen Rom

9

Sitta von REDEN

Alexandria ad Aegyptum: The Temporality of an Ancient Imperial Capital in the Shadow of Rome

35

Jürgen DENDORFER

Aachen als *Roma secunda* – Überlegungen zur imperialen Temporalität im karolingischen Reich

49

Barbara KORTE

„Imperial Cities“ in viktorianischen Publikumszeitschriften

69

--- BLOCK 2: VISUALISIERUNGEN DES IMPERIALEN ---

Elisabeth PILLER

Imperium wider Willen? – Visuelle Darstellungen der USA als Kolonialmacht um 1900

95

Ronald G. ASCH

Selbstverständnis und visuelle Selbstdarstellung der spanischen Monarchie im späten 16. und im frühen 17. Jahrhundert: Vom Escorial zum Buen Retiro

131

Dietmar NEUTATZ

Das Imperium in Farbe. Das Projekt des russischen Fotografen Prokudin-Gorskij 1903–1913

153

--- BLOCK 3: POST-IMPERIALE ORDNUNGEN ---

Richard LEGAY / Andreas MEHLER

Frankreich und Deutschland im Umgang mit ihrer kolonialen Vergangenheit in Afrika: vergleichende Erinnerungspolitik

175

Jörn LEONHARD

Imperium und Temporalität in der neuzeitlichen Geschichte

197

Vorwort

Ronald G. ASCH / Peter EICH / Elisabeth M. PILLER

Im Herbst 2020 hat das Graduiertenkolleg 2571 „Imperien: Dynamischer Wandel, Temporalität und postimperiale Ordnungen“ seine Arbeit aufgenommen. Imperien haben als Untersuchungsgegenstand unterschiedlicher Fachrichtungen Konjunktur. Das Freiburger GRK 2571 hat sich zum Ziel gesetzt, diesem Thema neue Facetten abzugewinnen, indem die Principal Investigators wie die Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler einen besonderen Zugang zu ihm wählen. Imperien wurden und werden oft dadurch definiert, dass sie große und heterogene Räume unter einem politischen Dach zu einem Herrschaftsbereich verbinden. Nach der Überzeugung der Freiburger Forscherinnen und Forscher haben sie zudem in vielen Fällen eine eigene Zeitlichkeit kreiert, spezifische Zeiterfahrungen mitbedingt, regionale Eigenzeiten in Beziehung zueinander gesetzt oder über ein scheinbar eindeutiges Ende als politische Ordnung hinaus die Zeitdimension in vormals beherrschten Territorien weiter mitbestimmt. Auch zu den Themen Zeit und Zeiterfahrung wird zurzeit in vielen Disziplinen intensiv geforscht.¹ Der Verbund möchte beide Forschungsströmungen zusammenführen. Epochal decken die Beispiele, mithilfe derer wir die Verbindungen zwischen diesen Untersuchungsgegenständen analysieren und nachvollziehen wollen, den Zeitraum von der griechisch-römischen Antike bis zu den aktuellen Themen der *postcolonial studies* ab. Schon in der Planungsphase bot der Konflikt zwischen Russland und der Ukraine Anschauungsmaterial dafür, dass in manipulativer Weise überformte Erinnerungen an Imperien zu Argumenten in geopolitischen Auseinandersetzungen der Jetztzeit werden können. Seither hat der Angriff der Russischen Föderation auf die (ganze) Ukraine im Februar 2022 dazu geführt, dass diese Thematik global große Aufmerksamkeit in der öffentlichen Wahrnehmung erhalten hat. Dazu hat auch beigetragen, dass der Kreml den Angriff ganz explizit mit historischen Rechten der imperialen Macht Russland gerechtfertigt und damit für die westliche Welt und die historischen Wissenschaften unakzeptable Geschichtsdeutungen zu einem Mittel der Konfliktaustragung gemacht hat.² In historisch nicht ungewöhnlicher Form bemüht die russische Führung damit die Zeitkategorie der langen Dauer imperialer Ansprüche. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dieser Form der imperialen Vereinnahmung von Zeit hat gerade

¹ Die folgenden Beiträge liefern zu beiden genannten Kategorien, Imperien und Zeit, reiche Literaturangaben. Auf eine erneute Listung einschlägiger Titel an dieser Stelle wurde daher verzichtet.

² Osteuropa 71, 2021, H. 7, S. 51–66 (russisch: <http://kremlin.ru/events/president/news/66181>). Vgl. dazu die Einordnung von Andreas Kappeler: Revisionismus und Drohungen. Vladimir Putins Text zur Einheit von Russen und Ukrainern, ebd. S. 67–76.

erst begonnen.³ Der hier vorgelegte dreiteilige Band stellt Beispiele dafür zusammen, dass die Analyse imperialer und postimperialer Zeitdeutungen und -vorstellungen auch jenseits von solchen politisierten, hochaktuellen Beispielen innovative Ergebnisse hervorbringen kann.

Dieser Band resultiert aus den Ringvorlesungen des Graduiertenkollegs der Wintersemester 2020/1, 2021/2 und 2022/3. Der Veranstaltungstyp Ringvorlesung dient in der Regel dazu, ein größeres Publikum über die Forschung eines Verbundes zu informieren, Gäste in die Lehre einzubinden, um von ihnen zu lernen, und die eigenen Konzepte im Lichte ihrer Kritik zu verbessern. Doch waren die ersten Ringvorlesungen in den Wintersemestern 2020/1 und 2021/2 von den Eindämmungsmaßnahmen gegen die sich ausbreitende SARS-CoV-2-Pandemie geprägt, sodass gewisse Adaptionen unserer ursprünglichen Pläne notwendig wurden. Die Vorlesungen entwickelten Einzelfallanalysen, die mögliche Herangehensweisen an das Verhältnis von Imperien und Zeitlichkeit erprobten. Der vorliegende Band stellt exemplarisch ausgewählte, überarbeitete Versionen dieser Fallbeispiele zusammen.

Die drei Ringvorlesungen waren drei Unterthemen gewidmet. In einem ersten Block möchten wir dem Thema imperiale Zeitlichkeit klarere Konturen geben, indem wir uns auf imperiale Metropolen konzentrieren, aus denen heraus Einfluss auf Imperien genommen wurde, in denen aber auch vielfältige Rückwirkungen der Imperienbildung deutlich werden. Wie Imperien werden auch Metropolen, hier als Kapitalen verstanden, in der Regel über ihre Raumdimension definiert. Die Fallbeispiele aus der ersten Ringvorlesung fokussieren im Sinne der inhaltlichen und methodischen Schwerpunktsetzung des Verbundes daher auf sich in Städten abbildende Zeitlichkeit: den Palimpsest-Charakter vieler Hauptstädte, unterschiedliche Wahrnehmungen der Zeitstellung imperialer Kapitalen zueinander als Mittel der Selbstbestimmung oder die Verarbeitung lange Zeit nachwirkender Traditionen von Metropolen in Texten oder Architektur späterer Epochen. Die drei ersten Beiträge zum ersten Faszikel weisen durch unterschiedliche Bezugnahmen auf die Stadt Rom eine thematische Klammer auf. Der Beitrag von Peter Eich schließt an neuere Versuche an, Zeitdeutungen der römischen Antike jenseits der allbekannten Konzepte von Zyklizität und Linearität herauszuarbeiten. Im Mittelpunkt seines Exempels steht die Analyse stadtrömischer Perspektiven auf Zeiterfahrungen, die sich aus der steten Neuverhandlung des Verhältnisses von Zentralität und Peripherien ergaben. Während die Forschung oft Nachholeffekte der Stadt Rom gegenüber der Metropole Alexandria themati-

³ Unterstützt von weiteren Freiburger Kolleginnen und Kollegen hat sich der Verbund zeitnah mit dieser Krise auseinandersetzt: Melanie Arndt/Sabine Dabringhaus/Tim Krieger/Heinrich Kirschbaum/Jörn Leonhard/Dietmar Neutatz/Elisabeth Piller: Die Rückkehr der Imperien? Putins Krieg und seine globalen Implikationen, *Journal of Modern European History* 20, 2, 2022, S. 148–160.

siert hat, diskutiert Sitta von Reden den umgekehrten Prozess, in dessen Folge das römisch beherrschte Alexandria seine Zeit-Stellung zum *caput mundi* Rom neu zu definieren suchte. Jürgen Dendorfer untersucht unter anderem Echos eines imaginierten Rom im karolingischen Aachen. Barbara Korte schließlich analysiert in ihrem Beitrag die Darstellungen indischer Metropolen in viktorianischen Publikumszeitschriften, die es erlauben, sowohl breitenwirksame Sichtweisen auf den beherrschten Raum in der Metropole als auch Rückwirkungen rezipierter Traditionen auf die Wahrnehmung des Empires im Vereinigten Königreich herauszupräparieren.

Die zweite Ringvorlesung behandelte unterschiedliche Formen und Folgen von Visualisierungen des Imperialen. Wie schon Barbara Kortes Fallanalyse zeigt, haben bildliche Darstellungen das Potential, Imperialität in ihrer zeitlich und räumlich kaum fassbaren Dimension erfahrbar zu machen. Ziele und Eigendynamiken solcher Repräsentationen des Imperialen variieren allerdings, unter anderem abhängig von den adressierten Publika und deren Rezeptionsverhalten, immens. In höfischen Kontexten konnten Visualisierungen – von Akteuren, Räumen oder, eher indirekt, Profiten – dazu dienen, ein zusätzliches Angebot der Identitätsstiftung zu machen, das die soziale und politische Kohärenz der oft heterogenen imperialen Eliten erhöhen sollte. Im Zeitalter ihrer „technischen Reproduzierbarkeit“ (Walter Benjamin) konnten bildliche Darstellungen aller Art geeignete Medien sein, um auch größeren Bevölkerungsgruppen erwünschte Eindrücke imperialer Macht oder Argumente der Empire-Kritik mit niedriger Zugangsschwelle vor Augen zu führen. Die drei gewählten Fallbeispiele des zweiten Faszikels illustrieren die hier höchstens ange deutete Spannbreite von Motiven und Wahrnehmungen. In ihrer Fallanalyse zeigt Elisabeth Piller speziell anhand von Illustrationen in den Zeitschriften *Puck*, *Judge* und *Life*, wie sich um das kritische Jahr 1898 das US-amerikanische Verhältnis zu imperialer Macht, deren Ablehnung eigentlich Teil der DNA der USA war, mehrfach wandelte. Ronald Asch analysiert die visuelle Repräsentation des spanischen Zweigs der Habsburger auf dem Höhepunkt einer auch imperialen Macht dieser *composite monarchy* im späten 16. und 17. Jh. Dietmar Neutatz widmet seinen Beitrag einem aus der Rückschau faszinierenden Versuch, das Russländische Reich zu Beginn des 20. Jh. durch ein großangelegtes Projekt fotografischer Aufnahmen gleichzeitig in Farbe und damit neu und in einem imaginierten Stillstand abzubilden.

Der abschließende Beitrag von Jörn Leonhard liefert eine theoriegeleitete Verknüpfung der Themen Imperialität und Temporalität, indem er den Aufschlusscharakter der Interpretationsangebote von F. Braudel, H. Blumenberg, R. Koselleck und A. Reckwitz reflektiert. Der Artikel mündet in einer exemplarischen Fallstudie der imperialen Geschichte von

Saloniki, dient aber auch als Klammer für die hier publizierten Studien und Ausblick auf mögliche weitere Anwendungen des Temporalitäts-Paradigmas in Analysen von Imperien.

Die hier versammelten Beiträge zielen nicht darauf ab, in enger Abstimmung ein einheitliches Konzept imperialer Temporalität(en) zu kreieren. Angesichts der Unterschiede zwischen den Epochen und Räumen einerseits sowie den Ansätzen und Methoden andererseits, wäre dies wohl auch unmöglich. Die Vorlesungen stellen Pfade vor, auf denen wir uns der Zeitlichkeit von Imperien und der Zeiterfahrung, die Imperien kreieren und hinterlassen, annähern wollen. Sie dokumentieren lebendigen „work in progress“, der von der interdisziplinären Zusammenarbeit der am Graduiertenkolleg beteiligten Kolleginnen und Kollegen geprägt wurde und von der Kritik der Doktoranden und Doktorandinnen profitiert hat. Für tiefergehende und zugleich eine breitere Materialbasis einbeziehende Studien sei auf die monographischen Abhandlungen des Themas „Imperium und Zeitlichkeit“ von Mitgliedern des Kollegs verwiesen.⁴

⁴ Vgl. etwa Ulrike von Hirschhausen/Jörn Leonhard: *Empires. Eine globale Geschichte 1780–1920*, München 2023; Anca Parvulescu/Manuela Boatca: *Creolizing the Modern. Transylvania Across Empires*, Ithaca/London 2022; Sitta von Reden u. a. (Hg.): *Handbook of Ancient Afro-Eurasian Economies*. Bd. 2. *Local, Regional, and Imperial Economies*, Berlin/Boston 2022.

Block 1

Imperiale Zeitlichkeit

Imperiale Temporalitäten in urbanen Kontexten: drei Aufnahmen aus dem kaiserzeitlichen Rom

Peter Eich

Auch New York hatte sich nicht geändert oder doch nur bis zu dem Grade, in dem Steigerung der eigenen Art, des eigenen Stils und Rhythmus eben Veränderung, Verwandlung mit sich bringt. – Klaus Mann, der Wendepunkt

I. ZUR EINLEITUNG

„Wem gehört die Zeit?“ Diese auch für die historischen Disziplinen essentielle Frage stellte 1996 Ruth Simsa in einem Buchtitel.¹ Ihre Studie ist der Ressource Zeit in modernen Unternehmen gewidmet, die insbesondere Vorgesetzte nutzen könnten, um durch Taktvorgaben Hierarchien zu verdeutlichen. Diese Überschrift nutze ich als Aufhänger, um einen kurzen Blick auf die altertumswissenschaftliche Beschäftigung der letzten Jahrzehnte mit dem Thema Zeit zu wagen. Alle Historikerinnen und Historiker sind notwendig mit Zeit befasst. Aber als Forschungsgegenstände blieben Zeit und Zeitempfinden doch bis vor wenigen Jahren im Bereich der älteren Epochen auf spezifische Sparten beschränkt. Neben Abhandlungen zu berühmten Vordenkern über das Wesen von Zeit, aus denen Augustinus herausragt,² bedeutete dies etwa Kalenderforschung oder andere Studien zu Bemessungsmethoden.³ Deren Komplexität und Verwebung mit religiösen Fragen machen ihre Untersuchung zu einer fruchtbaren, aber von Eigengesetzen bestimmten Unternehmung. Zu Zeitabläufen und ihrer Wiedergabe haben sodann vor allem literaturwissenschaftliche und narratologische Arbeiten viele wichtige Ergebnisse beigesteuert.⁴ Historische Studien wie sie jüngst Achim Landwehr⁵ zur Zeiterfahrung in der europäischen frühen Neuzeit vorgelegt hat, sind für die Alte Geschichte dagegen bisher untypisch. Ausnahmen bilden Arbeiten zu Formen von auch erneuerbaren Zyklen,⁶ von

¹ Ruth Simsa: *Wem gehört die Zeit? Hierarchie und Zeit in Gesellschaft und Organisationen*, Frankfurt/M. 1996.

² Walter Mesch: *Reflektierte Gegenwart. Eine Studie über Zeit und Ewigkeit bei Platon, Aristoteles, Plotin und Augustinus*, Frankfurt/M. 2003.

³ Vgl. etwa die Einleitung zu Roland Färber/Rita Gautschi (Hg.): *Zeit in den Kulturen des Altertums. Antike Chronologie im Spiegel der Quellen*, Wien u. a. 2020, 9–21, die zunächst das Konzept der sozialen Zeit vorstellen, aber dann doch eher Chronologien in den Blick nehmen.

⁴ Von den vielen einschlägigen Studien Jonas Grethleins sei e.g. erwähnt: *Future Past. Time and Teleology in (Ancient) Historiography*, Malden 2014. Zumeist findet die Auseinandersetzung mit Zeitvorstellungen einzelner Autoren in Spezialstudien zu deren Werk statt. Diese Titel sind Legion. Ihre vielgestaltigen Ansätze sind ein klarer Indikator für die Beschränkungen dieses Einzelbeitrags. Einen guten Überblick über aktuelle Ansätze bietet Alexandra Lianeri (Hg.): *Knowing Future Time in and through Greek Historiography*, Berlin u. a. 2016.

⁵ Achim Landwehr: *Diesseits der Geschichte. Für eine andere Historiographie*, Göttingen 2020.

⁶ Bodo Gatz: *Weltalter, goldene Zeit und sinnverwandte Vorstellungen*, Hildesheim 1967; Klaus Kubusch: *Aurea saecula. Mythos und Geschichte. Untersuchung eines Motivs in der antiken Literatur bis Ovid*, Frankfurt 1986; Siri Sande (Hg.): *Continuatio et renovatio*, Rom 2006; Michele R. Salzman: *On Roman Time. The Codex-Calendar of 354 and the Rhythms of Urban Life in Late Antiquity*, Berkeley 1990; Alexander R. Jones: *Time and Cosmos in Greco-Roman Antiquity*, Princeton 2016; Maurizio Bettini: *Antropologia e cultura romana. Parentela, tempo, immagini dell'anima*, Rom 1986; Dietrich Boschung: *Werke und Wirkmacht. Morphomatische Reflexionen zu archäologischen Fallstudien*, Paderborn 2017, S. 143–202. Einen interessanten neuen Zugang wählt Peter N. Singer: *Time for the Ancients. Measurement, Theory, Experience*, Berlin u. a. 2022, der über die medizinische Literatur der Antike Formen von Wiederholungen illustriert.

Fernand Braudel⁷ inspirierte oder abgestoßene Analysen größerer zeitlicher Rhythmen oder Auseinandersetzungen mit unterschiedlichen apokalyptischen Vorstellungen.⁸ Etwas abseits vom Mainstream stehen die Analysen François Hartogs, der unter anderem eine Stellenauswahl aus antiken Klassikern gegen heutige Befunde gegenliest, um einen von ihm diagnostizierten Präsentismus der jüngeren Vergangenheit herauszuarbeiten.⁹

Diese Fokussierung der Forschung ist zu einem erheblichen Teil der Schwerpunktsetzung im Quellenmaterial geschuldet. Die Konzentration auf die markant hervortretenden antiken Zeitvorstellungen lässt vielleicht gleichwohl noch analytische Chancen verstreichen. Ein Hinweis darauf könnte sein, dass Auseinandersetzungen mit der Zeit in Analysen, die spätere Phasen westlich geprägter Kulturen untersuchen, oft das Beharrungsvermögen vermeintlich schon überwundener Formen von Temporalität herausarbeiten. Dies gilt bspw. für Clifford Geertz' Beiträge zur Persistenz älterer Schichten einer politischen Theologie im Kontext US-amerikanischer Politik oder Hans Blumenbergs Studien zur mythisierenden Aufladung von Begebenheiten mit handlungsinspirierender „Bedeutsamkeit“.¹⁰ Die Inversion dieser Herangehensweise, die Suche nach Surrogaten, Analoga oder Vorläufern von in der Regel als modern ausgewiesenen Erfahrungen von Zeit in dem Quellenmaterial älterer Epochen, bleibt dagegen selten und tritt erst in rezenten Untersuchungen deutlicher hervor. Kannten Römer das Konzept der Zukunft, fragte etwa Brent Shaw vor kurzem.¹¹ Seine Antwort muss als ein qualifiziertes nein gewertet werden. Die Zurückhaltung ist leicht nachvollziehbar, da die Gefahr, falsche Entsprechungen herzustellen, um en vogue zu sein, groß ist. Das Verbundprojekt GRK 2571 blickt auf Zeitwahrnehmungen in Imperien und Zeitwahrnehmungen, die von Imperien bewusst oder unbewusst, absichtlich oder unreflektiert, beeinflusst werden. In einem solchen Verbund mit seinen Checks und Balances mag der Versuch eher statthaft erscheinen, andere als die für die

⁷ Fernand Braudel: *La méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe*, Bd. 1, Paris 1988 [Paris ²1966], besonders S. 22–322. Braudel behandelt allerdings mit mitunter recht ähnlichem Vokabular sehr unterschiedliche Zeitrhythmen. Vgl. besonders Bd. 2, S. 213–223. Zur Abgrenzung seien die schon zu oft bemühten Verknäppungen im Vorwort von Braudels Meisterwerk noch einmal herbeizitiert. Naturgeschichte erscheint als „histoire lente à couler, à se transformer, faite souvent de retours insistants, de cycles sans cesse recommencées“, s. Bd. 1, S. 13. Von ihr unterscheidet Braudel die Sozialgeschichte als „une histoire lentement rythmée“, doch wird die zur Unterscheidung eingeführte Terminologie nicht immer gleich verwendet, sondern werden die in ihr angelegten *Tempi* gelegentlich aneinander angenähert. In der Conclusion Bd. 2, S. 213–220 werden zudem die Termini *Konjunktur* und *Konjunktoren* nicht mehr wie zu Anfang nur auf die Wirtschaftsgeschichte appliziert und die Bewegungsformen in einen Dialog gesetzt.

⁸ Einen guten Einstieg in unterschiedliche Ansätze in der Antike bietet: Joseph Verheyden u. a. (Hg.): *From Protology to Eschatology. Competing Views on the Origin and the End of the Cosmos in Platonism and Christian Thought*, Tübingen 2022.

⁹ Siehe etwa die Auseinandersetzung mit Hartogs Werk in Alexandra Lianeri (Hg.): *The Western Time of Ancient History. Historiographical Encounters with the Greek and Roman Pasts*, Cambridge 2011.

¹⁰ Hans Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, Frankfurt ³1984 [1979], S. 68–126; Clifford Geertz: *Centers, Kings and Charisma: Reflections on the Symbolics of Power*, in: ders. (Hg.): *Local Knowledge. Further Essays in Interpretive Anthropology*, New York 1983, S. 121–146.

¹¹ Brent D. Shaw: *Did the Romans Have a Future?*, in: *The Journal of Roman Studies* 109 (2019), S. 1–26. Hiervon zu unterscheiden sind Debatten über Vergänglichkeit von Herrschaft, wie sie jüngst etwa der Band Jonathan J. Price, Katel Berthelot: *The Future of Rome. Roman, Greek, Jewish and Christian Visions*, Cambridge 2020 thematisiert hat.

Forschung zumeist typischen Formen des Umgangs mit der komplexen Kategorie Zeit in den Fokus der Analyse zu rücken. Während dabei die historischen Disziplinen, die sich mit rezenten Epochen auseinandersetzen, vielleicht gerade die zu Hypotheken gewordenen Vorstellungen rasanter Beschleunigungsschübe mit der Folge harter Zäsuren abzuschütteln versuchen, stellt sich für die Alte Geschichte die Problemlage anders dar. Die Wahrnehmung von raschem Wandel etwa scheint in den Quellen meist auf einen sehr spezifischen Bereich der „histoire événementielle“¹² beschränkt zu bleiben. So ist trotz der unbefriedigenden Quellenlage der Kollaps des Perserreichs unter Alexanders Angriff sicher als radikaler Umbruch wahrgenommen worden. Die tiefgreifenden strukturellen Verschiebungen, die diesem Zusammenbruch folgten, werden im erhaltenen Quellenmaterial aber selten besprochen.¹³ Wenn Polybios aus der Rückschau staunend Roms Aufstieg zur antiken Weltmacht in dreiundfünfzig Jahren kommentiert, so kann bei einer solchen Dauer auch nach antiken Maßstäben kaum von einem beschleunigten Wandel gesprochen werden.¹⁴ Wenn dagegen Hans Blumenberg in einem nachgelassenen Kapitel auf die Fortwirkung eines geschichtlichen Denkens im 20. Jh. abhebt, dass Präfiguranten und Präfigurate nutzt, um Handlungen in scheinbar unausweichliche Sinnhorizonte einzubetten,¹⁵ bietet diese Vorgehensweise Althistorikerinnen und Althistorikern kaum Anlass, ihr eigenes Denken zu überprüfen. Diese Form der Bezugnahme war in den unterschiedlichen kulturellen Kreisen und Zeitzonen der Antike so verbreitet, dass es keiner archäologischen Arbeit bedarf, um sie zutage zu fördern.¹⁶

Interessanter für die Althistorie und gerade auch die Kaiserzeitforschung, die im Zentrum der folgenden Ausführungen stehen wird, sind neuere Ansätze, Methoden der Erzählforschung für genuin historische Fragestellungen nutzbar zu machen und mit ihnen erzählten und dadurch vermutlich auch erfahrenen oder doch erfahrbar gemachten Wandel herauszuarbeiten. Gerade die Epoche der Severerkaiser um das Jahr 200 ist in dieser Weise zuletzt neu in den Blick genommen und aus einer Starre herausgeholt worden, die sich aus der Opposition aus älteren Verfallsdiagnosen und neueren Kontinuitätsdogmen ergeben hatte. Narrativ verarbeitet wurde die Herrschaft dieser Dynastie als eine Phase rascher Veränderung der imperialen politischen

¹² Und damit in Braudels Sicht kaum Aussagekraft zu haben: Siehe die Skepsis des Autors selbst hinsichtlich dieser Begrifflichkeit für die nur „staubartige traditionelle Geschichte“: Braudel: *La méditerranée*, Bd. 2, S. 223.

¹³ Einen ansprechenden Versuch, eine Zäsur jenseits der Ereignisgeschichte auszumachen, bietet Francis M. Dunn: *Present Shock in Late Fifth-Century Greece*, Ann Arbor 2007.

¹⁴ Gerade Polybios verbindet allerdings in seinen Reflexionen unterschiedliche Zeiterwartungen, vor allem die Möglichkeit kurzfristiger Überraschungsmomente mit als plausibel ausgewiesenen mittelfristigen Verlaufskurven: Felix K. Maier: „Überall mit dem Unerwarteten rechnen“ – Die Kontingenz historischer Prozesse bei Polybios, München 2012.

¹⁵ Hans Blumenberg: *Präfiguration. Arbeit am politischen Mythos*, hg. v. Angus Nicholls/Felix Heidenreich, Berlin 2014, S. 83–146.

¹⁶ Vgl. e.g. die Beiträge in James Ker/Christoph Pieper (Hg.): *Valuing the Past in the Greco-Roman World*, Leiden u. a. 2014. Hier lässt sich auch das Konzept einer exemplarischen Zeit verorten: Alexandra Lianeri: *Introduction: The Futures of Greek Historiography*, in: dies. (Hg.): *Knowing Future Time in and through Greek Historiography*, Berlin u. a. 2016, S. 1–55, S. 11.

Sphäre hin zu einer größeren Instabilität, die gerade vor dem Hintergrund weitgehender kultureller Stabilität erklärungsbedürftig erschien. Und auch in der Selbstinszenierung der Herrscher trat die Fiktion eines zeitlichen Stillstandes, die an große Vorläufer anschließen sollte, neben markante Neuerungen, etwa in der Sichtbarkeit von Frauen in der Öffentlichkeit und in der bildhaften Präsenz der Provinzen in Rom.¹⁷ Diese innovativen Studien der letzten Dekade zeigen unter anderem, dass das von der älteren Forschung oftmals diagnostizierte Vorherrschen einer Zeitwahrnehmung, die von Wiederholungen innerhalb von Zyklen ausgeht, die letztlich Geburt und Tod, Aussaat und Ernte und vielleicht noch Sieg und Niederlage widerspiegeln, eher politischen Wünschen und manipulativen Anordnungen von Strukturen der Zeitlichkeit geschuldet ist, als dass es aus in der Zeit selbst verbreiteten Erfahrungswerten abgeleitet werden könnte. Entsprechend hat ein rezenter Band zu der in den Quellen oft gefeierten Neu- und Re-Rhythmisierung der Zeit unter Augustus den sprechenden Titel *The Destruction of History* gewählt, weil (u. a.) die „Zeitpolitik“ in dem von Augustus inaugurierten Regime gerade auf die mühsame Übertünchung von Veränderungswahrnehmung setzte.¹⁸ Nach nunmehr vierzig Jahren dogmatischer „dichter Beschreibung“ kann vielleicht gerade der Blick hinter derartige Maskeraden und solches Escamotieren neue Einsichten in verbreitete Modi der Zeiterfahrung liefern.

Noch steht der Verbund jedoch am Anfang, und Durchbrüche nach Tiefenbohrungen sind nicht zu erwarten, ja werden noch nicht einmal angestrebt. In unserer ersten Ringvorlesung haben wir uns mit imperialen Metropolen beschäftigt und sie unter der Perspektive von variablen Zeitwahrnehmungen angeleuchtet. In einzelnen knappen Beiträgen kann dabei offensichtlich kein hoher Lux-Wert erwartet werden. Für den folgenden hier vorgelegten Versuch wurden drei Zeitaufnahmen in Schriftquellen ausgewählt, die Zeiterfahrung vor- oder widerspiegeln. Es sind dies Annäherungen an ein schwieriges Thema, nicht mehr.¹⁹

2. UNDE IN OMNIA REGIMEN: (UN-)GLEICHZEITIGKEITEN IN EINEM ANTIKEN IMPERIUM

Unser Verständnis einer jedenfalls auch politikgeschichtlichen Deutung des Imperium Romanum der Kaiserzeit hängt wesentlich von der Position ab, die die jeweiligen Interpreten gegenüber dem Werk von (P.) Cornelius Tacitus einnehmen. Wer seine historiographischen

¹⁷ Vgl. Adam M. Kemezis: *Greek Narratives of the Roman Empire under the Severans*, Cambridge 2014; Susann L. Lusnia: *Creating Severan Rome. The Architecture and Self-Image of L. Septimius Severus (A.D. 193–211)* (Collection Latomus 345), Brüssel 2014; Jussi Rantala: *The ludi saeculares of Septimius Severus. The Ideologies of a New Roman Empire*, London u. a. 2017.

¹⁸ Ingo Gildenhard u. a. (Hg.): *Augustus and the Destruction of History: The Politics of the Past in Early Imperial Rome*, Cambridge 2019.

¹⁹ Wie schwierig diese Annäherungen werden, wird schon bei der Begriffswahl für den Untersuchungsgegenstand deutlich. Was genau eine Metropolis ist, kann natürlich nicht vorausgesetzt werden und ist von Epoche zu Epoche und Region zu Region unterschiedlich. Im Folgenden wird darunter die Kapitale Rom vom 1.–4. verstanden. Diese Einschränkung ist eine Festlegung, keine aus der Quellsprache abgeleitete Notwendigkeit.

Arbeiten als charakteristischen Ausdruck politischen Denkens in Rom ansieht, wird die Veränderungen einer unterhalb des überragenden Imperiums des Kaisers fortexistierenden *res publica* in das Zentrum der Überlegungen stellen. Wer die ersten hundert Jahre Prinzipat primär als die Entfaltung einer Hofgesellschaft deutet, muss Tacitus bewusst beiseiteschieben. Für die folgende Fallstudie sind Informationen über ihn von Interesse, die eine kulturgeschichtlich ausgerichtete Quellendeutung heute als autorenfixiert marginalisieren wird: Tacitus lebte etwa zwischen 55 und 120 n. Chr., war selbst Konsul und Statthalter und hatte daher politisch-administrative Erfahrungen in und außerhalb Roms sammeln können. Anders als von ihm versprochen, hat er als Alterswerk nicht ein mit Fanfare angekündigtes Werk über seine eigene glückliche Zeit nach 96/7 geschrieben, sondern sich der Zeit nach Augustus' Tod ab 14 n. Chr. zugewandt.²⁰ Daher wird man bei seinen Schilderungen einen doppelten zeitlichen Fokus unterstellen dürfen: Mit gutem Quellenmaterial hat er die Frühzeit des Prinzipats annalistisch, aber mit Fokus auf die Charaktere der Herrscher und ihre Deformationen präsentiert. Aber man kann zumindest diese Ausführungen auch als indirekte Kommentare zu den Vorgängen in Rom und Reich zwischen 100 und 120 deuten.²¹

In seinen Annalen schiebt Tacitus die lange augusteische Regierungszeit mit ihrer Abfolge von Experimenten in der Herrschafts- und Administrationspraxis bis auf suggestive Rückblicke zur Seite. Der endlos regierende, selbststilisierte ‚erste Mann‘ starb 14 n., nachdem er widerwillig seinen adoptierten Stiefsohn als seinen Nachfolger installiert hatte, indem er ihm durch die Gremien des Gemeinwesens die wichtigsten Rechte eines Herrschers hatte übertragen lassen. Da in der politischen Ordnung, die Augustus inauguriert hatte, offiziell von einer Monarchie keine Rede sein konnte, trat mit seinem Tod eine paradoxe Situation ein. Tiberius hatte bereits fast alle wesentlichen Befugnisse, er war 14 eindeutig *princeps*, wie Augustus die neu geschaffene Position als Quasi-Monarch genannt hatte. Und doch scheint die Neuartigkeit der nun eingetretenen Situation allen Beteiligten Unbehagen bereitet zu haben: dem neuen Princeps und seinen Mitsenatoren, den Mitgliedern des höchsten Rates, auf deren Verhalten es für einen reibungslosen Übergang an der Schaltstelle der Macht wesentlich ankam.²²

Mit diesem Setting setzt Tacitus sein. Tiberius sicherte sich rasch die notwendige Zustimmung der Truppen.²³ Im Senat soll er sich dann aber geziert und mehr Mitarbeit des hohen Hauses gefordert haben. Wir verstehen das Narrativ, aber können nicht hinter die erzählerisch hochgezogenen Kulissen blicken. In der einen oder anderen Form wurden noch einmal

²⁰ Tac. Hist. 1, 1.

²¹ Siehe schon grundlegend Ronald Syme: Tacitus, Oxford 1958, S. 492–498; Karl Strobel: Kaiser Traian. Eine Epoche der Weltgeschichte, Regensburg 2019, S. 420. Zu der literarischen Technik dieser doppelten Zukunft in und außerhalb des Textes bietet der Band von Lianeri: Knowing viele unterschiedliche Analyseinstrumente.

²² Die Hintergründe diskutiert Barbara Levick: Tiberius the Politician, London 2003 [London 2019], S. 48–59 in gelungener Form.

²³ Tac. Ann. 1, 7.

Grundsatzfragen der monarchischen Ordnung im Gewande einer Republik verhandelt. Und in diese angespannte Lage platzte eine Nachricht, die eine große Krise auslöste: die großen Heeresverbände erst in Pannonien (einem immensen Gebiet zwischen Österreich und dem Westbalkan, hier vielleicht mit einem Fokus um Ljubljana) und dann in den germanischen Heeresbezirken (v. a. in Niedergermanien im heutigen Westdeutschland) meuterten.²⁴ Allein am Rhein standen acht Legionen, die größte Streitmacht Roms, aufgeteilt in zwei separate Heeresverbände. Die Lage war bedrohlich, und sollte laut unseren Quellen noch bedrohlicher werden, weil die Rheinlegionen bereit waren, die Herrschaft dem Adoptivsohn von Tiberius anzudienen, wenn er ihre Beschwerden gegen den zu langen und harten Dienst aufgriff.²⁵ In Rom seien nun Stimmen laut geworden, Tiberius solle zu den Heeren aufbrechen. Er war schließlich ihr Oberkommandeur, Prokonsul des römischen Volkes in den betroffenen Gebieten, vor Ort durch Legaten vertreten. Tacitus schreibt:²⁶

Unerschütterlich gegenüber solchem Gerede und fest blieb der Entschluss des Tiberius, des Reiches Hauptstadt nicht zu verlassen noch seine Person und den Staat aufs Spiel zu setzen. Denn viele Umstände verschiedener Art machten ihn besorgt: stärker war das über Germanien verteilte Heer, näher das im Gebiet von Pannonien; jenes auf Galliens Machtmittel gestützt, dieses Italien drohend zugewandt: welche Truppen sollte er also vorziehen? Auch könnten die Hintangesetzten durch die Beleidigung in Erregung geraten. Dagegen könne er durch seine Söhne an beide gleicherweise herankommen, unbeschadet der eigenen Majestät, der größere Ehrfurcht aus der Ferne zuteil werde; gleichzeitig sei es bei den jungen Leuten entschuldbar, wenn sie manche Dinge an den Vater zurückverwiesen, und wer sich dem Drusus oder Germanicus widersetze, könne von ihm selbst beschwichtigt oder niedergekämpft werden. Was gebe es aber noch für einen Rückhalt, wenn sie dem Kaiser die Achtung verweigerten! - Gleichwohl wählte er, als wolle er im nächsten Augenblick abreisen, Begleiter aus, ließ das Reisegepäck zusammenholen und Schiffe ausrüsten: dann schützte er abwechselnd den Winter oder Amtsgeschäfte vor und führte so zunächst die Klugen, dann die Menge, am längsten die Provinzen in die Irre.

Dieses Kapitel aus dem 1. Buch der Annalen soll einen Einblick in die Gedanken des Herrschers bieten. Tiberius sei entschlossen gewesen, in der Hauptstadt zu bleiben. Caesar oder Augustus hätten sich jetzt vermutlich zu den Truppen begeben. Die großen Feldherren der Republik hatten Heere ohnedies selbst geführt, nicht Stellvertreter gesandt. Die Rollen waren also vorgeprägt. Tiberius aber habe Vorbereitungen zu einem Aufbruch nur vorgetäuscht.

Diese Darstellung stellt uns zunächst vor erhebliche Probleme. Woher will der Historiograph, der hundert Jahre später schrieb, wissen, was Tiberius gedacht hat? Erfindet Tacitus mithin die indirekt wiedergegebenen Reflexionen des Princeps?

²⁴ Zu den administrativen Hintergründen siehe Karl Strobel: Einige Bemerkungen zur Diskussion um die Errichtung der Provinz Pannonia, in: *Tyche* 29 (2014), S. 255–260.

²⁵ Tac. Ann. 1, 16–46. Zu den übrigen Quellen siehe Patrick Reinard: *...in formam paene stipendiariae redigeret provinciae*. Rom und Germanien unter Caesar, Augustus und Tiberius, in: Kai Ruffing (Hg.): *Germanicus. Rom, Germanien und die Chatten*, Stuttgart 2021, S. 39–121; Armin Eich: Der Wechsel zu einer neuen Grand Strategy unter Augustus und seine langfristigen Folgen, in: *Historische Zeitschrift* 288 (2009), S. 561–611.

²⁶ Tac. Ann. 1, 46. Übersetzung nach Erich Heller: P. Cornelius Tacitus. *Annalen*. Lateinisch-deutsch, Mannheim 2010, S. 71.

Eine solche Deutung lässt sich nicht widerlegen. Sie ist aber nicht zwingend. Tacitus hat zeitgenössische Historiker gelesen, die näher an der Zeit geschrieben hatten und vielleicht auf orale Traditionen zurückgreifen konnten. Ob seine Quellen allerdings Zeitzeugen, etwa Vertraute des Herrschers, befragt haben, muss zumindest unsicher bleiben. Dass Tacitus die dem späteren Kaiser Domitian bekannten Schriftstücke des Tiberius zugänglich waren, lässt sich nicht zeigen. Der Historiograph hat aber sicher Senatsakten rezipiert.²⁷ Reden in antiken historiographischen Werken bilden ein sehr kompliziertes Subgenre. Bei Tacitus zeigen Detailuntersuchungen aber, dass sich sein Vokabular und seine Diktion wandelten, wenn er etwa Reden des Tiberius wiedergab.²⁸ Dieser Wechsel im Duktus spricht dafür, dass er Vorlagen gehabt hat. Tacitus könnte die angeblich vorgeschützten Teile der oben erwähnten Argumentation also eventuell in Senatsreden des Tiberius gefunden haben. Selbst dann wissen wir aber nicht, wie viel der Historiograph an einer (erschlossenen) Rede geändert hat. Zudem bezieht er sich anscheinend eher auf einen inneren Meinungsbildungsprozess des Herrschers, den dieser eben nicht offen artikuliert habe. Für diese Überlegungen könnten allerhöchstens die angesprochenen *commentarii* des Princeps die Quelle gewesen sein, die Tacitus nicht erwähnt. Insgesamt scheint er das Verhalten des Tiberius vor dem Hintergrund von Erfahrungswerten auszudeuten.

In der narrativinternen Argumentation verbleibt Tiberius im *caput rerum*, in der obigen Übersetzung der Hauptstadt. Später wiederholt sich dieses Szenario bei einem Aufstand von Galliern (um die heutigen Städte Autun und Trier).²⁹ Eliten dieser *civitates* hatten sich hoch verschuldet und wussten nun keinen anderen Ausweg als eine Rebellion. Tiberius habe nun laut Tacitus brieflich den Senat von dem Aufstand und seiner Niederschlagung unterrichtet. Dabei sei er in Rom geblieben *unde in omnia regimen*.³⁰ Von Rom aus könne man das ganze Reich beherrschen.

Die beiläufige Anmerkung in einem literarisch ge- oder überformten Kaiserbrief deckt sich mit den Erwartungshaltungen der meisten modernen Leserinnen und Leser und kann daher leicht untergehen. Eine Hauptstadt sollte sich in einer privilegierten Kommunikationssituation befinden. Dies gilt auch dann, wenn die Begriffe Zentrum und Peripherie in der heutigen Forschung ihren starren dichotomischen Charakter längst verloren haben. Für das Rom um 14 n. ist die Aussage aber nicht leicht mit harten Quellen hinterlegbar. Was war in Rom, weshalb der

²⁷ Ronald Mellor: Tacitus' Annals, Oxford 2011, S. 22–41; David S. Potter: Tacitus' Sources, in: Victoria E. Pagán (Hg.): A Companion to Tacitus, London 2012, S. 125–140; Stephan Schmal: Tacitus, Hildesheim 2005, S. 106–115. Zu den *commentarii* und *acta* des Tiberius siehe Suet. Dom. 20.

²⁸ Norma P. Miller: Tiberius Speaks: An Examination of the Utterances Ascribed to him in the Annals of Tacitus, in: American Journal of Philology 89 (1968), S. 1–19. Die Kritik von David B. Wharton: Tacitus' Tiberius. The State of the Evidence for the Emperor's *ipsissima verba* in the Annals, in: The American Journal of Philology 118 (1997), S. 119–125, kann den Kernbefund nicht entkräften. Vgl. noch Margareta Benner: The Emperor Says: Studies in the Rhetorical Style in Edicts of the Early Empire, Göteborg 1975.

²⁹ Tac. Ann. 3, 40–47.

³⁰ 3, 47, 2.

Herrscher von dort überall eingreifen konnte? Mit Blick auf die doppelte Bedrohung in Pannonien und Germanien kann von einer spezifischen Zentralität der *urbs* nicht die Rede sein. Augustus hatte in Rom einen Institutionenapparat von ungewöhnlicher Dichte aufgebaut, doch war dessen Kernaufgabe die Organisation der Millionenstadt selbst, nicht des Imperiums aus Rom heraus.³¹ Rom war sicher spätestens nach den augusteischen Investitionen durch ein (unterschiedlich) gutes Straßensystem mit dem Norden verbunden.³² Aber diese Straßen verringerten nur die Distanzen zu den Heeren, sie hoben sie nicht auf.

Tacitus scheint mir in seiner Schilderung von Tiberius' Gedankengängen daher auf eine andere Besonderheit des frühen Prinzipats abzuheben, die unter Augustus und Tiberius erst eingeübt werden musste, während sie zu Lebzeiten des Historiographen wieder aufgegeben wurde. Aus dieser Zeitstellung vom Beobachter zum Geschehen selbst ergibt sich eine eigenwillige, oblique Kritik. Seitdem Rom auch in Regionen jenseits Mittelitaliens militärisch präsent war, wurden Freunde und Feinde mit einer politisch-diplomatischen Doppelspitze konfrontiert. Die Politik Roms koordinierte, typisch für antike Stadtstaaten, der Stadtrat, also der Senat.³³ Vor Ort war ein römischer Konsul, Prokonsul oder anderer Imperiumsträger präsent, der wichtige Fragen nach Rom verwies, wo Gesandte dann oft den Ratschlag bekamen, sich an den Konsul oder Prokonsul vor Ort zu wenden. Die sich daraus ergebenden Verzögerungen konnten die römischen Eliten, wenn sie sich denn zu einigen vermochten, zu ihrem Vorteil nutzen.³⁴ Rom gehörte also in Simsas Sinn die Zeit. Nach 23/19 v. Chr. aber konnte der Prokonsul Augustus mit seinem konsularen Imperium in Rom anwesend sein und seine Provinzen und damit die Masse der römischen Legionen von der *urbs* aus leiten. Ab 13 tat er dies auch zumeist. „Kaiserreisen“ wurden seltener.³⁵ In den folgenden Jahrzehnten herrschten die Caesaren mit gewissen Unterbrechungen zumeist aus dem Senat heraus. Rom wurde daher zu einer Hauptstadt der kurzen Wege. Da die *Principes* als Entscheider den Senat dominierten, wurde „Außenpolitik“ zu einem sehr geordneten Prozess, dessen Ergebnisse den Statthaltern zur Ausführung

³¹ Peter Eich/Katharina Wojciech (Hg.): Die Verwaltung der Stadt Rom in der Kaiserzeit (Antike Imperien. Geschichte und Archäologie 2), Paderborn 2018.

³² Anne Kolb: Transport und Nachrichtentransfer im Römischen Reich, Berlin 2000, S. 264–282; Michael Rathmann: Die Reichsstraßen der Germania Inferior, in: Bonner Jahrbücher 204 (2004), S. 1–45.

³³ Raimund Schulz: Herrschaft und Regierung. Roms Regiment in den Provinzen in der Zeit der Republik, Paderborn u. a. 1997, S. 123–124, S. 137–141; Susan P. Mattern: Rome and the Enemy. Imperial Strategy in the Principate, Berkeley 1999, S. 6–8; Marianne Bonnefond-Coudry, Le sénat de la République romaine de la guerre d'Hannibal à Auguste: pratiques délibératives et prise de décision, Paris 1989, S. 294–324.

³⁴ Francisco P. Polo: The Consul at Rome. The Civil Functions of the Consuls in the Roman Republic, Cambridge 2011, S. 58–82; Arthur M. Eckstein: Senate and General. Individual Decision Making and Roman Foreign Relations, 264–194 B.C., Berkeley 1987. Für Beispiele siehe Felix K. Maier: Don't Mention the War. Escalating Effects during the Conflict between Perseus and Rome before the Third Macedonian War, in: Francesco Mari/Christian Wendt (Hg.): Shaping Good Faith. Modes of Communication in Ancient Diplomacy, Stuttgart 2022, S. 165–184; Boris Dreyer: The Greek Elites Before and During the Seleucid-Roman War, in: Christelle Fischer-Bovet/Sitta von Reden: Comparing the Ptolemaic and Seleucid Empires. Integration, Communication, and Resistance, Cambridge 2021, S. 284–300.

³⁵ Helmut Halfmann: *Itinera principum*. Geschichte und Typologie der Kaiserreisen im Römischen Reich, Heidelberg 1986, S. 29–40.

übermittelt wurden. Tacitus stellt in seinem Bericht über die Krise des Jahres 14 zwei Foki des Geschehens gegenüber. Die pannonischen und dann vor allem die germanischen Legionen und mit ihnen ihre Umgebung waren in wilder, hektischer Aufregung.³⁶ So sollen die meuternden Soldaten in Germanien eine Senatsdelegation angegriffen haben, weil sie von ihr die Rücknahme von Zugeständnissen erwartete. Halb schockiert, halb ironisch beschreibt Tacitus das Flüchten der meisten Legaten, während deren Leiter Munatius Plancus für eine Flucht zu würdevoll (alt oder langsam?) war.³⁷ Das hektische Geschehen mit den fliehenden Senatoren kontrastiert augenfällig mit dem ruhigen Rom. Tiberius hielt dort narrativintern die Fäden in der Hand, alle Auswirkungen der Turbulenzen bei den Heeren werden von dem Erzähler in das Innenleben der Beteiligten gespiegelt. Damit bleiben sie für uns literarische Aperçus. Wichtiger sind Beobachtungen zu dem von Tacitus unterlegten Zeitregime. Über spätere Imperien ist festgestellt worden, dass sie durch regionale Eigenzeiten gekennzeichnet waren.³⁸ Solche Eigenzeiten treten auch in Tacitus' Darstellung zutage. In Rom herrscht eine erzwungene Ruhe. Auf wenigen Quadratkilometern werden Entscheidungen getroffen und ruhig, ja unerbittlich umgesetzt. Weit entfernt sind es Lager von Bürgertruppen, die das Element der Aufgeregtheit in die Darstellung bringen. Beide Räume werden darstellerisch parallelisiert, aber auch einander gegenübergestellt. Zwischen ihnen liegen linienförmig gedachte Distanzen – Wegstrecken. Der Rest des Imperiums wird ausgeblendet. Eine politische Geographie gut erfasster Mittelräume bestimmt das Zeitgefühl. Genau diese Wahrnehmungsweise bilden auch die Zeugnisse für römische Raumerfassung ab.³⁹

Raum und Zeit sind hier literarisch konstruiert, und anders als über die Literatur können wir uns ihnen nur selten annähern.⁴⁰ Tacitus schrieb allerdings nach einer längeren Karriere im Dienst des Imperiums. Er, ein Aufsteiger, konnte auf das zurückblicken, was die Forschung zu späteren Epochen eine „imperiale Biographie“ nennt.⁴¹ Es spricht vor der Hand nichts dagegen, dass Tacitus das typische Zeitgefühl einer römisch geprägten, aber durch lange Reisen durch das Imperium mit dessen Beschaffenheit vertrauten Gruppe von Administratoren widerspiegelt. Seine Zeitgeographie dürfte zumindest weit weniger manipulative Elemente beinhaltet haben als seine Wertungen. Tiberius erscheint in den Annalen durchgängig als Heuchler und Täuscher. Doch ist vermutlich in dieser Darstellung auch eine Retrospektive eingebaut. Der beste aller Kaiser war nach der gut dokumentierten Einschätzung der römischen Oberschicht

³⁶ Siehe besonders Tac. Ann. 1, 29–33.

³⁷ Tac. Ann. 1, 39.

³⁸ Vgl. etwa Landwehr: Diesseits der Geschichte, S. 43–46; Russell West-Pavlov: Temporalities, London u. a. 2013.

³⁹ Peter Eich: Raum als Strukturkategorie imperialer Administration. Provinzteilungen und Provinzzusammenschlüsse im frühen vierten Jahrhundert, in: Claus Ambos u. a. (Hg.): Raumordnung, Norm und Recht in historischen Kulturen Europas und Asiens, Heidelberg 2016, S. 253–280.

⁴⁰ Den bekanntesten anderen Versuch bietet <https://orbis.stanford.edu>.

⁴¹ Zum Begriff siehe etwa Tim Buchen/Malte Rolf (Hg.): Eliten im Vielvölkerreich. Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn, 1850–1918 (Elitenwandel in der Moderne 17), Berlin 2015, S. 3–31.

Trajan, jener Kaiser, unter dem Tacitus selbst zum Historiographen geworden war. Tacitus hatte daher auch erlebt, dass der *optimus princeps* das Reich lange Jahre von den diversen Fronten gelenkt hatte; von Lagern an der unteren Donau im Dakerkrieg und dann etwa von Antiocheia in Syrien (dem heutigen türkischen Antakya) im Partherkrieg.⁴² Ohne Kaiser, das hatten die Bürgerkriege 68-70 gezeigt, konnte Rom jedoch nicht aktiv werden. Die lange Abwesenheit der Kaiser hatte gravierende Folgen für die städtischen Regierungsorgane und Teile der Senatsaristokratie. Aus dem geordneten politischen Prozess wurde Friedhofsruhe. Trajan hatte nach langen Konfliktjahren zwar Dakien zwischen Tehiss und Olt erobert. Aber sein vom Zaun gebrochener Partherkrieg wurde zu einem Fiasko, das den Fortbestand des Imperiums gefährdete.⁴³ Die Verkürzung der Kommunikationswege durch die Präsenz des Herrschers beim Heer hatte also keineswegs stets positive Resultate gezeitigt, schon gar nicht für die römischen Senatoren, die nicht zu den unmittelbaren Beratern des Herrschers vor Ort gehörten. Ein ihnen räumlich entrückter Kaiser war für Patronagemakler kaum erreichbar. Die Schilderung des Jahres 14 ist daher auch aufgeladen durch das Wissen des Berichterstatters um den Erfolg des Tiberius und das Scheitern Trajans. Auch das Fehlen einer Präfiguration konnte „Bedeutbarkeit“ im Sinne Hans Blumenbergs kreieren.

3. ARISTEIDES' ROMREDE: *URBS ET ORBIS*

Die zweite gewählte Momentaufnahme ist der Mitte des 2. Jh. n. Chr. entnommen. Der aufstrebende griechische Redner Ailios Aristeides erhielt auf Vermittlung einflussreicher Freunde während eines Romaufenthaltes die Chance, eine Rede auf die Stadt zu halten. Der Auftritt fiel in die Herrschaftsjahre des Kaisers Antoninus Pius. Über Antoninus ist in den literarischen Quellen so wenig tradiert, dass die Lobpreisungen des Panegyrikers Aristeides früher oft sehr wörtlich genommen wurden und die mittleren Jahrzehnte des 2. Jhs. n. als eine Art ideale Friedenszeit gewertet worden ist.⁴⁴ Die neuere Forschung hat diese Darstellung bei Aristeides relativiert, aber nicht gänzlich in Zweifel gezogen. Allerdings gilt es als ausgemacht, dass der Redner die Folgen einer nur regionalen Prosperität und einer – abhängig von exakten Datierungsvorschlägen für die Romrede, die meist entweder 143/44 oder Mitte der 150er Jahre angesetzt wird – nur kurzen Friedensphasen stark verallgemeinert.⁴⁵ Dennoch ist noch immer

⁴² Strobel: Kaiser Traian, S. 433–434.

⁴³ Ebd., S. 450–472.

⁴⁴ Siehe exemplarisch Edward Gibbon: *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire*, Bd. 1, London 1776, hrsg. v. David Womersley, London 1995, S. 37 zu einer eng an Aristeides angelehnten Würdigung der Segnungen durch die *pax romana*.

⁴⁵ Zu diesen beiden Ansätzen siehe Christopher Jones: *Elio Aristide e i primi anni di Antonino Pio*, in: Paolo Desideri/Francesca Fontanella (Hg.): *Elio Aristide e la legittimazione greca dell'impero di Roma*, Bologna 2013, S. 39–67 und Glen W. Bowersock: *Elio Aristide e Roma*, in: ebd., S. 25–38. Zeitumstände: Marcelo T. Schmitt: *Die römische Außenpolitik des 2. Jahrhunderts n. Chr.*, Stuttgart 1997; Christoph Michels: *Antoninus Pius und die Rollenbilder des römischen Princeps* (Klio Beihefte 30), Berlin u. a. 2018, S. 210–295; Mary T. Boatwright: *Hadrian and the Cities of the Roman Empire*, Princeton 2003.

zutreffend, dass nach der katastrophalen Niederlage Roms im Angriffskrieg gegen die Parther unter Trajan die beiden folgenden Herrscher, Hadrian und eben Antoninus, bzw. die Gruppen, für die diese Namen als Chiffren stehen, Angriffskriegen weitgehend eine Absage erteilt haben. Das Imperium konnte stabilisiert werden. Frieden zog, wenn auch mit harschen Unterschieden, Wohlstand für viele Gruppen nach sich, zumal die Kassen des Imperiums sich unter solchen Umständen rasch wieder befüllen ließen und die Möglichkeit boten, die Infrastruktur im Reich auszubauen.⁴⁶ Mitten in dieser Phase liegt die zufällig erhaltene Rede, über deren Kontexte wir aber kaum etwas wissen.⁴⁷

Aristeides hielt seine Preisrede auf die Stadt Rom und behandelt die *urbs* doch nur zu Beginn. Sein Changieren zwischen Stadt und Imperium ist einer der Aspekte der Rede, die für die Untersuchung der besonderen Zeitzone, die die urbane imperiale Metropole darstellt, von besonderem Interesse sind. Dieser Duktus kann nur exemplifiziert werden:⁴⁸

6. Sie ist nämlich in Wahrheit die erste Stadt, welche bewiesen hat, dass die Macht der Beredsamkeit nicht jedes Ziel erreicht. Es ist nicht nur unmöglich, so über sie zu sprechen, wie sie es verdient, sondern man kann sie nicht einmal so ansehen, wie sie es verdienen würde. Es wäre in der Tat ein alles sehender Argos nötig, mehr noch, der alles sehende Gott, welcher sie beherrscht. Wer könnte wohl, wenn er so viele von ihr erfasste Berggipfel erblickt, so viele Weideflächen in der Ebene, welche zur Stadt geworden sind, oder so viel Land, das unter dem Namen einer einzigen Stadt vereinigt ist, dies alles noch vollkommen überschauen? Von welcher Warte aus sollte er sie betrachten?

7. Was Homer über den Schnee gesagt hat, dass er, wenn er gefallen sei, Höhen ragender Berge und die Vorgebirge verhülle, auch die Felder voll Klee und die üppigen Fluren der Menschen, und dass er auf die Buchten des schimmernden Meeres und auf seine Gestade gefallen sei, das gilt auch von dieser Stadt. Sie bedeckt die ragenden Gipfel, bedeckt auch das Land in der Mitte und reicht selbst bis zum Meer hinab, wo sich der gemeinsame Handelsplatz aller Menschen und der gemeinsame Markt für die Erzeugnisse der Erde befindet. Wo auch immer sich jemand in der Stadt aufhält, es gibt nichts, was ihn hindern könnte, zugleich in ihrer Mitte zu sein.

8. Sie breitet sich aber nicht nur über die Oberfläche der Erde aus, sondern sie ragt ganz und gar ohne Beispiel unermesslich in den Himmel, dass ihre Höhe nicht so sehr mit einer Schneedecke als vielmehr mit den Berggipfeln selbst zu vergleichen ist. Wie ein Mann, der alle anderen an Größe und Stärke weit übertrifft, nicht zufrieden ist, wenn er nicht auch andere über sich emporhebt und trägt, so ist auch diese über soviel Land erbaute Stadt nicht damit zufrieden, sondern sie hebt noch weitere gleich große Städte über sich empor, eine über die andere, und trägt sie. Davon hat sie auch ihren Namen; denn nichts als „Stärke“ ist das, was man hier sieht. Wenn einer sie reinlich auseinandernehmen und die jetzt übereinander gebauten Städte auf die Erde stellen und nebeneinander aufreihen wollte, dann, glaube ich, würde alles, was jetzt von Italien noch dazwischenliegt, davon ganz ausgefüllt, und es entstünde eine einzige zusammenhängende Stadt, die bis zum Ionischen Meer hinreichen würde.

⁴⁶ Zum Wohlstand nicht nur der engeren Elite von etwa 1–2% in dieser Zeit siehe etwa Walter Scheidel/Steven J. Friesen: *The Size of the Economy and the Distribution of Income in the Roman Empire*, in: *Journal of Roman Studies* 99 (2009), S. 61–91; Willem Jongman: *Gibbon was Right. The Decline and Fall of the Roman Economy*, in: Olivier Hekster u. a. (Hg.): *Crises and the Roman Empire. Proceedings of the Seventh Workshop of the International Network Impact of Empire*, Leiden u. a. 2007, S. 183–199; Elio Lo Cascio: *The Early Roman Empire. The State and the Economy*, in: W. Scheidel u. a. (Hg.): *The Cambridge Economic History of the Graeco-Roman World*, Cambridge 2007, S. 619–647; differenzierter: Justin Leidwanger: *Roman Seas. A Maritime Archaeology of Eastern Mediterranean Economies*, Oxford 2020, speziell S. 207–209.

⁴⁷ Grundsätzlich stimme ich aber mit der frühen Datierung und entsprechenden Kontextualisierung von Jones: *Elio Aristide*, überein.

⁴⁸ Or. 26, 6–8. Übersetzung nach Richard Klein: *Die Romrede des Aelius Aristides*, Darmstadt 1983, S. 11–13.

In diesem Tonfall fährt Aristeides noch lange fort. Das Rom der Schaurede ist so groß, dass die Stadt in die Welt übergeht. Das Territorium der *urbs* erstreckt sich soweit, dass die Unterschiede zum Weltkreis, *orbis*, verschwimmen. Diese Schilderung beruht sicher zum einen auf der in der Tat immensen Ausdehnung des *caput mundi* der imperialen Welt. Nur ganz wenige Städte in dieser Zeit erreichten Einwohnerzahlen von mehreren hunderttausend Bewohnerinnen und Bewohnern. Schon 10.000 Menschen galten als eine große Anzahl. Eine Millionenstadt war daher ein Mirakel.⁴⁹

Sodann aber nutzt Aristeides diese physische Ausdehnung in der Folge zu einer Abstraktion. Ein Herrschaftsmittel des Imperiums war es, das römische Bürgerrecht Mitgliedern der lokalen Eliten zukommen zu lassen. Aristeides sagt/schreibt dazu:⁵⁰

59. Die bei weitem größte Aufmerksamkeit und Bewunderung verdient jedoch die Erhabenheit eures Bürgerrechts und der Gesinnung, die ihr damit verbindet. Es gibt wohl nichts, was insgesamt damit verglichen werden könnte. Ihr habt nämlich sämtliche Untertanen eures Reiches – wenn ich das sage, habe ich den ganzen Erdkreis gemeint – in zwei Gruppen eingeteilt und überall die Gebildeten, Edlen und Mächtigen zu Bürgern gemacht oder auch ganz und gar zu euren Verwandten, die übrigen Reichsbewohner gelten euch als Untertanen und Beherrschte.

Ob hinter den Bürgerrechtsverleihungen (außerhalb des Militärs) eine langfristig angelegte Strategie stand, rechtsförmig politische Kohäsion zu schaffen, oder ob diese Gunsterweisungen eher kontingent erteilt wurden, bleibt letztlich unklar. Unbekannt ist auch, wie hoch der Anteil der Menschen im Reich war, die Mitte des 2. Jh. schon das römische Bürgerrecht hatten.⁵¹ Die Folgewirkungen der für griechische Städte ganz untypischen rechtlichen Inklusionspraxis Roms beschreibt Aristeides aber durchaus zutreffend. Über die Verteilung des Bürgerrechts, an dem substantielle Vorteile anhängig waren, konnten Eliten in vielen Teilen des Imperiums stärker in das Geflecht von Normen und Institutionen eingewoben werden, das römische Staatlichkeit ausmachte. Dazu mussten sie nicht enthusiastische Anhänger römischer Herrschaft werden. Auch eine nüchterne Interessenabwägung konnte ausreichen, um Roms Herrschaft und eigene Aufstiegschancen unsicheren Aussichten vorzuziehen.⁵²

In der übrigen Rede behandelt Aristeides weitere von ihm diagnostizierte Segnungen römischer Herrschaft. Und ein Zug seiner Skizze ist für das Thema imperiale Zeitlichkeit und imperiale Zeiterfahrungen besonders interessant. Aristeides gibt keine historisch-diachrone Über-

⁴⁹ Frank Kolb: Rom. Die Geschichte der Stadt in der Antike, München 2002, S. 448–455.

⁵⁰ Or. 26, 59, nach Klein: Die Romrede, S. 37.

⁵¹ Wegen der verarbeiteten Materialmenge lesenswert bleibt Adrian N. Sherwin-White: The Roman Citizenship, Oxford ²1973, S. 264–274. Vgl. aktueller Arnaud Besson: Fifty Years before the Antonine Constitution: Access to Roman Citizenship and Exclusive Rights, in: Lucia Cecchet/Anna Busetto (Hg.): Citizens in the Graeco-Roman World. Aspects of Citizenship from the Archaic Period to AD 212, Leiden 2017, S. 199–220.

⁵² Siehe etwa Kathell Berthelot/Jonathan Price: In the Crucible of Empire. The Impact of Roman Citizenship upon Greeks, Jews and Christians, Leuven u. a. 2019; Kostas Buraselis: Theia Dorea. Das göttlich-kaiserliche Geschenk. Studien zur Politik der Severer und zur Constitutio Antoniniana, Wien 2007; Antonio Palma: Civitas romana, civitas mundi. Saggio sulla cittadinanza romana, Turin 2020; S. Zoumbaki, Romans in the *poleis* of Greek Mainland and Adjacent Islands. The Evolution of Their Relations in the Light of Honorific Texts, in: Anna Heller/Onno M. van Nijf, (Hg.): The Politics of Honour in the Greek Cities of the Roman Empire, Leiden u. a. 2017, S. 245–271.

sicht über die Entstehung und Ausbildung römischer Herrschaft. Dieses Motiv mag gelegentlich leise anklingen. Aber eigentlich ist römische Herrschaft in und nach dieser Rede zeitlos. Sie besteht seit langer Zeit, ist unangefochten und wird – so die angestrebte Schlussfolgerung – fort dauern. Erneut soll ein Beispiel diesen Duktus verdeutlichen:⁵³

An Kriege, auch ob es sie jemals gegeben hat, glaubt man nicht mehr, allein Erzählungen darüber werden von den meisten wie Mythen aufgenommen. Wenn aber einmal irgendwo an den Grenzen Kämpfe aufflammten, wie es in einem unermesslich großen Reich natürlich ist angesichts der Tollheit der Daker, der misslichen Lage der Libyer oder des Elends der Völker am Roten Meer, die unfähig sind, die Segnungen der Gegenwart zu genießen, dann verschwanden die Kriege rasch wieder ganz wie Mythen, und auch die Erzählungen über sie.

Dieser Paragraph steht wegen der Angabe konkreter Feinde/Ethnien im Zentrum der Datierungsdebatten. Ob er aber überhaupt Informationen über rezente Kampfhandlungen präzise wiedergeben soll, muss fraglich bleiben.⁵⁴ Er könnte auch darauf verweisen, dass es in Rom Debatten über die Politik von Hadrian und Antoninus gegeben hat, auf Angriffskriege weitgehend zu verzichten. Aber er liest sich doch wie ein generelles Bekenntnis zu einer Friedenszeit, in der die Geschichte beinahe zu einem Ende gekommen ist. Dies ist natürlich ein sehr spezifischer Geschichtsbegriff, der vielleicht Braudels „histoire événementielle“ nahe kommt, aber eher noch einem Verständnis, das man heute oft mit einem Zitat Carlo Levis wiedergibt: „Sono passati molti anni, pieni di guerra, e di quello che si usa chiamare la Storia.“⁵⁵ Aristeides' Ausführungen zu einer auch imperial erfahrbaren Zeit sind dabei zweigeteilt. Es gibt eine imperiale Vergangenheit, die in eine Abfolge von Weltreichen gekleidet ist. Aristeides beschränkt sich dabei auf Imperienbildungen mit Bezug zur griechischen Geschichte. Athener, Spartaner und Makedonen, aber auch Perser werden als Vorläufer Roms behandelt.⁵⁶ Aber sie bilden keine Präfigurationen römischer Herrschaft. Die Bemühungen anderer Völker (im antiken Sinn) blieben nach Aristeides mehr oder minder deutlich unvollkommen, die von ihnen angestoßenen Reichsbildungen waren aus unterschiedlichen Gründen zum Scheitern verurteilt.⁵⁷ Vergangenheit wird durch diese älteren Imperiumsbildungen konstituiert. Die römischen Eroberungen haben ihnen ein Ende gesetzt. Aber diese Herrschaftsanfänge gestaltet der Redner nicht aus. Die impe-

⁵³ 70, nach Klein: Die Romrede, S. 43.

⁵⁴ Charles Behr: P. Aelius Aristides. The Complete Works II Orations XVII-LIII, Translated into English, Leiden 1981, S. 373. Zudem stellt Christopher Jones: Elio Aristide, S. 63–67 zahlreiche Parallelen zusammen, die sich in griechischsprachigen Autoren der Zeit finden: Der Friedensgedanke war im 2. Jh. ein typischer Aspekt des Rompreises, unabhängig von dem regierenden Herrscher. Siehe speziell Plut. Praec. 824C; Arr. Diss. Epict. II 22, 22; Appian Praef. 24; Paus. 8, 43, 3-6 sowie die XXV. Rede von Aristeides an die Rhodier. Allerdings lassen sich diese Stellen auch exakter datieren; sie stehen öfter im Zusammenhang mit nachweisbaren Friedensperioden, müssen also nicht bloße Topoi bieten. Bei der Romrede bleibt eben dieser Punkt unsicher. Braudel: Vgl. Anm. 7.

⁵⁵ Carlo Levi: Cristo si è fermato ad Eboli, Turin 1994 [Turin 1945], S. 3; Siehe etwa John R. Patterson, Landscapes and Cities. Rural Settlement and Civic Transformation in Early Imperial Italy, Oxford 2006, als vorgeschaltete Maxime.

⁵⁶ XXVI § 15–27.

⁵⁷ Zu dem Athen dieser Rede und im Panathenaicus siehe Bowersock: Elio Aristide.

rial-römische Vergangenheit, Aristeides' Gegenwart und die sicher angenommene imperiale Zukunft verschmelzen bei ihm weitgehend zu einem homöostatischen Kontinuum.

Die Rede des Aristeides steht wie angesprochen weitgehend isoliert im Befund. So scheint das Bild einer friedlichen Stille *ex negativo* eine gewisse Bestätigung zu finden. Dieser Zustand muss dabei nicht positiv bewertet worden sein. Jörg Fündling hat den von Aristeides diagnostizierten Stillstand spöttisch die „Mittagsruhe des Reichs“ genannt.⁵⁸ Das Imperium scheint dann eine Verlaufskurve wie ein Menschenleben zu haben und sich, nun schon fortgeschrittenen Alters, eine Pause zu gönnen. Solche Metaphern bergen natürlich stets die Gefahr einer Verselbständigung. Sie geben nur Eindrücke wieder, die sich bei der Lektüre von einzelnen Autoren aus der Zeit einstellen.

Um die suggestive Kraft von einzelnen Stichworten aus den Quellen, die in langen Forschungstraditionen ein Eigenleben entwickelt haben, auf die Probe zu stellen und sich ihnen zumindest teilweise entziehen zu können, ist es hilfreich, eine für sich genommen banale Einsicht präsent zu halten. Auch der viel rezipierte Aristeides bietet ganz eindeutig eine manipulierte Form der Zeitdeutung. Sie ist nicht zyklischer Art, sondern versucht, für seine Zuhörer oder spätere Leser die spezifische Konstellation Mitte des 2. Jh. als einen Idealzustand zu definieren, der ein dauerhaftes Äquilibrium bieten soll. Aus dieser Absicht heraus erklärt sich, dass eine exakte Datierung der Rede kaum möglich sein wird. Dass Teile der politischen Elite durchaus eine andere Zukunftsvorstellung hatten, zeigt der Übergang zu massiven Militärschlägen gegen die Parther unmittelbar nach dem Tod des Antoninus. Unter dem Philosophenkaiser Marcus wurde auch die Expansionspolitik Roms in Zentraleuropa wieder aufgenommen.⁵⁹ Für Teile der römischen Entscheidungselite gab es offenbar eine von der Vorstellung des Aristeides abweichende Zukunft, die sich in einer weiteren Ausdehnung römischer Macht zeigen sollte. Diese Kriege sollten massive Veränderungen in Nordosteuropa auslösen, die erst sukzessive aus archäologischem Material rekonstruiert werden können.⁶⁰ Aber für das Zeitverständnis der betroffenen Menschen außerhalb des Imperiums fehlen alle Schriftzeugnisse.

Dass Aristeides' glücklicher Stillstand eine sehr spezifische Zeitdeutung war, konnte der Redner selbst in Erfahrung bringen. Einen anderen Erfahrungsmodus brachte ihm wie vielen seiner Mitmenschen das imperiale Mikromanagement der Zeit der anderen bei. Es war in den zahlreichen Städten des Imperiums üblich, Aufgaben im Interesse der Allgemeinheit ohne Entschädigung oder Besoldung Einwohnern oder Bürgern zu übertragen, die die Ausführung zu

⁵⁸ Jörg Fündling: *Marc Aurel*, Darmstadt 2008, S. 57.

⁵⁹ Anthony R. Birley: *Marcus Aurelius. A Biography*, London ²1993, S. 254; William Kerr: *A Chronological Study of the Marcomannic Wars of Marcus Aurelius*, Princeton 1995, S. 26–28; Ragnar Hund: *Studien zur Außenpolitik der Kaiser Antoninus Pius und Marc Aurel im Schatten der Markomannenkriege*, Rahden 2017 (spricht sich eher für Präventivschläge aus).

⁶⁰ Siehe die Beiträge in Alexander Rubel/Hans-Ulrich Voß (Hg.): *Experiencing the Frontier and the Frontier of Experience. Barbarian Perspectives and Roman Strategies to Deal with New Threats*, Summertown 2020.

besorgen hatten. Dies konnten bei Ärmeren Bau- oder Instandsetzungsarbeiten an Straßen oder Dämmen sein. Für die soziale Elite waren es (neben Zahlungen) Tätigkeiten eines ganz anderen Profils. Sie konnten eventuell auch die Chance für Gewinnfälle bieten. Oft waren sie aber auch mit erheblichen Haftungsrisiken verknüpft. Aristeides wurde mehrfach zu solchen Positionen ernannt. Beim zweiten Mal sollte er die Ordnungskräfte in seiner Heimatstadt Hadrianoi leiten.⁶¹ Dies war nun mit Sicherheit keine attraktive Aufgabe, die auch persönlichen Einsatz voraussetzte. Er selbst sah sich im Einklang mit der imperialen Rechtslage als prominenter Redner von solchen Pflichten freigestellt und begann bei hohen römischen Amtsträgern gegen seine Ernennung anzukämpfen. Doch wie viele andere Menschen musste er erfahren, dass es zu wenige hohe römische Richter gab und diese schwer zugänglich waren. Aristeides nutzte alle seine Patronagenetzwerke und hatte schließlich Erfolg. Aber er musste lange Zeit auf diesen Erfolg warten und immer wieder dafür antichambrieren. Timo Reuter hat vor kurzem ein Buch über das Warten in der Geschichte geschrieben, gerade auch über lange Schlangen von Menschen, die vor einem Eingang, einer Kasse etc. anstehen.⁶² Solche Schlangen gab es auch in der Stadt Rom, doch wurden sie nie zu einem typischen Phänomen. Aber das endlose Warten auf Entscheidungen römischer Amtsträger, etwa Richter, war eine typische Erfahrung von Bewohnern im Reich.⁶³

Wie unzählige andere auch machte Aristeides schließlich eine potentielle Umbruchserfahrung. Wie schon angesprochen, setzten die neuen Kaiser Marc Aurel und Lucius Verus ab 161 wieder auf eine expansiv-offensive Strategie gegenüber seinem Nachbarn im Osten. Nach einem Angriff auf Mesopotamien schleppten 166 Legionäre, die in der Hitze der Region sich lange unter den Leichen Erschlagener aufgehalten hatten, eine Seuche mit in das Imperium ein.⁶⁴ Diese Seuche verbreitete sich sehr stark und hinterließ unzählige Opfer. Einzelne Forscher gehen von einer Variante der Pocken aus, aber sicher können wir in diesem Punkt nicht sein. Auch Aristeides erkrankte, überlebte aber.⁶⁵ Die Quellen schildern zwar die Wirkung der Krankheit. Aber eine wirkliche Einordnung dieser Epidemie aus der Zeit selbst fehlt. Da Marc Aurel als ein Idealherrscher galt, wird den exkulpierenden Quellen eine solche Einordnung auch nicht leichtgefallen sein. Sonst werden Kaiser oft für Unglücksfälle und Katastrophen verantwortlich gemacht. Seit längerer Zeit haben heutige Forscherinnen und Forscher dagegen diese Seuche als den einen großen Bruch in der Geschichte des Imperiums ausgemacht. Sie sehen in dem Imperium vor den hundertsechziger Jahren einen durch Frieden, eine ausgebaute Infrastruktur und Wohlstand gekennzeichneten Wirtschaftsraum, in dem es auch Wirtschafts-

⁶¹ Or. 50, 71–94.

⁶² Timo Reuter: *Warten. Eine verlernte Kunst*, Frankfurt 2019.

⁶³ Siehe besonders eindringlich P. Euphr. 1.

⁶⁴ Vgl. übersichtlich Fündling: *Marc Aurel*, S. 95–101.

⁶⁵ Or. 33, 6; 48, 38–39; 51, 25.

wachstum gegeben habe. Dieses Wachstum sei mit der Pandemie zu einem Ende gekommen.⁶⁶ Die Höhe der Übersterblichkeit durch die und wirtschaftliche Folgen der Epidemie sind jedoch intensiv umstritten.⁶⁷ Inwieweit sie eine Binnenschwelle in der römischen Entwicklung darstellt, wird weiterhin diskutiert werden müssen.

4. AMMIANUS UND „LA GRANDE ROMA DEGLI ANTONINI“⁶⁸

Auch bei dem letzten ausgewählten Beispiel handelt es sich um eine unter Althistorikerinnen und -historikern sehr bekannte Episode. Der Historiograph Ammianus Marcellinus berichtet aus der Rückschau der Zeit um 390 vom Einzug des Kaisers Constantius II. in die Stadt Rom 357. Ammianus, geboren gegen 330, lebte zeitweilig in Rom, war aber zum Zeitpunkt dieser Zeremonie noch nicht dort.⁶⁹ Vielleicht hat er jedoch während seines Rom-Aufenthalts den Besuch eines anderen Kaisers, Theodosius' I., in Rom miterlebt.⁷⁰ Dann ist eventuell mit Überlagerungen von Erlebtem und Tradiertem zu rechnen. Für die folgende Argumentation ist bedeutsamer, dass Ammianus vom ersten Aufenthalt eines legitimen Kaisers in Rom nach längerer Zeit berichtet:⁷¹ Mitte des 4. Jh. besuchten die Kaiser sehr selten die alte Kapitale, sondern verwendeten unterschiedliche frontnähere Städte als Zentralen, von denen Konstantinopel noch nur eine war. Rom wurde im 5. Jh. wieder häufiger Residenz von Kaisern, erlangte jedoch den Status als unangefochtener Hauptsitz der kaiserlichen Regierung, den es bis zur Mitte des 3. Jh. gehabt hatte, nicht wieder.

Constantius begab sich nach einem großen Sieg nach Rom. Mehrere Jahre hatte sich der Westen einem Usurpator namens Magnentius unterstellt, den Constantius 350-351 unter massiven Verlusten für beide Seiten hatte niederringen können.⁷² Nach einem Bürgerkrieg konnte oder sollte ein Kaiser eigentlich keinen Triumph feiern, der einen Sieg über äußere Feinde voraussetzte, und doch trug Constantius' Einmarsch Züge einer solchen Siegesfeier. Ob der Kaiser diese implizit in jedem Fall gegebenen Bezüge auch expliziert hat, ist in der Forschung auch aufgrund einer unterschiedlichen Würdigung weiterer Quellen umstritten, für die fol-

⁶⁶ Siehe die sehr unterschiedlichen Wertungen in: Elio Lo Cascio (Hg.): *Impatto della „peste antonina“*, Bari 2012.

⁶⁷ Kyle Harper: *The Fate of Rome. Climate, Disease and the End of an Empire*, Princeton u. a. 2017, S. 23–26, S. 98–115. Stark abweichend: Colin P. Elliott: *The Antonine Plague, Climate Change and Local Violence in Roman Egypt*, in: *Past & Present* 231 (2016), S. 3–31.

⁶⁸ Bezugspunkt der Zwischenüberschrift ist die bekannte Ausstellung „La Grande Roma dei Tarquini“. *Catalogo della mostra*, Roma 1990.

⁶⁹ John Matthews: *The Roman Empire of Ammianus*, London 1989, S. 8–17.

⁷⁰ Ebd., S. 11.

⁷¹ Wir wissen leider nicht, wie Ammian die Usurpation des Nepotianus 350 n. in Rom behandelt hat. M. E. steht aber zu erwarten, dass er in diesem Juni-Kaisertum kaum mehr als eine Scharade gesehen hat, die das Fehlen eines legitimen Kaisers im alten *caput mundi* eher unterstrichen haben dürfte. Vgl. Kay Ehling: *Die Erhebung des Nepotianus in Rom im Juni 350 n. Chr.*, in: *Göttinger Forum für Altertumswissenschaft* 4 (2011), S. 143–159, DOI: <https://doi.org/10.14628/gfa.2001.0.76761>.

⁷² Bruno Bleckmann: *Die Schlacht bei Mursa und die zeitgenössische Deutung eines spätantiken Bürgerkriegs*, in: Hartwin Brandt (Hg.): *Gedeutete Realität. Krisen, Wirklichkeiten, Interpretationen (3.-6. Jh.)*, Stuttgart 1999, S. 47–102.

genden Überlegungen aber nicht entscheidend.⁷³ Ammian nutzt jedenfalls diese Gelegenheit einer für die Römer ungewohnt gewordenen, nach dem Autor wegen der Anklänge an einen Triumph über Mitbürger verwerflichen, zugleich aber tief in der Tradition verankerten Zeremonie, um ein Gemälde der Stadt zu erstellen. Eine wichtige Zutat zu allen Romskizzen des Historiographen ist eine narrative Form der Defizitfeststellung. Ammian karikiert etwa mehrfach die dauerhaft in und um Rom angesiedelten Teile der Senatsaristokratie.⁷⁴ Doch die Anmutung von Verlust Erfahrung rührt darstellungsintern nicht nur aus solchen urbanen Pasquillen, sondern auch aus deren imperialen Kontexten: Ammianus vermittelt zumindest den Eindruck, dass Beobachter die militärische Schwäche des Imperiums registrieren konnten, die gerade auch aus den Bürgerkriegen herrührte, von denen die Zeit des Constantius erfüllt war. Sowohl an Rhein und Donau als auch an Euphrat und Tigris war das Imperium in seiner Mit- und Alleinherrschaft oft in der Defensive und musste, etwa bei Amida, harte Schläge hinnehmen. Die antike Kritik an Constantius hat die Forschung der letzten Jahrzehnte zwar relativiert.⁷⁵ Aber für die „affective arrangements“ Ammians sind heutige analytische Zugänge nicht entscheidend. Der Historiograph entfaltet oft Stimmungen.⁷⁶ Dies gilt jedenfalls für Constantius' Romreise, wie der folgende Auszug zeigt:⁷⁷

Während derartige Vorkehrungen im Osten und in Gallien entsprechend den damals vorhandenen Möglichkeiten getroffen wurden, verlangte es den Constantius, als wenn der Tempel des Janus geschlossen und alle Feinde niedergeworfen wären, danach, Rom einen Besuch abzustatten, um nach dem Ende des Magnentius, zwar ohne einen Titel, aber wegen vergossenen römischen Blutes einen Triumph zu feiern.

[...] Also wurden umfangreiche Vorbereitungen getroffen, dann durcheilte er zur Zeit der zweiten Präfektur des Orfitus die Stadt Oriculum, stolz auf die ihm erwiesenen Ehrungen und umgeben von furchterregenden Kriegsscharen. So geleitet, setzte er seinen Weg wie an der Spitze einer Schlachtreihe fort, und aller Augen richteten sich auf ihn, ohne den Blick abzuwenden. So näherte er sich der Stadt und blickte mit heiterer Miene auf die Ehrenbezeugungen des Senats und die ehrwürdigen Gestalten patrizischer Herkunft, aber es musste ihm so vorkommen, als ob er nicht wie der bekannte Gesandte des Pyrrhus, Kineas, eine Versammlung von Königen vor sich sähe, sondern ein Asyl für die ganze Welt. Dann wandte er sich der Plebs zu und staunte, in welcher großen Menge Menschen jeder Art und aus allen Gegenden der Welt in Rom zusammenströmten. Als wollte er den Euphrat oder den Rhein durch den Glanz seiner Waffen schrecken, ließ er die Feldzeichen auf beiden Seiten voranziehen. Er selbst saß allein auf einem goldenen Wagen, der im Schmuck bunter, glänzender Edelsteine erstrahlte und mit dessen Glanz sich ein bestimmtes wechselndes Licht zu vermischen schien. Hinter dem bunten Zug, der voranschritt, umgaben den Kaiser die aus Purpur-

⁷³ Aus der reichen Literatur sei verwiesen auf: Carlos Machado: *Urban Space and Aristocratic Power in Late Antique Rome: AD 270–535*, Oxford 2019, S. 126; Mark Humphries: *From Emperor to Pope? Ceremonial Space and Authority at Rome from Constantine to Gregory the Great*, in: Kate Cooper/Julia Hillner (Hg.): *Religion, Dynasty, and Patronage in Early Christian Rome, 300-900*, Cambridge 2007, S. 21–58, S. 32, mit ebenfalls changierenden Einordnungen. Siehe ebd. für die Parallelquellen.

⁷⁴ 14, 6; 28, 4.

⁷⁵ Einen guten Überblick über laufende Debatten bietet Felix K. Maier: *Palastrevolution. Der Weg zum hauptstädtischen Kaisertum im Römischen Reich des vierten Jahrhunderts*, Paderborn 2019, S. 94–106.

⁷⁶ Vgl. speziell 21, 16, 15. Zu dem Begriff, der aus dem Umfeld des Berliner SFB 1171 „Affective Societies“ stammt, siehe Jan Slaby u. a.: *Affective Arrangements*, in: *Emotion Review* 11 (2019), S. 3–12, DOI: <https://doi.org/10.1177/1754073917722214>. Für den Hinweis danke ich Barbara Korte.

⁷⁷ 16, 10, 1–17. Übersetzung nach Wolfgang Seyfarth: *Ammianus Marcellinus: Römische Geschichte. Lateinisch und Deutsch und mit einem Kommentar versehen*, 4 Bände, Berlin 1968-1971, Bd. 1, S. 175–177. Wichtig für meine Interpretation ist der Kommentar von Pieter de Jonge: *Philological and Historical Commentary on Ammianus Marcellinus XVI*, Groningen 1972, S. 109–137.

fäden gewebten Drachenzeichen, die an der Spitze vergoldeter und mit Edelsteinen verzierter Lanzen angebracht waren. Sie blähten sich mit weit geöffnetem Rachen im Winde und sahen so aus, als ob sie gereizt züngelten, und ihre Schweife schlängelten sich im Wind. Zu beiden Seiten des Kaisers schritten in doppelter Reihe Bewaffnete mit Schild und Helmbusch, strahlend im Glanz der schimmernden Panzer, dazwischen Panzerreiter, die sogenannten Clibanarier, mit Helmvisier, geschützt durch Harnisch und mit ehernem Wehrgehenk gegürtet. Man hätte sie für Standbilder halten können, die des Praxiteles Hand geglättet hatte, nicht aber für Männer. Dünne Metallplatten, die sich dem Körper anschmiegen, umgaben ihre Glieder, so dass sich diese Eisenkleidung allen Bewegungen der Gelenke anpasste, die notwendig waren; so dicht war die Verbindung der einzelnen Teile gefügt.

Glückverheißende Zurufe begrüßten den Kaiser, und er erschauerte nicht bei dem Widerhall, den Berge und Ufer zurückwarfen, sondern zeigte sich so unbeweglich, wie man ihn auch in seinen Provinzen sah. Sooft er durch eins der hohen Tore fuhr, bückte er sich, obwohl von kleiner Statur, sonst richtete er wie mit gepanzertem Hals den leuchtenden Blick geradeaus und wandte das Gesicht weder nach rechts noch nach links. Wie ein menschliches Standbild schwankte er nicht, wenn ein Rad einen Stoß verursachte, und er spuckte nicht aus und rieb oder wischte sich nicht die Nase, und nie sah man ihn auch nur eine Hand bewegen. Freilich nahm er diese Haltung bewusst ein, doch waren dies und manches andere im diesseitigen Leben Anzeichen für eine überdurchschnittliche Selbstbeherrschung, die, wie man zu verstehen gab, ihm allein zustand.

[...] Nach seinem Einzug in Rom, der Heimstatt des Reichs und aller Tugenden, kam der Kaiser zur Rednertribüne. Da setzte ihn das Forum, das die ehemalige Macht so deutlich erkennen lässt, in Erstaunen. Nach welcher Seite er auch den Blick wandte, blendete ihn die Menge der Wunderdinge. An den Adel richtete er in der Kurie eine Rede, an das Volk eine solche von einer Rednertribüne aus, und als er im Palatium mit vielfachen Gunstbeweisen empfangen wurde, genoss er die Freude, die er sich gewünscht hatte.

[...] Dann kam der Kaiser zum Trajansforum. Nach unserer Meinung lässt es sich mit keinem anderen Bauwerk unter dem Himmel vergleichen und verdient sogar nach der Meinung der Gottheiten Bewunderung. Da blieb er wie vom Donner gerührt stehen, und seine Gedanken schweiften um die gigantischen Konstruktionen, die Worte nicht schildern können und die von Menschen nicht noch einmal erreicht werden.

Mehrere Motive werden hier zu einem Bilderreigen zusammengewoben: Da ist die bedrohliche Aura, die ein römischer Kaiser in Rom dem römischen Volk *par excellence* vermitteln möchte. Constantius selbst erscheint als Bild im Bild, in dem er eine hieratische Unbeweglichkeit annimmt, die ihn ikonengleich erscheinen lassen und alle anderen distanzieren soll.⁷⁸ Und da ist die Schilderung des paradigmatischen urbanen Raums, der sich nicht auf einen Kulissenstatus reduzieren lässt. Der Einzug des Kaisers gewinnt seine Bedeutung gerade auch durch die Größe und Pracht des *imperii virtutumque omnium lar*, der Heimstätte des Imperiums und aller Tugenden.⁷⁹ Senat und Volk begrüßen ihren Herrscher wie seit nunmehr fast vierhundert Jahren üblich. Und doch ist wegen der Singularität dieses Kurzbesuchs alles anders: Man könnte auf den ersten Blick den Eindruck gewinnen, der Kaiser komme als Tourist, um die Monumente einer längst vergangenen Epoche zu besichtigen. Rom wirkt fast museal.

⁷⁸ Diese „Iconicità“ der Kaiser sollte erst in den Jahrzehnten und Jahrhunderten nach Constantius ihre volle Entfaltung finden. Vgl. Maria C. Carile: Iconicità e potere nella tarda antichità: il principe cristiano nel suo spazio, in: Sylvain Destephen u. a. (Hg.): *Le prince chrétien de Constantin aux royautes barbares (IVe-VIIIe siècles)* (Collèges de France - CNRS. Centre de recherche d'histoire et civilisation de Byzance. Travaux et Mémoires 22/2), Paris 2018, S. 197–226.

⁷⁹ 16, 10, 13.

Jedoch hat Ralf Behrwald zeigen können, dass dies nur der erste Augenschein ist. Ammians Rom war kein Museum: Die Prachtkulisse, die entfaltet wird, wird bewusst nicht in historischer Schichtung präsentiert.⁸⁰ Am meisten wird Constantius beeindruckt vom Trajansforum und Monumenten des flavisch-adoptivkaiserzeitlichen Roms, zwischen denen aber nicht zeitlich differenziert wird. Die vermutlich in der Mitte des 4. Jh. noch besonders sichtbare severische Bauphase wird ebenso wenig angesprochen wie die von Constantins Feind Maxentius. Constantius steigt nicht in ein Museum herab, sondern soll sich in ein zeitstufenloses Ensemble imperialer Pracht gestellt gesehen haben, aus dem vor allem die Gegenwart herausfällt. Es geht Ammian bei seiner Schilderung also nicht darum, wie ein Führer historische Monumente mit ihren architektonischen Phasen vorzuführen. Er will eine Kaiserideologie illustrieren, die sich in den Großbauten der Vergangenheit abgelagert hatte: Oftmals assoziiert mit großen Siegen, stehen sie für die Stärke des Imperiums, in Rom – und im Reich. Diese Ideologie habe Constantius auf eine Probe gestellt, an der er gescheitert sei. Der kleine Kaiser erstaunt beim Anblick des großen Roms. Er kennt die Stadt nicht, er ist ein Kaiser der Provinzen.⁸¹ In der Tat musste sich Constantius, nach Constantins Tod 337 zuerst Kaiser im Osten und erst seit dem Sieg über Magnentius Augustus des Westens, lange Zeit in Grenznähe, etwa in Antiocheia (Antakya) oder Sirmium (Sremska Mitrovica) oder bei den Truppen in Mesopotamien aufhalten. Der altgediente Militär Ammian würdigt die Taten des Kaiser-Generals jedoch nicht, sondern stellt den mit Zurückhaltung oder eher schon Augenmaß geführten auswärtigen Kriegen maliziös die Siege in Bürgerkriegen gegenüber. Dass in der Festlegung des Kaisers auf die Generalsrolle eine strukturelle Problematik angelegt war, scheint dem scharfsinnigen Beobachter Ammian wie anderen Mitgliedern der Eliten bewusst gewesen zu sein.⁸² Expliziert werden die Dilemmata jedoch nicht, sondern eher schon indirekt mitverhandelt. Die Machtarchitektur Roms weist den Kaiser jedenfalls als Versager aus.

Ammian könnte mit seiner Kaiserkritik Ansichten wiedergeben, die einige römische Senatoren der Zeit teilten oder überhaupt erst lancierten. Weiterhin hatten viele adlige Familien des Imperiums einen Sitz in oder bei Rom und Güter in Italien. Ihre Namen drücken ein bestimmendes Zeitgefühl in Rom aus: Kontinuität, auch wenn diese Kontinuität eine fiktive war.⁸³ Aufgrund seiner harschen Kritik an Senatoren der Zeit wird diese ältere Forschungsposition heute jedoch in aller Regel abgelehnt.⁸⁴ Aber Ammian schreibt jedenfalls als römischer Insider. Constantius dagegen erscheint als Fremder. Zu der prachtvollen Größe Roms fügt er lediglich

⁸⁰ Ralf Behrwald: *Die Stadt als Museum? Die Wahrnehmung der Monumente Roms in der Spätantike*, Berlin 2009, S. 78–86.

⁸¹ Vgl. speziell 16, 10, 9 mit de Jonge: *Commentary*, S. 120.

⁸² Maier: *Palastrevolution*, S. 93–172.

⁸³ Aus der immensen Literatur sei hier nur verwiesen auf Heike Niquet, *Monumenta virtutum titulique: Senatorische Selbstdarstellung im spätantiken Rom im Spiegel der epigraphischen Denkmäler*, Stuttgart 2000.

⁸⁴ Gavin Kelly: *Ammianus Marcellinus. The Allusive Historian*, Cambridge 2008, S. 109–158.

einen, allerdings überdimensionierten Obelisken hinzu.⁸⁵ Wie immer der Kaiser dieses Geschenk gedeutet wissen wollte, kann es darstellungsintern die Spannungen zwischen der steingewordenen imperialen Größe und den Leistungen des (Ost-) Kaisers nicht auflösen.

Wie Aristeides nutzt Ammian den Blick auf die Stadt Rom, um die Wirkung der Zeit kurz aufzuheben, also für einen literarisch-manipulativen Stillstand: Roms Größe bestand schon sehr lange und erschien dem Historiographen unanfechtbar. Ammians Weltbild ist daher auch als teleologisch beschrieben worden: Mit dem Imperium Romanum habe die Geschichte für ihn ein unvergängliches Stadium und einen nicht hintergehbaren Erklärungshorizont erreicht.⁸⁶ Gerade seine Passagen über Rom, „den Tempel der ganzen Welt“ verdeutlichen diese Welt-sicht.⁸⁷ Dieser Optimismus gründete sich offenbar auch in Ammians Interpretation der Geschichte des 3. Jh., die er in heute leider verlorenen Büchern behandelt hatte. Durch Einigkeit und römische Tugenden waren hundert Jahre zuvor größte Gefahren vom Imperium abgewehrt worden. Diese Erfahrung erschien ihm wiederholbar.⁸⁸ Aber wie die Kritik an Kaisern und Senatoren sowie die Berichte über die Kämpfe gegen äußere und innere Feinde veranschaulichen, war das Geschichtsbild des Historiographen deswegen nicht statisch. Unterhalb der obersten Sinnenebene, seines Glaubens an die *Roma aeterna*, war es von dem Wissen um die „Veränderlichkeit“ der Welt geprägt.⁸⁹ Seine Sicht auf den Einzug des Constantius in Rom muss daher mit einem doppelten Fokus gelesen werden. Wie die jüngere Forschung für die severische Zeit herausgearbeitet hat,⁹⁰ lässt sich als Kontext von Ammians Beschwörung römischer Ewigkeit ein Unbehagen mitlesen, das sich aus einer Diskrepanzempfindung ergab. Das Imperium war an den Grenzen in einer prekären Defensive. Und wenn auch die Kaiser des 3. und 4. Jhs. Rom weiter ausgeschmückt haben, wie eben Constantius mit einem monumentalen Obelisken, erstreckte sich die Bautätigkeit der Herrscher des 4. Jh. doch weit häufiger auf ihre bevorzugten Residenzen, wie etwa Konstantinopel, das in Ammians Lebenszeit langsam zur eigentlichen Hauptstadt wurde.⁹¹ Ammian verhandelt daher in diesem langen Exkurs zu Constantius' Pseudo-Triumph unter anderem Schwankungen zwischen Zentren und Peripherien, die er im Lichte der Prachtkulisse Roms ausleuchtet. Grenznahe Städte wurden Zentren eigenen Rechts. Rom trat hinter sie zurück. Diese Entwicklungen wie die Bedrohungen des Reichs bewirken, dass bei

⁸⁵ Vgl. Amm. 17, 4, 6-20 und CIL VI 1163 = 31249 = X 1863 = XIV *174 = CLE 268 = 279 = ILS 737 = AE 2012, 177.

⁸⁶ Dariusz Brodka: Ammianus Marcellinus. Studien zum Geschichtsdenken im vierten Jahrhundert n. Chr., Krakau 2009, S. 32–40.

⁸⁷ 17, 4, 13.

⁸⁸ Bruno Bleckmann: Die Reichskrise des III. Jahrhunderts in der spätantiken und byzantinischen Geschichtsschreibung. Untersuchungen zu den nachdionischen Quellen der Chronik des Johannes Zonaras, München 1992, S. 409–410.

⁸⁹ Brodka: Ammianus Marcellinus, S. 131.

⁹⁰ Siehe oben Anm. 17.

⁹¹ Zu Ammians Haltung bzw. Ignorieren dieser spezifischen Veränderung siehe Gavin Kelly: The New Rome and the Old: Ammianus Marcellinus' Silences on Constantinople, in: *Classical Quarterly* 53 (2003), S. 588–607.

den spöttischen Aussagen des in Rom schreibenden, imperialen Historiographen noch eine andere Zeitempfindung mitschwingt: Romnostalgie. Die Prachtfassaden der Tiberkapitale konnten die Probleme von *urbs* und *orbis* nur kurz kaschieren.

5. FAZIT: ZEITERFAHRUNGEN IN EINER IMPERIALEN METROPOLE

Bestimmte Erfahrungen von Zeit sind nicht an spezifische Epochen, etwa die europäische Moderne, gebunden. Sie treten allerdings in bestimmten Phasen deutlicher in den Fokus und überschreiten vielleicht auch erst die Schwelle zur Aufmerksamkeit. Zeiterfahrung begegnet auch im Untersuchungszeitraum bei griechischen und römischen Autoren oder in Dokumenten in sehr unterschiedlichen Formen. Eher beiläufigen Hinweisen auf das verbreitete Gefühl einer Retardation, die der Kaiser Tiberius als politisches Mittel genutzt habe, stehen nicht durchdeklinierte Großkonzepte wie der Glaube an die Ewigkeit Roms bei Ammian gegenüber. Die Forschung hat, bspw. mit Blick auf die augusteischen Dichter, oft Zyklizität oder Rhythmisierungen als dominante Formen der Zeitempfindung ausgemacht, die sich letztlich aus der unmittelbaren Wahrnehmung von Werden und Vergehen ergeben. Mit ihnen verwandt sind Konzepte einer Abfolge von Zeitaltern, die als entweder unumkehrbar (bei der Weltreichslehre) dargestellt oder (etwa bei der Gedankenfigur der Rückkehr des Goldenen Zeitalters) in einem Kreislauf angeordnet werden.⁹² Zu allen diesen Segmenten lassen sich weiterhin interessante Beobachtungen anstellen, aber kaum ganz neue Einsichten generieren. Äquivalente, Homologien oder Parallelen zu typischen Zeiterfahrungen späterer europäischer Geschichtsepochen oder aus ganz anderen kulturellen Zusammenhängen zu finden, erweist sich dagegen als schwierig. Dies gilt insbesondere für die Erfahrung einer Beschleunigung oder für den Glauben an dauerhaft wirksame Zäsuren. Zumeist stießen bahnbrechende Studien aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in die exakt umgekehrte Richtung vor. Sie betonten das Fortleben von Formen des Erlebens und Deutens von Zeit, die in der Hochmoderne als abgetane Größen ausgewiesen worden waren.⁹³

Ziel von Forschung zu antiken Zeiterfahrungen kann es nun sicher nicht sein, moderne Erfahrungen oder Phänomene vorzudatieren oder mit allen Mitteln Äquivalente zu ihnen in den alten Epochen zu finden. Dagegen kann es zielführend sein, die Aussagen von besonders oft aufgesuchten und dadurch überwerteten Quellenkomplexen mit anderen Befunden zu ergänzen. In diesem Sinn hatte Arnaldo Momigliano in einem seiner brillanten Essays davor gewarnt, jüdische, griechische, römische oder christliche Zeiterfahrungen reduktionistisch auf Schlagworte wie Zyklizität oder Linearität zu reduzieren.⁹⁴ Seine machtvolle Kritik gewinnt ihre

⁹² Siehe oben Anm. 6.

⁹³ Siehe oben Anm. 10.

⁹⁴ Arnaldo Momigliano: *Time in Ancient Historiography*, in: *History and Theory* 6 (1966), S. 1–23 = ders., *Essays in Ancient and Modern Historiography*, Oxford 1977, S. 179–204.

Überzeugungskraft aber vor allem aus der Ablehnung älterer, heute irritierender, bisweilen gerade mit Blick auf die jüdische Zeiterfahrung hochproblematischer Positionen speziell in der deutschen Altertumskunde. Momigliano hat seine Gedanken nicht systematisiert. Ob dies überhaupt möglich ist, ist noch eine offene Frage.

Der Forschungsverbund des GRK 2571 zu imperialen Temporalitäten steht noch am Anfang seiner Arbeit. In diesem Beitrag zu unserer ersten Ringvorlesung konnten nur Vestigien des Themas herausgesucht werden, und dies in einem konkreten Zusammenhang, hier imperiale Metropolen bzw. Kapitalen. In diesem Beitrag wurde versucht, sich anhand dreier Beispiele Zeiterfahrungen anzunähern, die mit dem Rom der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zusammenhingen. Dabei stand jeweils der literarisch-manipulative Umgang mit Zeit im Vordergrund, der sich in den Quellen als Kulisse aufbaut. Deren Beschreibung ist trotz Kontroversen gut möglich. Der Versuch, hinter die Kulissen zu blicken, führt zwingend zu hypothetischen Ergebnissen.

Bei allen drei ausgewählten Beispielen wurden Phänomene behandelt, die gut räumlichen Deutungskategorien zugeordnet werden können. Räumen sind jedoch stets auch Zeiterfahrungen anhängig. Die römische Raumdeutung setzt bspw. in der Regel bei den Distanzen zwischen Klein- und Mittelräumen an, die als Wegstrecken gedeutet werden. Innerstädtische Räume ließen sich dagegen anders, detaillierter, in den Griff nehmen. Das Imperium umfasste aber spätestens seit den Eroberungen der caesarisch-augusteischen Epoche einen angesichts der damaligen Reisegeschwindigkeit immensen, d.h. kaum fassbaren Raum. Das Wechselspiel zwischen Klein- und Großraum könnte bei Gruppen, die die Möglichkeit zu reisen hatten, eine spezifisch imperiale Zeiterfahrung kreiert haben. Tacitus illustriert m. E. diese Zeiterfahrung aus der Sicht des römischen Administrators, Aristeides aus der Sicht eines reisenden Intellektuellen. Zu der Zeit des letzten Beispiels dieses Beitrags waren neue politische Unterzentren entstanden, um den Schutz des römischen Territoriums an den Grenzen zu gewährleisten und Herrschaft in der Fläche präsent zu halten. Für die Kaiser werden Rombesuche zu Zeitverlusten.

Keine der zitierten Quellen entwickelt eine Zeittheorie, wie sie sich in Ansätzen bei Aristoteles, Plotin oder Augustinus finden. Es handelt sich um Erzählungen, die Historiographisches und Rhetorisches mit unterschiedlichen Anteilen vermischen. Auf den vorhergehenden Seiten wurde auch nicht der Versuch unternommen, diese Erzählungen mithilfe von aktuellen Zeittheorien auszudeuten. Zeittheoretiker der Jetztzeit sind oft bemüht, simple Taktungsinstrumente wie den Abgleich von einem Vorher und einem Nachher als unzureichende Interpretamente auszuweisen.⁹⁵ Die Beherrschung solcher Differenzierungsmittel wird antiken Menschen aber oft abgesprochen. Dies betrifft zwar nicht die Braudelsche „*histoire événementielle*“ im engeren

⁹⁵ Zur Bedeutung dieses Begriffspaares siehe Lianeri, Introduction. Knowing, S. 1–55, 3.

Sinne. Für alle politisch Interessierten machte es einen Unterschied, ob sie in Rom am 14. März oder am 16. März 44 v. Chr. anwesend waren. Doch zielt ein rezenter Beitrag von Brent Shaw⁹⁶ erneut darauf ab, antiken Menschen die Erkenntnismöglichkeit abzusprechen, innerhalb der menschlichen Zeit ein mittelfristiges Nachher konstatieren oder gar planend mitgestalten zu können. Nur kurzfristige Folgen von Ereignissen mit einiger Tragweite habe man einzuordnen versucht. Shaw stützt sich dabei vor allem auf das Fehlen einer römischen Staatsschuld, die zu festen Fristen zu bedienen gewesen wäre. Man wird diesen Ansatz wohl als Versuch deuten dürfen, die zum Teil auf veralteten Interpretationen historischer Entwicklungslinien beruhenden Thesen von Douglas North etwa zu Pfadabhängigkeiten zu aktualisieren.⁹⁷ Wenn man allerdings die Frage nach Zukunftsvorstellungen mit derartigen Zahlenspielen verbinden will, müssten wohl auch andere Intervallsetzungen in Betracht gezogen werden als nur die der Schuldentilgung: Bspw. sei etwa auf diejenigen verwiesen, die sich aus dem langfristigen gesetzlichen Schutz von Stiftungen, der Ausschreibung von Pachtverträgen oder der Dauer von Großbauprojekten ergaben. Alle diese Phänomene, Maßnahmen oder Erwartungshaltungen setzten langfristige Planungen voraus. Sie gingen aber wohl auch alle von einer *ceteris* (oder *omnibus*) *paribus*-Einschätzung der Zukunft aus. Hinweise in den Quellen auf die Annahme fortlaufender Entwicklungen von struktureller Andersartigkeit können dagegen vielleicht einen ersten, niedrigschwelligen Ansatz bieten, Zyklizität, Rhythmik oder Kontinuitätsglauben weitere Zeiterfahrungen an die Seite zu stellen. Ob dieser Pfad sich als gangbar erweisen wird, wird erst die nachhaltige Beschäftigung mit der Thematik zeigen können.

Die hier verhandelten Beispiele bieten nur erste Impressionen. Der Regierungsantritt des Tiberius stellt in der Retrospektive von Tacitus eine Zäsur dar, während der loyale Zeitgenosse Velleius Paterculus gerade die Kontinuität zur augusteischen Regierungszeit hervorhebt, die bei dem neuen Kaiser offenbar zur Herrschaftsmaxime wurde.⁹⁸ Aus einer Rückschau von hundert Jahren kam es 14 auf den wenigen Quadratkilometern des politischen Roms zu Deutungskonflikten darüber, was Monarchie nach und jenseits der Herrschaft von Augustus meinen könne. Der verstorbene *princeps* hatte in mehr als vierzig Jahren Prinzipat den Wandel von der Republik zu einer Monarchie geradezu verkörpert. Er starb nicht nur als einzelner Mensch, sein Tod forderte das neu geschaffene System heraus. Dem kleinteiligen Aushandlungsprozess, was nun folgen sollte, stellt Tacitus ein hektisches Geschehen in den Legionslagern in Germanien und Pannonien gegenüber. Dort meuterten die Soldaten, sobald der alte Herrscher gestorben war.

⁹⁶ Vgl. Anm. 11.

⁹⁷ Gab es Imperium wirklich keine Staatsschulden? Vgl. Armin Eich: Die verborgenen Schulden des Imperium Romanum, in: Thorsten Beigel/Georg Eckert (Hg.), Vom Wohl und Wehe der Staatsverschuldung. Erscheinungsformen und Sichtweisen von der Antike bis zur Gegenwart, Münster 2013, S. 49–63.

⁹⁸ Augustus steht jedenfalls sozusagen in der Überschrift über die von Velleius beschriebenen Jahre Alleinregierung des Tiberius: 2, 126, 1. Unmittelbar im Anschluss wird dann doch der Zäsurcharakter des Jahres 14 in einem positiven Sinn herausgearbeitet.

Tacitus nutzt dies zu einer Gegenüberstellung von einem vorher und einem nachher: Unter Augustus habe es noch Erinnerungen an die freie Republik gegeben. Mit der Etablierung eines neuen Herrschers sei alles auf eine politische Knechtschaft hinausgelaufen.⁹⁹ Römische Feldherren hatten früher die Kriegszonen selbst aufgesucht. Tiberius blieb, wie auch schon der ältere Augustus, in Rom. Der Herrscher soll sich demnach nicht mehr als erster Feldherr Roms verstanden haben, sondern dominierte nunmehr das Geschehen im Zentrum, das mit der Person des Princeps zu einer Einheit verschmolzen sei. Auf drei Bühnen (Pannonien, Germanien, Rom) führt uns Tacitus handelnde Personen vor. Getrennt sind diese Orte durch große Distanzen. Dem Herrscher Tiberius wird der Wunsch nach Entschleunigung unterstellt. Daher habe er auf der Zentralität Roms beharrt. In den Lagern habe das Chaos geherrscht. Wir nähern uns damit narrativintern dem Gefühl einer imperialen Pluritemporalität an, verstanden als politische Addition von zunächst nur lokal feststellbaren Ereignisabläufen in bedeutsamen Handlungsräumen.¹⁰⁰ Möglich wird diese Darstellung durch die Erfahrungen eines Mannes mit einer imperialen Biographie, Tacitus, der über den Herrscher Tiberius schreibt, der fast überall im Reich gewirkt hatte. Tacitus verhandelt aber zugleich eine andere Form von Zeitlichkeit: Nach ihm, aber auch Sueton (oder Cassius Dio), hätten Zeitgenossen 14 die Verstetigung der Kaisermacht erkannt und damit das, was wir vielleicht einen Institutionalisierungsprozess nennen würden. Die Kaiserherrschaft war kein außerordentliches Kommando mehr. Aber dies ist eine Rückschau von einer Warte, die hundert Jahre später lag. Wie zutreffend diese Ausdeutung der im Jahr 14 Handelnden war, können wir nicht entscheiden. Immerhin haben rezente Studien viele Schriften aus der flavisch-trajanischen Phase, und speziell die von Tacitus, Sueton oder auch Plinius d. J., ihrerseits als Mittel einer Neuverhandlung der Vergangenheit interpretiert, die darauf abgezielt habe, die eigene Zukunft im Prinzipat abzusichern und mitzugestalten.¹⁰¹ Die Jugend dieser Generation war durch den Bürgerkrieg von 68-69 geprägt, später hatte sie Domitians „Tyrannei“ und Trajans Kriege erlebt und in der Folge einen erneuten Wandel im Verhältnis der Eliten zu den Kaisern, deren Handlungsfeld sich wieder deutlicher zu den Heeren verlagerte. Ob zu Recht oder Unrecht diagnostizierten Historiker wie Tacitus, dass seine Pendanten zu Beginn des Jahrhunderts eine fortlaufende Entwicklung ausgemacht hatten, die Fernand Braudel wohl einen Trend genannt hätte,¹⁰² d.h. eine sich verstetigende Veränderung. Die Principes regierten vor allem aus Rom und aus dem Senat heraus. Bei seiner Darstellung durchbricht der Historiograph aber zugleich die vierte Wand zu seinem Publikum, da seit

⁹⁹ Siehe besonders 1, 7–10.

¹⁰⁰ Zur Begrifflichkeit siehe Landwehr: *Diesseits der Geschichte*, S. 43–46.

¹⁰¹ Johanna Leithoff: *Macht der Vergangenheit. Zur Erringung, Verstetigung und Ausgestaltung des Prinzipats unter Vespasian, Titus und Domitian*, Göttingen 2014; Sven Page: *Der ideale Aristokrat. Plinius der Jüngere und das Sozialprofil der Senatoren in der Kaiserzeit*, Heidelberg 2015; Johannes M. Geisthardt: *Zwischen princeps und res publica. Tacitus, Plinius und die senatorische Selbstdarstellung in der Hohen Kaiserzeit*, Stuttgart 2015.

¹⁰² Wie etwa Braudel: *La méditerranée*, Bd. 2, S. 214.

Domitian sich ein neuer Trend abzeichnete: die Rückkehr der Herrscher zu den Heeren. Dieser erfahrene Wandel ließ Wissen um die Vergangenheit zu einer Ressource werden. Leider fehlt eine innerrömische Perspektive auf diese Tendenzen aus der hadrinisch-antoninischen Zeit.

Der griechische Intellektuelle Aristeides suggeriert Mitte des 2. Jhs. in einer Rede in und auf Rom, dass die römische Herrschaft die Zeit im Sinne eines Kommens und Gehens von Ereignissen eigentlich aufgehoben habe. Eine Zeitdimension wird nur anhand einer Skizze der Abfolge vergangener Imperien eingeführt, die einen Kontrast zu der römischen Dauerherrschaft bildet. Ihr Aufstieg und Fall gehört in dieser Darstellung fast der Welt des Mythos an. Ein anderes, weiteres Weltreich wird es in Aristeides' Darstellung nicht mehr geben.

Unterhalb des übergeordneten Themas einer zeitlosen römischen Herrschaft spricht Aristeides allerdings über drei Phänomene, die die moderne Forschung als Trends in dem eben bezeichneten Sinn ausgemacht hat. Immer mehr Mitglieder der lokalen Eliten erhielten das römische Bürgerrecht: Stadt Rom und Imperium gehen bei Aristeides ineinander über. Das Imperium ist sodann wirtschaftlich immer stärker integriert worden. Schließlich wurden nach den Rückschlägen in den letzten Jahren Trajans zwar nicht die strategischen Zielsetzungen des Imperiums revidiert. Aber die Kaiser Hadrian und Antoninus haben dem Imperium doch eine Art Erholungsphase verordnet und Kriege jedenfalls nicht aktiv gesucht. Aristeides spricht über diese Themen, aber nicht als fortlaufende Trends oder gar Gegenbewegungen zur domitianisch-trajanischen Zeit. Ihre Vorteile sind für ihn einfach gegeben. Die Kategorien vorher und nachher blendet er auch bei diesen Aspekten gezielt aus. Ob Aristeides die angesprochenen Entwicklungen bei der Verleihung des Bürgerrechts, der wirtschaftlichen Integration und der militärisch-fiskalischen Erholung als Trends wahrnahm, lässt sich nicht klären. Er präsentiert aber in jedem Fall eine rhetorisch-manipulative Aufnahme von Zeit, in der größere Transformationen keinen Raum haben. Auf der obersten Sinnenebene wird das Thema Aufstieg und Verfall absichtlich beiseitegeschoben. Zugleich werden aber auch die Jetztzeit und die ihnen zugrundeliegenden Entscheidungen so gegen Kritik abgeschirmt. Solche suggestiven Manipulationen der Zeit von interessierter Seite sind in der Vergangenheit zu oft als allgemein akzeptiert und weit verbreitet gewertet worden. Doch kann der Romrede wenn überhaupt nur für wenige Jahre unter Antoninus Aussagekraft zugebilligt werden, und die Reaktion des Publikums bleibt unbekannt. Die interessantere Frage ist eigentlich, ob Aristeides' Affirmation eines im Zeichen des Friedens stehenden Stillstandes nicht nur vor dem Hintergrund von Debatten in Rom verständlich wird, wie die mittelfristige Zukunft gestaltet werden sollte: War etwa aus dem Desaster Trajans im Osten der Schluss abzuleiten, dass großen Kriegen und erst recht Expansionsplänen eine Absage zu erteilen sei? Oder sollte Trajans aggressive Politik wiederaufgenommen werden? Diese Frage bleibt für uns leider unbeantwortbar. Die angesprochenen Trends kamen jedenfalls mit Ausnahme der Bürgerrechtspolitik zu einem Ende. Unmittelbar nach dem Tod Antoninus'

setzte Rom zumindest wieder auf den massiven Angriff (auf die Parther) und im Donauraum auch auf den Ausbau des Provinzialreichs. Und die große Seuche, die seit 165 im Reich wütete, gilt Teilen der Forschung heute als eine Binnenschwelle in der wirtschaftlichen Entwicklung des Imperiums.

Ammian bietet eine andere Form der Erzählung, die wieder explizit ein vorher und ein nachher abgleicht. Um ein konkretes Ereignis herum, den Einzug des Kaisers Constantius II. in Rom 357, baut er einen weiten und einen engen Referenzrahmen auf. Der Kulisse des imperialen Roms der Hochkaiserzeit, also etwa der Zeit des Aristeides Mitte des 2. Jh., wird das Fortbleiben legitimer Herrscher vor und nach dem Kurzaufenthalt von Constantius gegenübergestellt. Constantius kommt von einem Bürgerkrieg und Grenzkonflikten zu einem Kurzabstecher in die alte Kapitale. Die Wiedervereinigung von Rom und Kaiser gelingt im Ritual, einem *de facto*- oder Pseudo-Triumph, aber der ungeliebte Constantius Ammians wird der Aufgabe, die der Historiker ihm stellt, die alte Hauptstadt und die Kaiserherrschaft des 4. Jh. zu versöhnen, nicht gerecht. Er ist dem im *caput mundi* Gestalt werdenden Imaginaire des Imperiums nicht gewachsen.

Diese Erzählung weist viele Facetten auf. Aber ihr Leitmotiv ist doch Rom-Nostalgie, entfaltet aus der Perspektive eines Beobachters in der kaiserlosen Kaiserstadt. Bürgerkriege, die den Anlass zu der Siegesfeier des Constantius geben, gefährdeten das Imperium, im Osten, an der Donau und am Rhein war es in der Defensive. Constantius' Vorgehen, die stetigen Konflikte an den Grenzen einzudämmen, aber sie auch konstant im Blick zu haben, war im Grunde alternativlos. Roms Zurücktreten aus dem Orbit kaiserlicher Politik wird daher als anhaltender Trend gedeutet, der mittelfristig kaum revidiert werden kann.

In diesen Beispielen werden unterschiedliche Formen der Zeiterfahrung sichtbar. Pluritemporalitäten angesichts der Größe von Imperien gehören offenbar zum Erfahrungsschatz des altgedienten Administrators Tacitus. Eine festgezurrt, fiktive Kontinuität in eine als unveränderlich beschriebene Zukunft hinein ist das Motiv der Schaurede von Aristeides. Bei Ammian findet sich der *Roma aeterna*-Gedanke, aber auch die Nostalgie einer Rückschau aus unsicherer Lage. Alle drei Formen der literarisierten Temporalität setzen (bei Aristeides durch Negation) zugleich die Annahme voraus, dass Veränderungen gegenüber einer als Kontrast wahrgenommenen Vor-Zeit eingetreten sind, die als mittelfristig nachhaltig gedeutet werden. Sie beschreiben Trends einer auch strukturellen Veränderung mit Auswirkungen auf die Autoren und ihr Publikum und nicht nur „bis zu dem Grade, in dem Steigerung der eigenen Art, des eigenen Stils und Rhythmus eben Veränderung, Verwandlung mit sich bringt“, wie dies Klaus Mann in dem als Rubrum gewählten Zitat formuliert hat. Trenddiagnosen können Zeiterfahrungen wie Zyklizität, Rhythmisierung oder Kontinuitätsdogmen hinzugefügt werden.

Alexandria *ad Aegyptum*: The Temporality of an Ancient Imperial Capital in the Shadow of Rome

Sitta von REDEN

I. INTRODUCTION

In this chapter I investigate the ways in which ancient imperial capitals were invented as centers of eternal and universal empires.¹ In particular, I will demonstrate how the foundation myths of the city of Alexandria were made to predict the city's future preeminence, more emphatically so at a time when this preeminence was challenged by another imperial capital: Rome. Against the common assumption that such status was uncontroversial, I will suggest that it needed to be negotiated vis-à-vis other places that claimed that status, or had claimed it in the past.²

Imperial capitals were geographically central and temporally eternal. The foundation stories I explore suggest that the status of Alexandria as the capital of a universal empire was intimated by way of past predictions of its future greatness. Alexander the Great, its founder, was prophesied to conquer an empire and found a city, and that this city's greatness would outlive his lifetime. By juxtaposing the limited lifetime of a king with the eternal life of the city, the prophecy juxtaposed the limited space of the city with its universal meaning as an imperial capital, just as it juxtaposed the limited lifetime of Alexander with his divine status as an eternal god.³ Yet there were challenges to these images of the eternal city: at a time when Alexandria no longer could claim to be an imperial capital, and Alexander had lost his meaning as the founder of an imperial dynasty, an alternative story that made Alexandria's almost extinction the pre-history of its growth circulated. According to this story, the city had to be founded a second time, and its prosperity was no longer related to Alexander, but the Alexandrian city god Sarapis.

I will suggest that conceptions of imperial time were ideologically connected to conceptions of imperial space. Alexander's lifetime, according to the fictional *Alexander Romance*, was eclipsed by the eternal life of his city. In the Hellenistic period, the lifetime of a king was a calen-

¹ This chapter is based on an earlier publication together with Rolf Strootman under the title Imperial metropoleis and foundation myths: Ptolemaic and Seleucid capitals compared, in: Christelle Fischer-Bovet/Sitta von Reden (eds.): Comparing the Ptolemaic and Seleucid Empires. Integration, Communication, and Resistance, Cambridge 2021, pp. 17–48. Various new aspects of Alexandria's cosmopolitanism have been discussed in the excellent collection of articles of Hélène Fragaki, Marie-Dominique Nenna and Miguel John Versluys (eds.) *Alexandria the cosmopolis. A global perspective*. Centre d'Études Alexandrines, Alexandria 2022. None of these articles, however, cover the theme of this article.

² On Alexandria still fundamental, Peter M. Fraser: *Ptolemaic Alexandria*. Vol. I–III, Oxford 1972; also Günther Grimm: *Alexandria. Die erste Königsstadt der hellenistischen Welt*, Mainz 1998; Manfred Clauss: *Alexandria. Schicksale einer antiken Weltstadt*, Stuttgart 2003; Sally-Ann Ashton: *Ptolemaic Alexandria and the Egyptian tradition*, in: Anthony Hirst/Michael Silk (eds.): *Alexandria, Real and Imagined*, Aldershot 2004, pp. 15–40; Gezel M. Cohen: *The Hellenistic Settlements in Syria, the Red Sea Basin, and North Africa*, Berkeley/Los Angeles 2006, pp. 355–381.

³ Alexander received cults as a god already during his lifetime but after his death he became the divine founder of the Greco-Macedonian dynasty of the Ptolemies that ruled over Egypt until the Roman conquest in 30 BCE.

dric unit, as all years were counted as regnal years of the ruling king. Every formal document was dated according to this regnal year count. By the Roman period, dating formulae were less elaborate. Instead of commemorating the stability of the Egyptian dynasty (the Ptolemies), it was now the eternal (Roman) empire that provided concepts of eternity and stability. In this context, the emphasis on the eternal life of Alexandria, the city, was a local response to a new imperial temporality in which the empire, not the dynasty that ruled it, was eternal. It was a foil for reflections on the fragility of government, in contrast to imperial and cosmopolitan stability – especially at a time when such stabilities became increasingly questionable.

The chapter is divided into three parts. I will start with some general comments of Alexandria's in-between status at the edge of the Mediterranean and the mouth of the Nile. I will then present a Roman perspective on Alexandria, couched as it was in some condescending remarks about the 'second city' in the east. In the final part I will turn back to Alexandria. The *Alexander Romance* – a compilation of earlier stories, but in the version we have likely to have been finalized in the third century CE – offers important insights into the self-perception of a capital city vis-à-vis the capital of Rome that itself had become the center of an increasingly fragile empire.

2. ALEXANDRIA BETWEEN EGYPT AND ROME

When Julius Caesar entered Alexandria with his army in 48 BCE he observed a water-supply system that was both remarkable and destructive:

Practically the whole of Alexandria is undermined with subterranean conduits running from the Nile, by which water is conducted into private houses; which water gradually settles down and becomes clear. This is normally used by the owners of mansions and their households; for what the Nile brings down is so muddy and turbid that it gives rise to many different diseases. The common people, however, are forced to be content with the latter, because there is not a single spring in the whole city." (Ps.-Caes. B. *Alex.* 5)⁴

This sketch of Alexandria during the civil wars stands out against more typical descriptions of the imperial metropole as the most beautiful, populous, and prosperous city in the world. Take the almost contemporary account of Diodorus, a Greek speaking historian from Sicily, who visited Alexandria in 59 BCE:

He [Alexander] laid out the site and traced the streets skillfully, and ordered that the city should be called after him Alexandria. It was conveniently situated near the harbor of Pharos and by selecting the right angle of the streets, Alexander made the city breathe with etesian winds so that, as those blow across a great expanse of the sea, they cool the air of the town; and so he provided its inhabitants with a moderate climate and good health [...] The city in general has grown so much in later times that many reckon it to be the first city of the civilized world, and it is certainly far ahead of all the rest in elegance and extent and riches and luxury." (Diod. 17. 52. 1–5)

⁴ The *Bellum Alexandrinum* (B. *Alex.*) is transmitted in the corpus of Caesar's writings but is generally not attributed to this author. Translations are, with minor adaptations, taken from the Loeb Classical Library, unless stated otherwise.

Both Ps.-Caesar's and Diodorus's accounts of Alexandria were written against the canvas of another imperial city: Rome.⁵ While the city of Rome had already four of its later nine aqueducts conducting spring water for everyone to enjoy, Alexandria's water supply mirrored the Otherness of a city that had lapsed into decay by its own making.⁶ And just as Alexandria's brackish water reflected the pollution of a metropolis at civil war, the ingenuity of Ganymed's war strategy ironized the demise of an empire in which science had been part of an imperial claim. With the great Library and Museion Alexandria dominated the world scientifically. With these institutions of universal learning the first Alexandrian king Ptolemy I Soter had appropriated the long traditions of Egypt and Athens in this field. But, while Alexandria at the time of the civil wars still held the uncontroversial position of being the intellectual center of the universe, Caesar was able even to challenge this role:

The river was in that part of the town which was in the possession of the Alexandrians. By which circumstance Ganymed was reminded that our men might be deprived of water. Because being distributed into several streets, for the easier defense of the works, they made use of that which was preserved in the aqueducts and the cisterns of private houses. With this view he began a great and difficult work; for having stopped up all the canals by which his own cisterns were supplied, he drew vast quantities of water out of the sea by the help of wheels and other engines, pouring it continually into the canals of Caesar's quarter. The cisterns in the nearest houses soon began to taste saltier than ordinary, and created great wonder among the men who could not think from where this happened." (Ps.-Caes. *B. Alex.* 6)

As many scholars have observed, Egypt invited its visitors, poets, and ethnographers to cultural self-reflection. In its antiquity and ecological otherness, the country on the Nile served as a stage for ideas about the world order, its cultural asymmetries, and tensions.⁷ Alexandria held a particular place in these reflections. As the archetypal cosmopolitan city at the edges of the Mediterranean and Egyptian worlds it was an 'in-between', as Phiroze Vasunia has termed it; it had a place and no place in a symmetrical geographical world order.⁸ The Romans, significantly, called Alexandria not in Egypt but *ad Aegyptum/pros Aigypto*: by Egypt (e.g. *Stab.* 5.1.7; *Romance* 1. 34. 6).⁹

During the time of the Ptolemaic period (323–30 BCE), Egypt was no longer just the place in-between the Greek and Pharaonic worlds. It had become the center of a maritime empire

⁵ For the literary responses to Rome in the late Republic and early Empire, see Catharine Edwards: *Writing Rome. Textual Approaches to the City*, Cambridge 1996. Direct dialogue between Alexandria and Rome can also be found in Suetonius's famous remark that Augustus "rendered into marble a city of bricks not yet suitable for the grandeur of an imperial city" (*neque pro maiestate imperii ornata*, Aug. 29.1); see further below; and François de Polignac: *Rome et Alexandrie métropoles universelles. Un rhétorique en miroir*, in: *Metis* n.s. 3 (2005), pp. 307–318; Klaus Nawotka: *The Alexander Romance by Ps-Callisthenes. A Historical Commentary*, Leiden 2017, p. 26.

⁶ Frontinus (*De Aquis Urbis Romae*) describes nine by the end of the first century CE.

⁷ Phiroze Vasunia: *The Gift of the Nile. Hellenizing Egypt from Aeschylus to Alexander*, Berkeley/Los Angeles 2001; Stefan Pfeiffer: *Die Entsprechung ägyptischer Götter im griechischen Pantheon. Bemerkungen zur Überwindung interkultureller Differenz*, in: Hans Beck et al. (eds.): *Ägypten, Griechenland, Rom. Abwehr und Berührung*, Tübingen 2005, pp. 285–291; Ian S. Moyer: *Egypt and the Limits of Hellenism*, Cambridge 2011, pp. 1–41 for review of previous research, and latest discussion.

⁸ Vasunia: *Gift*, pp. 268–272.

⁹ Cohen: *Settlements*, pp. 409–423 for discussion and further references.

reaching from the Indian Ocean deep into the Eastern and Western Mediterranean.¹⁰ The first Ptolemy had acquired Cyrene in Libya, Cyprus, and Syria against his rival successors after Alexander's death. Ptolemy II had expanded into the Cyclades, Asia Minor, and northern Greece, controlling the double door into the Black Sea. He had become the protector of the free Greek cities in the Achaean League.¹¹ And he had developed links to the flourishing Indian Ocean trade by building ports and infrastructure in the Eastern desert.¹² Ptolemy III in an inscription of 242 BCE claimed, not quite correctly, that he had crossed the Euphrates and made Mesopotamia, Babylonia, Susiana, Persis, Media, and Bactria – in short all Asia to the fringes of the Pamir – his empire. Notwithstanding the exaggerations of these claims, Alexandria had become the center of the eastern Mediterranean, and remained so throughout the Roman period. Intellectually, moreover, it had vanquished Athens. With the world-famous establishment of the Library and Museion in Alexandria under Ptolemy I, it attracted scholars from all over the Greek-speaking world. The collection of texts, literary production, and science flourished. The establishment of Alexandria as a center of learning was not a secondary imperial strategy: Alexandria dominated the universe with the knowledge it produced.

Alexander was the dynastic founder of this universe: he had won the country by military might (*doriktetos* “ownership by the spear”; e.g. Diod. 18. 39. 5), and he was the legitimate successor of the last Egyptian pharaoh. Through the oracle of Siwa he had been confirmed as the son of Amun Ra and of Zeus. This was a ritual crucial for the legitimacy of a ruler who was not the son of the previous pharaoh.¹³ By being approved as the son of Amun Ra, he became a pharaoh next in the dynastic line. Yet at the same time, because of the syncretism of Amun and Zeus, he was also proclaimed by the oracle the divine founder of a new Greco-Macedonian dynasty. Alexander embodied both continuity and change in the inter-cultural order of dynastic transformation.

In this intercultural navigation of legitimacy, Alexandria filled an important function. Alexander had created an urban space that came to be both Egyptian and non-Egyptian, Greek and non-Greek, local and cosmopolitan. Greek and Roman authors from Diodorus to the compilers of the *Alexander Romance* elaborated on this in-betweenness as the city's most salient feature. Guided by the spirit of Homer and Menelaus (one of the many mythical ancestors of the Greeks connected to Egypt), Alexander had built in Egypt a coastal town with a maritime harbor opposite the island of Proteus. Like the archetypal Greek foundation described by Homer (Od.

¹⁰ Günther Hölbl: Geschichte des Ptolemäerreiches. Politik, Ideologie und religiöse Kultur von Alexander dem Großen bis zur römischen Eroberung, Darmstadt 1994 (engl. trans. 2001).

¹¹ Rolf Strootman: The Ptolemaic Sea Empire, in: idem et al. (eds.): Empires of the Sea: Maritime Power Networks in World History, Leiden 2019, pp. 114–152.

¹² Mathew Cobb: Rome and the Indian Trade from Augustus to Diocletian, Leiden 2018, pp. 8–56.

¹³ Stefan Pfeiffer: Alexander der Große in Ägypten. Überlegungen zur Frage seiner pharaonischen Legitimation, in: Volker Grieb et al. (eds.): Alexander the Great and Egypt. History, Art, Tradition, Wiesbaden 2014, pp. 89–106.

6.8–10), Alexander surrounded the city with walls (though Alexandria never had city walls).¹⁴ He had distributed land and endowed the urban space with temples and an agora. Yet the Egyptian name for Alexandria, ‘Rhakotis’ (r ‘qd), was always remembered in the foundation stories. It referred to the pre-existing village that had been surrounded by pasture and animals.¹⁵ Scholars have debated whether R ‘qd was the contemporary demotic name for Alexandria, as some inscriptions suggest.¹⁶ But possibly it was used in its more literal meaning as ‘building yard’. This conjured up the fact that Alexandria was recent by comparison to Thebes or Memphis, the old Egyptian temple towns, and under construction for several decades. Another hypothesis suggests that R ‘qd was the name of the pre-existing settlement. Indeed, a pre-Ptolemaic settlement is archaeologically attested and the name r ‘qd seems to be an ancient word. In any case, the never-forgotten reference to Alexandria’s prehistory makes the contrast between its historicity and eternity an essential feature of its status as a capital. The reference to a village of herdsmen is also significant. Rhakotis as a rural site where fisherman will dry their nets once the foreign rulers have been expelled was one of the foreboding images in the so-called *Oracle of the Potter*. This was an apocalyptic story grounded in native resistance. Just as the pre-history of Alexandria as a rural site, the Oracle conjured a future in which the spectacular urbanity of Alexandria would revert back into local tranquility.

The Alexandrians according to some foundation stories were by no means Greeks. Curtius Rufus and the Alexander Romance make the people from the surrounding cities the first inhabitants of the new city (Curt. Ruf. 4.8.5; cf. *Romance* 1.32). Arrian, moreover, reports that Alexander immediately built a temple for Isis, the wife of Osiris and the dynastic founding mother in Egyptian cosmology (Arr. *Anab.* 3.1.5). These are astonishing details given that Alexandria was the foundation of a Greek conqueror.¹⁷ Moreover, throughout the Ptolemaic and Roman period, Alexandria was not just the seat of the monarchy but also a Greek *polis* (city state): its affairs were governed by citizens that debated in assemblies, by a city council, and by civic magistrates.¹⁸ Citizenship was reserved for Greek-speaking Alexandrians with Greek decent. Egyptians were unlikely to become Alexandrian citizens, nor were they (in the first 100 years of Greek rule) permitted to fight in the Ptolemaic army.¹⁹ Why then was Alexander made to fill his city with surrounding barbarians? In Athens, autochthony, being born from one’s own soil, had been an important ideological symbol for the legitimacy of imperial rule over others.²⁰

¹⁴ Arr. An. 3.1.5; Curt. 4.8.6; *Romance* 1.31.7.

¹⁵ Nawotka: Alexander Romance, p. 99 with discussion of the origin of the name Rhakotis.

¹⁶ Daniel L. Selden: Alibis, in: *Classical Antiquity* 17 (1998), pp. 289–412.

¹⁷ *Ibid.* for the unusual aspects of Alexandria’s astonishing foundation story.

¹⁸ Fraser, Alexandria I, pp. 93–95 with note in II, pp. 93–94 discussing the evidence of the Alexandrian council dating back to the early Ptolemaic period.

¹⁹ Christelle Fischer-Bovet: *Army and Society in Ptolemaic Egypt*, Cambridge 2014.

²⁰ Nicole Loraux: *The Invention of Athens. The Funeral Oration in the Classical City*, Cambridge, MA 1986, pp. 1–3 (French orig. 1981).

The Greeks were quite notably not autochthonous to Egypt. They made their cosmopolitanism the foundation of legitimate rule. From all over the world people came to inhabit the city.²¹ From this point of view the Egyptians had their place in the city. We can assume that the idea of Alexandria being settled with Egyptians relocating from the surrounding villages had entered the foundation stories in the intercultural milieu that had developed early in the Ptolemaic period. In contrast to earlier scholarship that had assumed that the cityscape of Alexandria was purely Greek, there is increasing evidence that Alexandria was a rather hybrid place: it represented entangled Greco-Egyptian artistic styles, cult-practices and cosmological images, as well as a mix of typically Egyptian (granite) and typically Greek (marble) building materials. Being the capital of Egypt, Alexandria was embedded in the ancient culture that surrounded it. From the very beginning, Alexandria's cultural tensions were built into its urban outlook, just as its foundation stories encapsulated the rivalries that surrounded its growth.

3. RE-FOUNDING A WORLD CAPITAL THROUGH THE CULT OF SARAPIS

The Roman historian Tacitus preserves an alternative story about the origin of Alexandria. Here the Alexandrian city god Sarapis plays a key role.²² Sarapis was not only the city god of Alexandria, but also had become an immensely popular god throughout the Eastern Mediterranean together with his consort Isis.²³ Tacitus sets the Roman discovery of the mysterious story of the origins of Sarapis into the liminal space of a waiting period; this waiting period in Alexandria was filled with wonders:

In the months during which [the emperor] Vespasian was waiting at Alexandria for the periodical return of the summer gales and settled weather at sea, many wonders occurred which seemed to point him out as the object of the favor of heaven and of the partiality of the Gods. One of the common people of Alexandria, well known for his blindness, threw himself at the Emperor's knees, and implored him with groans to heal his infirmity. This he did by the advice of the God Sarapis, whom this country, devoted as it is to many superstitions, worships more than any other divinity. He begged Vespasian that he would deign to moisten his cheeks and eye-balls with his spittle. Another with a diseased hand, at the counsel of the same God, prayed that the limb might feel the print of a Cæsar's foot. At first Vespasian ridiculed and repulsed them. [...] At last, he ordered that the opinion of physicians should be taken, as to whether such blindness and infirmity were within the reach of human skill. They discussed the matter from different points of view. 'In the one case,' they said, 'the faculty of sight was not wholly destroyed, and might return, if the obstacles were removed; in the other case, the limb, which had fallen into a diseased condition might be restored, if a healing influence were applied; such, perhaps, might be the pleasure of the Gods, and the Emperor might be chosen to be the minister of the divine will.' (Tac. *Hist.* 4.83.1–3)

²¹ Von Reden/Strootman: *Imperial metropoleis*, pp. 21–25.

²² See also Plut. *De Is. et Osir.* 28; and *Clem. Alex. Protr.* 4.48 for versions of this story; Fraser: *Alexandria I*, pp. 246–251, with notes; further Peter M. Fraser: 'Two studies on the cult of Sarapis in the Hellenistic world', in: *Opuscula Atheniensi* 3 (1960), pp. 1–54; Peter M. Fraser: 'Current problems concerning the early history of the cult of Sarapis', in: *Opuscula Atheniensi* 7 (1967), pp. 23–45. For the archaeological remains of the Alexandrian Sarapieion, Michael Sabotka: *Das Serapeum in Alexandria. Untersuchungen zur Architektur und Baugeschichte des Heiligtums von der frühen Ptolemäischen Zeit bis zur Zerstörung 391 n. Chr.*, Cairo 2008.

²³ Moyer: *Limits of Hellenism*, pp. 144–153.

Vespasian's cure turns out to be successful. Captured by the power of the god who had recommended the treatment, Vespasian is eager to find out more about his origin. He discovered the following:

The origin of this god [Sarapis] has not yet been generally treated by our authors: the Egyptian priests tell the following story: that when King Ptolemy, the first of the Macedonians to put the power of Egypt on a firm foundation, was giving the new city of Alexandria walls, temples, and religious rites, there appeared to him in his sleep a vision of a young man of extraordinary beauty and of more than human stature, who warned him to send his most faithful friends to Pontus and bring his statue hither; the vision said that this act would be a happy thing for the kingdom and that the city that received the god would be great and famous." (Tac. *Hist.* 4.83.1–3)

Ptolemy, the story continues, investigated about the vision's meaning among the Egyptian priests. Yet the priests knew little about Pontus, as they knew little about foreign countries. Therefore, he turns to a more cosmopolitan scholar, the Athenian Timotheus, a member of the Eumolpid family. The Eumolpids traditionally were in charge of the mystery cult of Demeter in Eleusis, and had become so in Alexandria too. Timotheus told Ptolemy about a temple of Jupiter Dis (= Pluto = Sarapis²⁴), in Sinope on the Black Sea where his statue was sitting next to Proserpina (= Persephone, the daughter of Demeter, who was married in the underworld to Pluto). Despite being thus informed, Ptolemy neglected the dream and left the statue where it was. But, the story continues, the god insisted, threatening the king with his own death the decline of his kingdom. So Ptolemy sends an embassy to Scydrothemis, the Scythian ruler of Sinope at the time, asking to give him the statue. Yet while Scydrothemis agrees, the Synopian council declines, as they felt jealous toward Egypt. Three years passed and, after more threatening signals, the statue himself embarks on a ship, making its way to Egypt in the miraculous speed of just two days. Tacitus comments on the strangeness of this miracle, and brings up other versions of the story:

At this point the tale becomes stranger, for tradition says that the god himself, voluntarily embarking on the fleet that was lying on the shore, miraculously crossed the wide stretch of sea and reached Alexandria in two days. A temple, befitting the size of the city, was erected in the quarter called Rhakotis; there had previously been on that spot an ancient shrine dedicated to Sarapis and Isis.

Such is the most popular account of the origin and arrival of the god. Yet I am not unaware that there are some who maintain that the god was brought from Seleucia in Syria in the reign of Ptolemy Euergetes [Ptolemy III, r. 246–222]. Still others claim that the same Ptolemy introduced the god, but that the place from which he came was Memphis, once a famous city and the bulwark of ancient Egypt. Many regard the god himself as identical with Aesculapius, because he cures the sick; some as Osiris, the oldest god among these peoples; still more identify him with Jupiter as the supreme lord of all things; the majority, however, arguing from the attributes of the god that are seen on his statue or from their own conjectures, hold him to be Father Dis." (Tac. *Hist.* 4.84. 4–6)

²⁴ For the identification of Jupiter Dis with Pluto and Sarapis, Stefan Pfeiffer: The god Serapis, his cult and the beginning of the ruler cult in Ptolemaic Egypt, in: Paul McKechnie/Philippe Guillaume (eds.): Ptolemy II Philadelphus and his World, Leiden 2008, pp. 387–408.

Jupiter Dis/Pluto/Sarapis conferred on Alexandria the prosperity it enjoyed visibly still during the Roman Empire. Egypt would have collapsed and the king died had the statue not moved to Alexandria. As the statue is so vital for Alexandria's place in a competitive imperial world order, it is not unsurprising that the story elaborates on its origin. Yet this origin is controversial, and even in Alexandria not easily found out. There are several oddities in it. First, it is the first Ptolemy (r. 306/5–282 BCE), rather than Alexander, to whom the second foundation of Alexandria is attributed. This placed the event firmly into the period of the Ptolemies rather than the divine conqueror and founder of the dynasty. Then, Ptolemy, turns to an Athenian rather than the Egyptian priests to find out about the meaning of his dream, which makes an Athenian priestly family, rather than the priests of Memphis, the real masters of wisdom. Athens was the closest ally of the Ptolemies, and remained closely connected to Egypt in Roman times. The prominent role of Timotheus, on the cost of that of the Egyptian priests, emphasized the Alexandrian connections with Greece rather than Egypt.

The most important aspect of the story, however, is its debate over the provenance of the effigy, which Tacitus fully preserves. It was a matter of controversy, as Tacitus makes clear, in which different claims to the origins of Sarapis, and ultimately the growth of Alexandria, were negotiated. Tacitus is aware of this fact, although he takes his own view in the matter. Fraser in his magisterial book on Alexandria argues, and most other scholars agree, that Sarapis was 'Sinopian', because the older Sarapieion was located in Memphis in a region that the Greeks called Sinopion. Here lived the Memphite Osir-Apis that was worshipped by the Greeks in Memphis already before Alexander conquered Egypt. The Pontic connection, which made sense in the Roman period when Sinope had become a commercial center like Alexandria, emerged simply based on the onomastic coincidence.²⁵ Tacitus mentions Memphis and brings up Seleucia in Syria as another option of the origin of the statue, but rejects both versions. The Memphite and Seleucian claims to being the original home of the god is strikingly suggestive in a story that so obviously deliberates about foreign involvement in the construction of Alexandria as a world city. While the relationship between the Memphite and Alexandrian Sarapis must have been obvious in the Ptolemaic period, the version of the Pontic origin of the city god is likely to have emerged more recently, when trade and commercial connectivity had become a more outstanding aspect of Alexandria's greatness than its rivalry with Memphis.

It is impossible to date Tacitus' story, especially as it so obviously conflates elements that only eventually were molded into a single tale. However, it is important to note the Roman imperial overtones that it had acquired in the course of the Roman domination of Alexandria. Its framing is full of condescension: the Alexandrians were a superstitious lot, the Romans could

²⁵ Fraser: *Alexandria I*, pp. 246–259, cf. *idem*: *Origins*, p. 36 with notes; also Hölbl: *Geschichte*, pp. 5 and 93.

fully rationalize the miraculous healing capacities of the god, and his origins lie largely in the dark. It is also a Roman perspective when Sinope, rather than Memphis or Seleucia, is given pride of place in the foundation story of Alexandria's prosperity.

Some final words on Sarapis. The role of the hybrid Greco-Egyptian god in the history of Alexandria's political orientation has often been mistaken alongside misconceptions of the religious policy of the early Ptolemies and its 'Egyptianizing' elements. Scholars now generally agree that the god Sarapis grew out of the cult for the Egyptian Osir-Hapi, a bull-shaped god of the dead Apis bull.²⁶ A sizeable Greek population that had lived in Memphis before the Macedonian conquest worshipped this god as Osorapis. The god combined many functions, including that of an oracular and healing god. When a similar, or associated, cult sprang up in Alexandria under the name of Sarapis, this god, too, was associated with healing rituals and oracular functions (Diog. Laert. 5.76, and Tac. *Hist.* 4.81).

While the introduction of Sarapis to Alexandria did not necessarily involve Egyptians, his cult was by no means just Greek. The Alexandrian Serapieion was located in a quarter that bore the name of the pre-Ptolemaic town Rhakotis and kept a particularly strong Egyptian identity. Moreover, a number of foundation plaques were found in the Serapieion bearing bilingual inscriptions in both Greek and Hieroglyphs commemorating dedications in the name of Ptolemy Philadelphos (r. 284–246 BCE) and his wife Arsinoe (r. 273–270 BCE).²⁷ The temple included an indoor nilometer as well as some subterranean galleries used for the worship and burial of animals – both Egyptian cult practices. In Priene and Delos, priestly titles, such as “prophet” and “chanter”, are attested in the context of sacred laws stating that only Egyptians were to perform the rites for Sarapis.²⁸ Thus, while the cult of Sarapis had started as a Greek cult imported from Memphis to Alexandria, it became a syncretistic Greco-Egyptian ritual, performed by Greeks and Egyptians (an increasingly mixed cultural identity group) in honor of the Ptolemies. However, fierce opposition against the cult had expressed itself in the *Oracle of the Potter*. The text utters its disgrace at the kings having “abducted” Egyptian gods (to Alexandria) and molding them into new forms – a clear reference to Sarapis.²⁹ The grievance was levelled not just against the Greek conquerors, but also against their collaborators among the Memphite priesthood that were notoriously open to negotiation with the foreign pharaohs. The god embodied cooperation and inclusion, associated first with the Ptolemaic dynasty and the Lower Egyptian priesthood, and then with Alexandria, the cosmopolitan site whose divine patron the god became.

²⁶ Marianne Bergmann: Sarapis im 3. Jh. v. Chr., in: Gregor Weber (ed.): *Alexandria und das ptolemäische Ägypten. Kulturbegegnungen in hellenistischer Zeit*, Berlin 2010, pp. 109–135.

²⁷ Sabottka: *Serapeum*.

²⁸ Moyer: *Limits of Hellenism*, p. 194–205.

²⁹ Ludwig Koenen: Die Prophezeiungen des “Töpfers”, *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 2 (1968), pp. 178–209.

4. ALEXANDRIA AND ALEXANDER IN THE *ALEXANDER ROMANCE*

The most elaborate and most complex foundation stories of Alexandria found their way into the *Alexander Romance*. Unfortunately, this is also the most difficult text to pin down in time and ideological origin. It is a multi-layered text of which the first Greek manuscript, known as manuscript A, dates to not earlier than the 3rd century CE.³⁰ Yet portions of this compilation date back to the early Hellenistic period, although it is now believed to have been written down as a single story. Because of its simple style and fanciful composition, it seems to have been a popular text transmitted in a non-official Greco-Egyptian milieu.³¹

Most important in our context are the episodes about Alexander's birth and Egyptian descent at the beginning of the novel, and of the story of the foundation of Alexandria later in book I. The *Romance's* attempt to develop in these stories images of legitimacy which transcended dividing lines between Macedonia and Egypt as well as Alexandria and Memphis was a truly transcultural endeavor in which separate cultural identities were given a shared prominence and value.³² But like the Tacitean story, the *Romance* reached far beyond a local Greco-Egyptian agenda. In its combination of the creation of the city with the prophecies of Sarapis, the god of the universe, it connects the foundation of the city to its eternal existence within the Roman Empire that also claimed to be eternal.

The limited span of Alexander's lifetime and the eternal fame of the city are central to the prophecies to Alexander during his stay in Egypt. Thus, Zeus Ammon at the oracle of Siwa had told him:

Oh king, thus Phoebus of the ram's horns says to you:
If you wish to bloom for ever in incorruptible youth,
found the city rich in fame opposite the island of Proteus,
where Aion Ploutonios [Sarapis] himself is enthroned as king,
he who from his five-peaked mountain rolls round the endless world." (*Romance* I. 33, 2, trans. Stoneman)

And having found the temple of Sarapis high in the mountains he turns to the god:

'O great Sarapis, if you are god of the universe, give me a sign.' The god appeared to him in his sleep and said, 'Alexander, you have forgotten what you said when you made the sacrifice? Did you not say 'Whoever you are who watch over this land and the endless world, receive my sacrifice and be my helper in my wars'? [...] Did you not realize that I am the god who watches over all things?'

³⁰ The *Alexander Romance*, surviving mainly in three different medieval manuscripts, was composed in different socio-cultural milieus over a period of 600 years. I follow Stoneman's introduction to the Penguin translation where he suggests that a) the stories of the *Romance* developed in an Alexandrian context, b) that most of its stories were circulating already in the first 100 years after Alexander's death, and c) that it emerged in a transcultural exchange of Greek, Egyptian, Jewish and Persian narrative and literary traditions (Richard Stoneman: *The Greek Alexander Romance*. Translated with an Introduction and Notes, London 1991, pp. 10–15). On the dating of the *Romance*, see also Fraser: *Alexandria I*, pp. 677–678; Corinne Jouanno: *Naissance et métamorphoses du Roman d'Alexandre*, Paris 2002, pp. 68–82.

³¹ Most Alexandrian literature was written for and sponsored by the monarchy and thus had an official character; see e.g. Stephens: *Seeing Double. Intercultural Poetics in Ptolemaic Alexandria*. Berkeley and Los Angeles 2003, pp. 74–76, and *passim*.

³² *Ibid.*, p. 72.

Then in his dream Alexander prayed to the god: ‘Tell me, if this city of Alexandria that I have founded in my name will remain, or if my name will be changed into that of another king.’ He saw the god holding him by the hand and bringing him to a great mountain. ‘Alexander,’ the god said, ‘can you move this mountain to another place?’ ‘No, lord, I cannot,’ he seemed to say. ‘Even so your name cannot be changed into that of another king,’ replied the god. ‘Alexandria will grow and receive great benefits and will increase also those cities that were there before it.’ (*Romance* I. 33. 9, trans. Stoneman)

Note in passing that the old cities that were there before Alexandria are included in the prophecy. Yet more importantly, both passages make Alexandria a surrogate of Alexander’s short life. In the first passage, he himself is prophesied to stay in eternal youth by the foundation of the city, while in the second his name is said to become eternal through the growth of the city. Poignantly, in the following paragraph the god predicts Alexander’s early death together with the city’s centrality in the world (I. 33. 10). Set against Alexander’s world conquest in his short lifetime, the size of the city represents this world for a long future to come.

The *Romance* extensively comments on Alexandria’s size. Size was a distinguishing feature of a world metropolis: Diodorus in the first century BCE still reckoned Alexandria to be the first city in the world, Strabo commented on the size of Memphis as equal to Alexandria though ‘second’ (*deuteron*) to it in meaning, and for Tacitus the new Sarapieion was in adequate proportion to the size of the city. In the *Romance* Alexandria’s circumference is given with some precision:

Alexander marked out the plan of a city, stretching in length from the place called Pandysia as far as the Heracleotic mouth of the Nile, and in width from the sanctuary of Bendis to little Hormoupolis (it is called Hormoupolis, not Hermopolis, because everyone who sails down the Nile puts in there). These were the dimensions of the city Alexander laid out, so that up to this day it is called ‘territory of the Alexandrians.’ (1.31.5).

However, the architects of the city worry about this size, warning Alexander not to build too large a city:

You will be unable to find people to fill the city, they said, and if you do fill it, the ships will be unable to transport sufficient food to feed them [...] Small cities [*mikropoliteiai*] are harmonious in debate and take council together [*eusymbouleutoi eisi*] to their mutual advantage; but if you make this city as you have sketched it, those who live there will always be at odds with one another, because the population is so huge. (1.31.6)

The passage recalls other statements which emphasized that Alexandria was difficult to supply, difficult to fill with people (Curt. Ruf. 4.8.1) and difficult to keep at peace (Strab. 17.1.12/Polyb. 34.14.6). But most importantly, it engages with the Aristotelian discussion about the connection between size and prosperity in an ideal polis.³³ Moderate size of territory and citizens were the preconditions for a polis to be stable and prosperous. In some phrases the *Romance* alludes explicitly to Aristotelian formulations. As de Polignac argues, Aristotle was the common source for a flourishing discourse on what made a city great. In Aelius Aristides’ *En-*

³³ De Polignac: Rome, for this and the following.

comion to Rome (144 CE) he discovers similar references to Aristotle's discussion. Via the common referent, the two texts were related and became part of an intertextual competition over the claim of being the center of the universe. Sarapis in the *Alexander Romance* prophesied that Alexandria was to become this center.

This city you will found will be the apple of the world's eye.
 As the years and the ages go by, it will grow
 in greatness, and it will be adorned
 with numerous temples, magnificent sanctuaries,
 exceeding all in beauty, size and number.
 everyone who comes to dwell in it
 will forget the land that bore him.
 I myself shall be its protector." (*Romance* I. 33.11)

Rome was no longer an Aristotelian polis, confined in its own boundaries. As Aelius Aristides has it, Rome rises to heaven (§ 63) and spreads over all Italy. It is the metropolis of the world, equipped with an acropolis and an agora which the entire oikumene share (§60-1). Just like Alexandria its supplies come from everywhere (cf. *Romance* 33.10), and in both Rome and Alexandria the settlers will forget their origin, and in turn will spread their benefits around the world. This latter quality is elaborated in the *Romance* for Alexandria by the event, often repeated in other foundation stories, that birds picked up the seeds with which the workers had sketched Alexandria's perimeter. It was to be the omen that Alexandria would outgrow its original size, feed all parts of the world and that her inhabitants reach everywhere (32.5). Yet in Aristides's paradigm, Rome by its political leadership and institutions is the center of the inhabited world. Alexandria's greatness, by contrast, is the gift of Sarapis. It is symbolized by its religious buildings and temples to which people from all over the world will make pilgrimage. It is the religious cosmopolitanism that makes Alexandria great, not its Greek institutions.

While Alexandria's size, wealth and temples positioned the city in an imperial world order, other passages in the *Romance* place Alexandria vis-à-vis the old capital of Memphis. Thus, in honoring Sarapis (before enquiring about Alexandria's fate) Alexander does exactly the same as had done Pharaoh Sesonchis who had once been ruler "of the universe" (*kosmokrator*) (33.6). An even more potent sign of Alexandrian-Memphite complicity in Alexandria's future greatness are the snakes that creep in during several scenes of the *Romance*. Snakes were quite ubiquitous representatives of divine interference in both the Egyptian and Greek religious universe, as Daniel Ogden has well shown.³⁴ But in this context they refer more specifically to the syncretistic assimilation of the Egyptian serpent god Shai, the god of good fate, with the Greek *agathoi daimones*:

³⁴ Daniel Ogden: *Alexander, Agathos daimon, and Ptolemy. The Alexandrian foundation myth in dialogue*, in: Naoise MacSweeney (ed.): *Foundation Myths in Ancient Societies. Dialogues and Discourses*, Philadelphia 2014, pp. 129–150.

When the foundations for most of the city had been laid and measured, Alexander inscribed five letters: ΑΒΓΔΕ. Α for ‘Alexander’; Β for *basileus*, ‘king’; Γ for *genos*, ‘descendant’; Δ for *dios*, ‘Zeus’; and Ε for *ektisen*, ‘founded an incomparable city’. Beasts of burden and mules helped with the work. As the gate of the sanctuary [*heroon*] was being put in place, a large and ancient tablet of stone, inscribed with many letters, fell out of it; and after it came a large number of snakes, which crept away into the doorways of the houses that had already been built. Nowadays the doorkeepers reverence these snakes, as friendly spirits [*agathoi daimones*] when they come into their houses – for they are not venomous – and they place garlands on their working animals and give them a rest day. Alexander was still in the city when it and the sanctuary were being built, in the month of Tybi, which is January. For this reason, the Alexandrians still even now keep the custom of celebrating a festival on the twenty-fifth day of Tybi.” (1.32. 6–7).

Snakes turn up several other times in the *Romance*.³⁵ Most prominently, a snake appears in the birth story of Alexander who in the *Romance* is sired by the last pharaoh of Egypt Nectanebo. Nectanebo, spending his later years as a prophet at Philip’s court, falls in love with his wife Olympias, while her husband is absent on campaign. When he becomes desperate to make love with her, he tricks himself into her bedchamber through his own prophecy that she will make love to a god, who will turn out to be Ammon of Libya. She would recognize the secret guest by the golden horns on his forehead. Yet instead of Ammon, he himself approaches Olympias at night, disguised as a ram and covered in a snake’s coat (1.4-6). By this scheme, Olympias becomes pregnant with Alexander. And it is again in the form of a snake that Nectanebo turns up during a feast upon Philip’s return, lovingly curling up on Olympias’s legs, hissing and frightening away the bystanders. Philip was downcast by realizing that Olympias was pregnant without his doing. But seeing that the snake protected her, and then turned into an eagle flying away, he is amazed. He sees that a god has taken concern for her and helped her when she was in danger. Being enlightened by his wife that this was Zeus Ammon, Philipp congratulated himself on the god’s favor, since the offspring of his own wife was to be the seed of a god (1.10.7).

The story skillfully interweaves Alexander’s Macedonian origin with his divine and Egyptian descent. On the surface, there was some problem in making Alexander both the offspring of Zeus-Ammon, and the son of the last pharaoh, as Egyptian political mythology demanded. Yet the mythologies merged. As Susan Stephens suggests, each father contributed a necessary piece to Alexander’s complex mythology. “By virtue of the one father (Nectanebo) Alexander is really Egyptian, or Greco-Egyptian on the human and political level; by virtue of the other (Ammon) he is really divine on the mythical and ceremonial level.”³⁶

Alexander’s Greco-Egyptian mythology, moreover, played a central part in Alexandria’s foundation story. It is as the son of Nectanebo that Alexander addresses the Memphites. There was an inscription on the base of an anonymous statue, stating that this king had fled from

³⁵ Daniel Ogden: Alexander’s snake sire, in: Pat V. Wheatley/Robert Hannah (eds.): *Alexander and his Successors. Essays from the Antipodes*, Claremont, CA 2009, pp. 136–78.

³⁶ Stephens: *Seeing Double*, p. 72.

Egypt, but would return as a young man and subdue the Persians (1.34.2). Alexander recognizes this to be Nectanebo's statue, his father's prophecy (cf. 1.3.6), and his own calling. Thus, the conquest becomes in fact a return. The foundation of the new capital of Alexandria is then firmly approved by the Memphites. In a perfect connection of conquest, imperialism, and generosity, Alexandria was built with the tributes of the Memphites. Yet Alexander did not keep them in his coffers. He spent them, as the *Romance* lets him say on "your city of Alexandria which lies before Egypt and which will be the capital of the whole world" (1.34.6).

5. CONCLUSION

The *Alexander Romance* mapped the city, its location, territory, monuments, and deities as a space whose design and history reflected the city's status as a world capital. The stories about its foundation made Alexandria a center, but also an 'in-between': *ad Aegyptum, ad mare nostrum* and *in orbe terrarum*. The role of Alexandria as capital of Egypt and as the capital city of an ever-growing world changed over time even though the *Romance* molded this change into a coherent narrative of a single king's lifetime spanning across the past, the present, and the future. This narrative climaxed in the third century, when the Roman Empire dominated the world. But it was perhaps the combination of the Empire's long duration, on the one hand, and the rapidly turning governing periods of individual kings, on the other, that invited Alexandria's inhabitants to reflect upon different temporal rhythms within a human, urban, and imperial scheme.

Aachen als *Roma secunda* – Überlegungen zur imperialen Temporalität im karolingischen Reich

Jürgen DENDORFER

Dieser Beitrag schließt an die althistorischen Beiträge an.¹ Auch hier geht es wie bei Alexandria um einen Ort, wenn man so will eine „Stadt“, deren Status im Abgleich mit Rom neu bestimmt wird.² Doch kann man die Unterschiede zwischen Aachen und Alexandria nicht einfach ausblenden. Ein Vergleich zwischen der kosmopolitischen Metropole hellenistischer Zeit am Mittelmeer und dem fränkischen Königshof des 8. Jahrhunderts am Rande der Eifel, über dessen urbane Qualität sich allenfalls mutmaßen lässt, müsste in vielfacher Hinsicht unangemessen erscheinen – wäre da nicht der gemeinsame Bezug auf Rom.

Freilich eines Rom, das zu der Zeit, in der wir auf Aachen blicken, nur noch ein Schatten einstiger Größe war. Als Stadt des Bischofs von Rom war dieses im frühen Mittelalter zwar nicht unbedeutend,³ wirkmächtiger wurde es aber als Referenzpunkt legitimatorischer Zugriffe, die Historiker mit Schlagworten wie „Roma aeterna“-Idee, „Romgedanke“, oder „translatio imperii“ bedacht haben.⁴ Ein weites thematisches Feld, auf das ich mich in diesem Beitrag nur begeben kann soweit es für die Einordnung des Phänomens Aachen wichtig ist. Sein Ziel ist es vielmehr, Aachen als den zeitweise erfolgreichen Versuch zur Etablierung eines neuen Zentrums für das karolingische Reich vorzustellen. Zeitgenossen schrieben diesem fränkischen Königshof um 800 mit Verweisen auf Rom und das römische Imperium Bedeutung zu. Aachen könnte somit für eine spezifische imperiale Temporalität stehen: die Suggestion von imperialer Dauer-

¹ Ziel dieses Beitrags zur Ringvorlesung „Metropolen und imperiale Temporalität“ ist es am Beispiel Aachens Möglichkeiten der Verortung des karolingischen Imperiums im Rahmen des Graduiertenkollegs auszuloten. Dabei wird nicht der Anspruch erhoben fachwissenschaftlich neue Erkenntnisse zu präsentieren, es sei denn, sie ergäben sich aus der hier vollzogenen Denkbewegung, mit der innermediävistische Debatten durch den transepochnalen Zugriff des Graduiertenkollegs für die interdisziplinäre Diskussion aufgeschlossen werden.

² Der Begriff „Stadt“ wird hier nur benutzt, um eine erste Vergleichsebene herzustellen. Mittelalterhistoriker bezeichnen Aachen im 8. und 9. Jahrhundert nicht als Stadt, sondern als „zentralen Ort“ oder als „Pfalz“ der Karolinger, um die sich eine Siedlung bildete, die man begrifflich unscharf mit einem Quellenbegriff als *vicus* bezeichnen könnte, vgl. etwa: Harald Müller/Judith Ley/Frank Pohle/Andreas Schaub: Pfalz und *vicus* Aachen in karolingischer Zeit, in: Thomas R. Kraus (Hg.): Aachen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 2 Karolinger – Ottonen – Salier (765-1137), Aachen 2013, S. 1–408.

³ Zu Rom am Ende des 8. Jahrhunderts: Florian Hartmann: Hadrian I. (772-795). Frühmittelalterliches Adelspapsttum und die Lösung Roms vom byzantinischen Kaiser (Päpste und Papsttum 34), Stuttgart 2006; zur Bedeutung der Stadt im frühen und hohen Mittelalter: Chris Wickham: Medieval Rome. Stability and crisis of a city (900-1150), Oxford 2015.

⁴ Aus der Fülle der Literatur nur eine knappe Auswahl: Fedor Schneider: Rom und Romidee im Mittelalter. Die geistigen Grundlagen der Renaissance, München 1925; Robert Folz: L’Idée d’Empire en Occident du Ve au XIVE siècle (Collection historique), Paris 1953; Werner Goetz: Translatio imperii. Ein Beitrag zur Geschichte des Geschichtsdenkens und der politischen Theorien im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Tübingen 1958; Gerd Tellenbach: Gedanken zur „Roma aeterna“, in: Wolfgang Altgeld u.a. (Hg.): Menschen, Ideen, Ereignisse in der Mitte Europas. Festschrift für Rudolf Lill zum 65. Geburtstag, Konstanz 1999, S. 9–23; Jürgen Petersohn: Kaisertum und Rom in spätsalischer und staufischer Zeit. Romidee und Rompolitik von Heinrich V. bis Friedrich II. (MGH Schriften 62), Hannover 2010; Johannes Fried: Imperium Romanum. Das römische Reich und der mittelalterliche Reichsgedanke, in: Millennium 3 (2016) S. 1–42; Breiter: Christoph Mauntel/Volker Leppin (Hgg.): Transformationen Roms in der Vormoderne (Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte 27), Stuttgart 2019.

haftigkeit und Kontinuität durch den Rombezug trotz offensichtlicher Brüche und Veränderungen. In diesem Fall trotz der Übertragung der Kaiserwürde im Westen des römischen Reichs auf die Franken und die Ausbildung neuer Zentren und Peripherien im karolingischen Reich um 800, die wenig mit denen des römischen Reiches gemein hatten. In diesem Sinne ist im Folgenden mit Blick auf Aachen und das karolingische Reich der Frage nach „imperialer Temporalität“ nachzugehen. Eine Frage, der auch eine Raumdimension eingeschrieben ist. Denn Aachen unter die wirklichen „Metropolen“ einzureihen und damit zu behaupten, dass sich hier ein imperiales Zentrum im Verhältnis zu Peripherien befinde, ist im Hinblick auf die Topographien der Macht im karolingischen Reich diskussionswürdig. Ebenso ist die Annahme, das karolingische Reich lasse sich als Imperium verstehen, aus einer mediävistischen Perspektive nicht selbstverständlich.

In einem ersten Schritt sollen deshalb diese definatorischen Fragen eingegrenzt werden (1.). In einem zweiten wird das Phänomen „Aachen“ vor Augen gestellt. Die erstaunliche Karriere eines königlichen Gehöfts, das gleichsam aus dem Nichts innerhalb weniger Jahrzehnte zu einem zentralen Ort des Karolingerreiches wurde (2.). Daran werden sich zwei Überlegungen zur imperialen Temporalität, die sich an Aachen zeigt, anschließen: erstens an einem Schlüsseltext, dem bald nach 800 entstandenen Karlsepos, das Aachen als *Roma secunda* oder *nova Roma* feiert (3.), zweitens durch einen Blick auf die Herrschaftsarchitektur Aachens und die Frage nach der Funktion des Antikenbezugs in dieser (4.).

I. DAS KAROLINGISCHE REICH ALS IMPERIUM?

Im Gegensatz zu Althistoriker:innen zögern Mediävist:innen Reiche des Mittelalters als Imperium zu bezeichnen, auch dann, wenn ihnen ein *imperator* vorstand und sie in den Quellen *imperium* genannt wurden. Zu deutlich scheinen sich das karolingische (Kaiser-) Reich Karls des Großen und seine Nachfolger bis hin zum Heiligen Römischen Reich von den Imperien zu unterscheiden, an denen etwa Herfried Münkler „Logiken der Weltherrschaft“ diskutiert hat.⁵ Die räumlichen Dimensionen und die Möglichkeiten zur herrschaftlichen und kommunikativen Durchdringung neuzeitlicher See- und Landimperien wie des British Empire oder der Sowjetunion lassen sich in der Tat nur schwer mit den Bedingungen mittelalterlicher Kaiserherrschaft vergleichen. Insofern ist die Zurückhaltung gegenüber einer Übertragung des Imperienbegriffs nachvollziehbar.⁶ Eine wirkmächtige Tradition verfassungsgeschichtlicher Forschung

⁵ Herfried Münkler: Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten, Reinbek bei Hamburg 2019.

⁶ Differenziert dazu: Bernd Schneidmüller: Kaiser sein im spätmittelalterlichen Europa. Spielregeln zwischen Weltherrschaft und Gewöhnlichkeit, in: Claudia Garnier/Hermann Kamp (Hg.): Die Spielregeln der Mächtigen. Mittelalterliche Politik zwischen Gewohnheit und Konvention, Darmstadt 2010, S. 265–290; ein wichtiger Versuch der Aneignung ist aber der Band von Wolfram Drews (Hg.): Die Interaktion von Herrschern und Eliten in imperialen Ordnungen des Mittelalters (Das Mittelalter – Perspektiven mediävistischer Forschung 8), Berlin/Boston 2018.

hat zudem im deutschsprachigen Raum die Andersartigkeit mittelalterlicher Gesellschafts- und Verfassungsordnungen in scharfer Abgrenzung von neuzeitlichen Entwicklungen betont. Zu diesem Zweck wurde ein eigenes Beschreibungsmodell, mit kategorialen Setzungen und vermeintlich quellennahen Begrifflichkeiten, entwickelt, das Interpretationsraum für die andere Verfasstheit mittelalterlicher Reiche eröffnen sollte.⁷ Diese fundamentalen Differenzierungen erschweren Vergleiche über die Epochen hinweg und setzen die Übertragung von neuzeitlichen Begriffen bis heute dem Verdacht anachronistischer Verzerrung aus. Das galt lange für den Begriff des „Staates“, wieder anders für den der „Verfassung“, und es mag erklären, weshalb Mediävist:innen sich scheuen, mittelalterliche Großreiche als „Imperien“ zu bezeichnen.

In den umfassenden Sammelwerken jüngeren Datums, die vom Altertum bis in die Gegenwart Imperien aneinanderreihen, fehlen deshalb in der Regel die Reiche des europäischen Mittelalters, oder sie werden selbst dann nur am Rande erwähnt, wenn die Kriterien für die Definition von Imperien mitunter eher vage sind.⁸ Im Grunde könnte hier auch jedes mittelalterliche *empire*, im Deutschen durchaus offen als „Reich“ zu übersetzen, erscheinen, d.h. jede weiträumigere Herrschaftsbildung, die durch Expansion über andere politische und kulturelle Einheiten hinweg entstanden.⁹ Darunter wäre auch jede größere überkönigliche Herrschaftsbildung des Mittelalters einzuordnen. Doch was wäre damit gewonnen? Eine Ergänzung der Sammlung ohne analytischen Mehrwert?

Susan Reynolds hat in einem kleinen, aber wichtigen Beitrag angemahnt, bei einem Vergleich von Imperien nicht von Bezeichnungen der Quellsprache oder der Forschung auszugehen, sondern den Vergleichsgegenstand zuerst über definitorische Kriterien zu bestimmen.¹⁰ Das sei besonders dann notwendig, wenn Reiche in den Quellen oder in der Forschung als *empire* bzw. als *imperium* bezeichnet würden oder ihnen ein *imperator* vorstehe. Reynolds

⁷ Zu dieser sog. „Neuen Deutschen Verfassungsgeschichte“: Bernd Schneidmüller: ‘Von der deutschen Verfassungsgeschichte zur Geschichte politischer Ordnungen und Identitäten im europäischen Mittelalter’, Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 53 (2005), S. 485–500; Walter Pohl: Staat und Herrschaft im frühen Mittelalter. Überlegungen zum Forschungsstand, in: Stuart Airlie u.a. (Hg.), Staat im frühen Mittelalter (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 11), Wien 2006, S. 9–38; Jürgen Dendorfer, ‘Land und Herrschaft. Die „Neue Verfassungsgeschichte“ und ihre Wirkungen auf die Landesgeschichte im Süden Deutschlands’, in: Christa Mochty-Weltin/Roman Zehetmayer (Hg.): Adel und Verfassung im hoch- und spätmittelalterlichen Reich (NÖLA. Mitteilungen aus dem Niederösterreichischen Landesarchiv 18), St. Pölten 2018, S. 30–55.

⁸ Vgl. etwa zuletzt die Oxford World History of Empires, hier Peter Fibiger Bang: Empire – A World History: Anatomy and Concept. Theory and Synthesis, in: Peter Fibiger Bang/C.A. Bayly/Walter Scheidel (Hg.): The Oxford World History of Empires Bd. 1: The History of Empires, Oxford 2021, S. 1–87, oder Michael Gehler/Robert Rollinger (Hg.): Imperien und Reiche in der Weltgeschichte. Epochenübergreifende und globalhistorische Vergleiche, Teil 1: Imperien des Altertums, Mittelalterliche und frühneuzeitliche Imperien, Wiesbaden 2014, und hier etwa den Beitrag von Thomas Vogtherr: Die europäische Staatenwelt im hohen und späten Mittelalter. Imperium oder konkurrierende Territorialstaaten, S. 697–701, der sich mit der Müncklerschen Imperiendefinition auseinandersetzt; daneben werden in eigenen Beiträgen noch das Karolingerreich und Byzanz als Imperien behandelt. Letztere finden sich auch in Bang u.a. (Hg.): The Oxford World History of Empires Bd. 2, S. 450–467 (Anthony Kaldellis, The Byzantine Empire), und S. 468–497 (Rosamond McKitterick, Charlemagne, the Carolingian Empire and Its Successors).

⁹ Vgl. dazu Fibiger Bang: Empire – A World History.

¹⁰ Susan Reynolds: Empires: a problem of comparative history, in: Historical Research 79 (2006), S. 151–165.

Unterscheidung zwischen Worten der Quellen, begrifflichen Konzepten und Phänomenen (*word, concepts and phenomena*) ist vor allem für die Einbindung des Mittelalters in den transepochalen Vergleich erhellend. Wann konkret existierende mittelalterliche Reiche als Imperium zu bezeichnen sind, ist dann nicht abhängig von der Nachweisbarkeit des Kaisertitels (*imperator*) oder der Bezeichnung (*imperium*), sondern davon, ob das untersuchte Reich („das Phänomen“), die analytisch gewonnenen Kriterien aufweist, die vor dem Vergleich definiert wurden.

Diese an sich selbstverständliche, in transepochalen Vergleichen aber selten genug getroffene Unterscheidung, hat in zweifacher Hinsicht Auswirkungen für das Sprechen über mittelalterliche Imperien. Sie eröffnet zum einen die Möglichkeit, die Geschichte der Worte bzw. der Bezeichnungen von Kaiser (*imperator*) und Reich (*imperium*) und der damit verbundenen Konzepte unabhängig von Reichsbildungen zu untersuchen.¹¹ Damit kann die Geschichte dessen, was Kaisersein nach der Antike ausmachte und über das Mittelalter an die späteren Epochen weitergegeben wurde, geschrieben werden. Zum anderen bewahrt es davor, jedes mittelalterliche Reich, dem ein *imperator* vorstand und das als *imperium* bezeichnet wurde, in den Vergleich mit antiken und neuzeitlichen „Imperien“ setzen zu müssen, und damit gleichsam zwangsläufig entweder zum Ergebnis eines defizitären Status zu kommen, oder diese Reiche in ein mehr oder weniger beliebiges Panoptikum von Imperien von den Sumerern bis zu den Vereinigten Staaten von Amerika einzuordnen.

Die Frage, ob ein mittelalterliches Reich ein Imperium war, kann also nur dann entschieden werden, wenn eine Verständigung darüber stattgefunden hat, was ein Imperium im transepochalen Vergleich ausmachen soll. Nur ein solcher analytischer Imperiums begriff ergibt Sinn. Ob das karolingische Reich Karls des Großen als Imperium bezeichnet werden kann, bliebe deshalb zu diskutieren. Die Forschung hat die Frage bisher vor allem im anglophonen Raum bejaht und das karolingische Reich unter andere *empires* einsortiert.¹² Im bislang umsichtigsten definitorischen Versuch von Steffen Patzold wurde sie jedoch jüngst verneint.¹³ Dabei geht

¹¹ Vgl. dazu etwa Wolfram Drews: Politische Theorie und imperiale Konzepte, in: Thomas Ertl (Hg.): Europas Aufstieg. Eine Spurensuche im späten Mittelalter (Expansion, Interaktion, Akkulturation. Globalhistorische Skizzen 23), Wien 2013, S. 34–62; Christoph Mauntel: Beyond Rome. The polyvalent usage and levels of meaning of *imperator* and *imperium* in medieval Europe, in: Wouter Bracke/Jan Nelis/Jan de Maeyer (Hg.): *Renovatio, inventio, absentia imperii. From the Roman Empire to contemporary imperialism* (Institut Historique Belge de Rome, Études 6), Bruxelles/Roma 2018, S. 69–92.

¹² Vgl. etwa Mayke de Jong: The Empire that was always Decaying: The Carolingians (800-888), in: *Medieval Worlds* 2 (2015), S. 6–25, hier S. 13f.; Jennifer R. Davis: Charlemagne's practice of empire, Cambridge 2015, S. 169-335; Rosamond McKitterick: Charlemagne, the Carolingian Empire and its Successors, in: Fibiger Bang: *Oxford World History*, S. 468-497, hier S. 492f.; Rutger Kramer/Walther Pohl: *Empires and Communities in the Post-Roman and Islamic World, c. 400 - 1000 CE*, New York 2021, hier „Introduction“, S. 1–13, und darin Beiträge von Stefan Esders/Helmut Reimitz: Diversity and Convergence. The Accomodation of Ethnic and Legal Pluralism in the Carolingian Empire, S. 227–252.

¹³ Steffen Patzold: Integration durch Kommunikation: Ein Versuch über Herrscher, *missi* und Kapitularien im Karolingerreich, in: Wolfram Drews (Hg.): *Die Interaktion von Herrschern und Eliten in imperialen Ordnungen des Mittelalters* (Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung, Beihefte 8), Berlin/Boston 2018, S. 191–211.

Patzold den Weg, der hier vorgeschlagen wird, indem er die Passgenauigkeit einer analytischen Imperiendefinition, nämlich der Herfried Münklers, für das karolingische Reich erörtert. Und in der Tat wird man zustimmen, dass weder „unscharfe Grenzräume“, noch eine „imperiale Mission“, die „dazu beiträgt, dass die ‚Zentrumsbevölkerung‘ bereit ist, Opfer für das Imperium zu bringen und sich ... ‚an den Rändern‘ des Imperiums zu engagieren“ oder gar ein anhaltender Expansionsdrang als Merkmale des Karolingerreiches angesehen werden können.¹⁴ Allerdings haben sich vor, neben und nach Münkler weichere, weniger von Gegebenheiten des 19. und 20. Jahrhunderts und der Frage nach Weltherrschaft ausgehende Definitionen von Imperien etabliert, die durchaus übertragbar erscheinen.¹⁵ Als Imperien könnte man danach politische Gebilde von einer unter den Bedingungen der jeweiligen Zeit besonderen Größe bezeichnen, die durch kriegerische oder andere Formen der Expansion entstanden.¹⁶ In ihnen wurde versucht integrierend von einem Zentrum (oder einer zentralen Region) ausgehend Herrschaft über distinkte politische, religiöse, kulturelle oder sprachliche Einheiten hinweg zu etablieren, die aber grundsätzlich in ihrer Vielfalt bestehen blieben, also zwar integriert, aber nicht vereinheitlicht werden sollten. Gekennzeichnet waren derartige Imperien durch ein Gefälle zwischen einem oder mehreren Zentren und Peripherien, zwischen denen durch ein spezifisches Herrschaftsrepertoire und imperiale Eliten vermittelt wurde. Solche, weniger scharfgestellten Merkmale dürften auch das karolingische Reich erfassen. Damit ist weder gesagt, dass im Einzelnen über die Angemessenheit der Kriterien wie „Zentrum und Peripherie“ zu diskutieren wäre,¹⁷ noch dass sich durch diesen Zugriff wesentliche andere Erkenntnisse zur Beschreibung der inneren Struktur des Karolingerreiches ergeben. Überwunden werden könnte damit aber

¹⁴ Patzold: *Integration*, S. 193f.

¹⁵ Aus der Fülle der zunehmend unübersehbaren Literatur einige Eckpunkte: Michael W. Doyle: *Empires*, New York 1986, durchaus stilbildend ohne Berücksichtigung mittelalterlicher Reiche mit einem Sprung von Athen, Sparta, und Rom zu den ottomanischen, spanischen und englischen Reichen der Frühen Neuzeit und mit der Einführung der Pole „Zentrum“ und „Peripherie“; danach in Auswahl: Jürgen Osterhammel: *Jenseits der Orthodoxie. Imperium, Raum, Herrschaft und Kultur als Dimensionen von Imperialismustheorie*, in: *Periplus. Jahrbuch für außereuropäische Geschichte* 5 (1995), S. 119–131; Ders.: *Expansion und Imperium*, in: Peter Burschel u.a. (Hg.), *Historische Anstöße. Festschrift für Wolfgang Reinhard zum 65. Geburtstag*, Berlin 2002, 371–392; Jane Burbank/Frederic Cooper: *Empires in world history: power and the politics of difference*, Princeton 2010; Deutsch: *Imperien der Weltgeschichte. Das Repertoire der Macht vom alten Rom und China bis heute*, Frankfurt am Main 2012; Ulrich Leitner: *Imperium: Theorie und Geschichte eines politischen Systems*, Frankfurt a. Main/New York 2011; sowie die Einleitungen und Forschungsüberblicke zu den in Anm. 8 und 9 genannten Werken. Hilfreich sind die Überblicksartikel von Michael Gehler/Robert Rollinger: *Imperial Turn. Challenges, Problems and Questions*, in: Dies. (Hg.): *Empires to be remembered. Ancient worlds through Modern Times*, Wiesbaden 2022, S. 3–39; Ulrike von Hirschhausen: *A New Imperial History? Programm – Potential – Perspektiven*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 41 (2015), S. 718–758; für die frühe Neuzeit: Stephan Wendehorst: *Die Anatomie frühneuzeitlicher Imperien. Herrschaftsmanagement jenseits von Staat und Nation: Institutionen, Personal, Techniken*, in: Ders. (Hg.): *Die Anatomie frühneuzeitlicher Imperien. Herrschaftsmanagement jenseits von Staat und Nation (Bibliothek altes Reich 5)*, Berlin/München/Boston 2015, S. 17–58.

¹⁶ Zu den im folgenden genannten Kriterien vgl. die in wesentlichen Punkten übereinstimmenden Definitionen bei: Osterhammel: *Expansion*, S. 386–392; Burbank/Cooper: *Empires*, S. 24f., 28–36; von Hirschhausen: *New Imperial History*, S. 718–720.

¹⁷ Patzold: *Integration*, S. 195–198, vgl. dagegen aber: Davis: *Charlemagne’s practice*, S. 169–340.

ein gewisses Schweigen über sich im Imperienvergleich durchaus stellende Fragen zu mittelalterlichen Reichen.

Erstens bietet die Imperienforschung einen angemesseneren Interpretationsrahmen für Formen mittelalterlicher Staatlichkeit.¹⁸ Letztere versuchen Mittelalterhistoriker:innen zwar explizit in Abgrenzung vom neuzeitlichem Staatsbegriff zu erfassen, der Forschung bleibt aber in vielfacher Hinsicht eine nationalgeschichtliche Perspektive eingeschrieben, die sich aus der Genese der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert, das stark von Nationalbewusstsein und Nationalismus geprägt war, erklärt. Der Imperienbegriff erlaubt es räumlich über spätere Nationalstaaten hinausgehende Zusammenhänge ernst zu nehmen und lenkt den Blick auf Herrschaftstechniken, Aushandlungsprozesse und die Kommunikation zwischen den Teilen des Reiches, die sich in der binären Struktur von Zentrum/Zentren und Peripherien oder auch polyzentrisch denken lassen.¹⁹

Dies vorausgesetzt, wirft zweitens der Imperienvergleich die Frage nach der „Staatlichkeit“, nach der Ausgestaltung von „Herrschaft“ oder der Etablierung von „Macht“ in diesen Reichen auf. Fragen, auf die Mediävist:innen derzeit zwar viele Antworten geben können, was von den Begriffen bis zu den Ansätzen als Erklärung unangemessen ist,²⁰ aber zu wenige, wie Herrschaft im gesamten Reich eigentlich funktionierte und welche Bedeutung hierbei Institutionen, Strukturen oder Eliten zukam.

Ausgehend von einem derartigen, oben skizzierten analytisch gewonnenen Imperienbegriff lässt sich auch das Karolingerreich als Imperium verstehen; mehr noch bietet die *New Imperial history* einen transepochal anschlussfähigen Interpretationsrahmen, der auf fachinterne Erklärungsdefizite hinweisen und damit eine produktive Herausforderung darstellen kann. Lässt sich nicht auch in einem zugegebenermaßen „polyzentrischen“ karolingischen Imperium der Königshof als ein Zentrum verstehen, von dem aus versucht wurde, bestimmte Normvorstellungen durchzusetzen? Können nicht die *missi dominici*, zuständig für die Umsetzung, Aushandlung und Adaption solcher normativen Vorstellungen geradezu exemplarisch als zwischen reichsweiten und regionalen Eliten vermittelnde spezifisch imperiale Elite verstanden werden? Und, um ein sicher strittiges Thema anzusprechen, war der Missionseifer der Franken, die Verbreitung des Christentums, die mit der Expansion des Reiches verbunden waren, nicht auch eine Art „imperiale Mission“? Sind die Grenzen des Reiches nicht dort am sichersten zu benennen, wo „Heiden“ und nicht „Christen“ saßen: gegen die Awaren und Slawen im Osten,

¹⁸ Vgl. ähnlich für die Frühe Neuzeit: Wendehorst: *Anatomie*, S. 51f.

¹⁹ Mit wichtigen Überlegungen zur polyzentrischen Struktur frühneuzeitlicher Composite-Reiche, die auch für mittelalterliche Reiche bedenkenswert sind: Wendehorst: *Anatomie*, S. 35–38.

²⁰ Zur forschungsgeschichtlichen Einordnung: Matthias Becher: *Macht und Herrschaft. Vormoderne Konfigurationen in transkultureller Perspektive* (Macht und Herrschaft – Schriftenreihe des SFB 1167 1), Göttingen 2018, S. 11–41.

gegen die Muslime im Südwesten oder die Skandinavier im Norden? War das aus Sicht der Zeitgenossen nicht auch eine Art Grenze der Zivilisation? All diese Phänomene sind durchaus vergleichbar mit anderen Imperien vor und nach dem karolingischen Reich. Der Vergleich fordert dazu auf, sie zusammenzudenken und der Frage, wie sich diese Strukturen des Karolingerreiches zu denen anderer Imperien verhalten, nicht auszuweichen. Um nicht missverstanden zu werden, damit können nicht die differenzierten Ansätze ersetzt werden, mit denen Mittelalterhistoriker:innen die Verfasstheit des Karolingerreiches beschreiben; es bietet sich aber ein neuer Rahmen, sie zusammenzudenken, im synchronen wie asynchronen Vergleich auf Fehlstellen des Modells aufmerksam zu werden und dadurch die spezifische Struktur des Karolingerreiches zu erfassen. Für die Imperienforschung aber dürfte es nicht unerheblich sein, den Zeitraum zwischen 500 und 1500 zu berücksichtigen. Denn das Mittelalter vermittelte transformierte Vorstellungen vom antiken Kaisertum und Kaiserherrschaft an die nachfolgenden Jahrhunderte, und es war die Zeit, in der zum ersten Mal nach dem Ende des römischen Reiches ein politisches Gebilde etablierte wurde, das *imperium* genannt wurde und dem ein *imperator* vorstand. In ihm wurde mit dem Bezug auf Rom eine legitimierende Tradition aufgerufen und Dauerhaftigkeit behauptet. Für das Sprechen über imperiale Temporalitäten nach dem Ende der Antike war dies ein Schlüsselmoment.

2. AACHEN. VOM KAROLINGISCHEN KÖNIGSHOF ZUM *CAPUT REGNI*

In Aachen entstand am Ende des 8. Jahrhunderts eine Königspfalz, die nach 800 zur dauerhaften Residenz Karls des Großen werden sollte.²¹ Das ist in vielfacher Hinsicht ein erklärungsbedürftiges Phänomen. Da ist zum einen die Dynamik des Geschehens. Auch wenn es in Aachen römische Thermenanlagen gab, wissen wir wenig darüber, ob und in welcher Form diese und spätrömische Bauten die Antike überdauerten.²² Nach den Schriftquellen spricht wenig dafür, denn der Ort erscheint in ihnen in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters überhaupt nicht. Schlaglichtartig tritt er erst im Winter 765/766 mit einem Aufenthalt des Vaters Karls des Großen ins Licht der Geschichte. König Pippin der Jüngere feierte in der *Villa Aquis*

²¹ Zur Pfalz: Ludwig Falkenstein: Pfalz und *vicus* Aachen, in: Caspar Ehlers (Hg.): Orte der Herrschaft. Mittelalterliche Königspalzen, Göttingen 2002, S. 131–181; Müller/Ley/Pohle/Schaub: Pfalz; zu Karl dem Großen und der Geschichte des Karolingerreiches in seiner Zeit: Rudolf Schieffer: Die Zeit des karolingischen Großreichs (714–887) (Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 2), Stuttgart¹⁰2005; Rosamond McKitterick: Karl der Grosse, Darmstadt 2008; Johannes Fried: Karl der Grosse. Gewalt und Glaube. Eine Biographie, München 2013; Stefan Weinfurter: Karl der Große. Der heilige Barbar, München 2013; Wilfried Hartmann: Karl der Große, Stuttgart 2015; Den Stand der Forschung im Jahre 2014 bündelt der dreibändige Katalog zur Aachener Karlsaustellung: Frank Pohle (Hg.): Karl – charlemagne – der Grosse. Orte der Macht, 3 Bde., Dresden 2014; ergänzend: Werner Jacobsen: Die Pfalzen Karls des Großen. Revisionen und neue Fragen (Akademie der Wissenschaften und der Literatur – Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, Jahrgang 2017,1), Mainz/Stuttgart 2017, hier S. 74–164.

²² Zur Diskussion, mit Argumenten für eine Siedlungskontinuität: Andreas Schaub: Aachen von der spätrömischen bis in die frühmittelalterliche Zeit aus archäologischer Sicht, in: Thomas R. Kraus (Hg.): Aachen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Band 1: Die natürlichen Grundlagen, Aachen 2001, S. 405–423; Ders., in: Müller/Ley/Pohle/Schaub: Pfalz, S. 42–48.

Weihnachten und Ostern und dürfte somit hier überwintert haben.²³ Diese späte Nennung ist erstaunlich, weil Aachen in einem Kernraum des fränkischen Reiches lag, aus dem die Karolinger hervorgingen, in dem sich Königsgut massierte und sich deshalb ihre bevorzugten Aufenthaltsorte befanden: in unmittelbarer Nähe von Aachen Düren, im Mittleren Maastal die Pfalzen Herstal und Jupille oder die Burg Chèvremont.²⁴ All diese Orte werden erwähnt, lange Zeit aber gibt es kein Wort von Aachen.

Mit Pippins Visite drei Jahre vor dem Herrschaftsantritt Karls beginnt dann eine neue Entwicklung, die sich unter seinem Sohn beschleunigen sollte. Karl hielt sich hier schon in seinem ersten Winter als König 768/69 auf, kehrte in der Folge gelegentlich nach Aachen zurück, um dann ab 794 nahezu ununterbrochen Winter für Winter vor Ort zu sein. Nach 808 war er bis zu seinem Tod 814 fast das ganze Jahr über in Aachen.²⁵ Innerhalb dieser wenigen Jahrzehnte, in denen wir aus schriftlichen Quellen überhaupt etwas über Aachen wissen, entstand das aus den beiden Eckpolen Pfalzkapelle mit Atrium und Palastaula/Königshalle bestehende Pfalzensemble,²⁶ das die folgende, für die Karlsaustellung im Jahr 2014 erstellte Rekonstruktion zeigt.

Pfalzkapelle und Palastaula, verbunden durch einen Zwischengang, waren von zahlreichen weiteren Gebäuden umgeben, von denen wir zwar wissen, die sich aber archäologisch nicht eindeutig zuweisen lassen, weshalb ihre Konturen in der Rekonstruktion im Nebel verschwimmen: die Infrastruktur für den König und seinen Hof, Häuser von geistlichen und weltlichen Großen, ein Wildpark und nicht zu vergessen, der erneuerte Badekomplex, die Thermenanlage.²⁷ Bis um 800 entstand in Aachen somit ein Pfalzkomplex, der in seinen Dimensionen, mehr noch in der Qualität seiner Architektur und der Ausstattung der Gebäude nördlich der Alpen nicht seinesgleichen hatte.²⁸ Diese außergewöhnliche Dynamik lässt sich unter den Bedin-

²³ *Annales regni Francorum inde a. 741 usque a. 829, qui dicuntur Annales Laurissenses maiores et Einhardi*, ed. Friedrich Kurze (MGH SS rer. Germ. [6]), Hannover 1895, ad 765, S. 22, dazu: Falkenstein: Pfalz und *vicus* Aachen, S. 133f.; Müller/Ley/Pohle/Schaub: Pfalz, S. 32–26.

²⁴ Alain Dierkens: Im Zentrum der karolingischen Macht im 8. Jahrhundert. Herstal, Jupille und Chèvremont, in: Pohle (Hg.): Karl der Grosse Bd. 2: Essays, S. 210–217.

²⁵ Falkenstein: Pfalz, S. 133–137; Rudolf Schieffer: Vor 1200 Jahren. Karl der Große lässt sich in Aachen nieder, in: Leo Paul Butzer u.a. (Hg.): Karl der Große und sein Nachwirken. 1200 Jahre Kultur und Wissenschaft in Europa = Charlemagne and His Heritage. 1200 Years of Civilization and Science in Europe, 2 Bde., Turnhout 1997, S. 3–21; Müller/Ley/Pohle/Schaub: Pfalz, S. 54–60.

²⁶ Als Überblick und Zusammenfassung der ausgreifenden Literatur zur Marienkirche und zur Pfalz nur die jüngeren Titel: Müller/Ley/Pohle/Schaub: Pfalz, S. 93–272; Harald Müller u.a. (Hg.): Die Aachener Marienkirche. Aspekte ihrer Archäologie und frühen Geschichte (Der Aachener Dom in seiner Geschichte – Quellen und Forschungen 1), Regensburg 2014; Monika Krücken (Hg.): Offensichtlich Verborgen. Die Aachener Pfalz im Fokus der Forschung, Aachen 2016.

²⁷ Zu Belegen in den Schriftquellen für diese Gebäude: Falkenstein: Pfalz und *vicus* Aachen, S. 139–167; mit dem Forschungsstand aus historischer und archäologischer Sicht: Müller/Ley/Pohle/Schaub: Pfalz, S. 310–336; und die Beiträge von Frank Pohle, Sebastian Ristow, Judith Ley und Marc Wietheger in: Pohle (Hg.): Karl der Grosse Bd. 2, S. 218–245.

²⁸ Matthias Untermann: „opere mirabili constructa“. Die Aachener „Residenz“ Karls des Großen, in: Stiegmann/Wemhoff (Hg.), 799, S. 152–164, etwa S. 152 oder 162; Jacobsen: Pfalzen Karls des Großen, S. 75f.



Abbildung 1: Rekonstruktion der Pfalz Aachen um das Jahr 820. Bild: Narmer Architecture Studio, Budapest (Zs. Vasáros, M. Z. Tóth und G. Nagy), ArchaeoPlanRistow, Köln (S. Ristow).

gungen des frühen Mittelalters nur durch die fokussierte Aufmerksamkeit des Königs und seines Hofes für den Ort und einen außergewöhnlichen Ressourceneinsatz erklären.

Daneben ist an Aachen ein zweiter Punkt hervorzuheben: die Tatsache, dass es hier überhaupt zur Ausbildung einer Art längerfristigen Residenz des karolingischen Königs kam. Dort wo der König war, war das Zentrum des Reiches und das war unter dem Karl dem Großen nach 808 erwartbar Aachen. Das ist im Kontext des frühen Mittelalters deshalb herauszustreichen, weil es bekanntlich nördlich der Alpen sehr lange dauern sollte, bis sich zentrale Orte ausbildeten, an denen sich Könige und Kaiser längere Zeit aufhielten. In der Regel zogen sie im frühen wie im hohen Mittelalter im wöchentlichen oder allenfalls monatlichen Wechsel mit ihrem Hof von Pfalz zu Pfalz oder von Bischofsstadt zu Bischofsstadt.²⁹

Die längeren Aufenthalte Karls in Aachen über Monate, mitunter sogar dauerhaft über ein Jahr sind nördlich der Alpen wieder ohne Vergleich. Sie heben sich deutlich von den gewohnten

²⁹ Rudolf Schieffer: Von Ort zu Ort. Aufgaben und Ergebnisse der Erforschung ambulanter Herrschaftspraxis, in: Caspar Ehlers (Hg.): Orte der Herrschaft. Mittelalterliche Königspalzen, Göttingen 2002, S. 11–23; Andrea Stieldorf: Reisherrschaft und Residenz im frühen und hohen Mittelalter, in: Historisches Jahrbuch 129 (2009), S. 147–177 (mit älterer Literatur), S. 154–156 zu Aachen; zur Karolingerzeit: Martin Gravel: Distances, rencontres, communications: realiser l'empire sous Charlemagne et Louis le Pieux (Collection Haut Moyen Âge 15), Turnhout 2012.

Herrschaftspraktiken fränkischer Könige ab, die sich von Zeit zu Zeit in allen Teilen ihres Reiches zeigen mussten, um für die Großen vor Ort ansprechbar zu sein.

Ein Vorbild für das „Modell Aachen“, einen ausgedehnten Pfalz- respektive Palastkomplex mit einem dauerhaft anwesenden Herrscher wird man nördlich der Alpen deshalb nicht finden. Richtet sich der Blick in den Süden, dann ist zuerst Pavia zu erwähnen, die wirkliche Hauptstadt des Langobardenreiches mit seinem Königspalast, die seit 774 in Karls Reich lag, ferner die Anlagen des Exarchats von Ravenna oder der Palast des Bischofs von Rom im Lateran.³⁰

Über Italien hinaus, und damit nicht aus der Welt, aber außerhalb des Bereichs den Karl und sein Hof aus persönlicher Anschauung kannten: der große Palast des Kaisers in Konstantinopel oder gar der Sitz des Kalifen im abbasidischen Bagdad.³¹ Letztere lassen sich jedoch aufgrund anderer Dimensionen nur in der Hinsicht mit Aachen vergleichen, dass sie mit ihren ortsfesten, das politische und administrative Zentrum des Reiches bildenden Palastkomplexen für ein Modell stehen, das bis dahin nördlich der Alpen nicht bekannt war.

Eine der Fragestellungen des für die gegenwärtige Frühmittelalterforschung einflussreichen Projekts der „Transformation of the Roman world“ war es, auf welche Weise nördlich der Alpen an Stelle der mediterranen Stadt- und Palastkultur neue *places of power* entstanden.³² Aachen ist aus dieser Sicht ein Beispiel für eine Verbindung mediterraner Repräsentationsformen mit dem fränkischen Pfalzenwesen, die zur hybriden Form einer dauerhaften Hauptpfalz führte.³³ Ein Zentrum des neuen Reiches Karls des Großen, das in den Jahrzehnten, in denen Aachen ausgebaut wurde, seine Gestalt gewann.

Dass Aachen mehr sein sollte als eine Pfalz unter anderen zeigt sich aber nicht nur durch die anhaltende Präsenz Karls und seines Hofes vor Ort, sondern auch durch die zeitgenössische Aufladung des Ortes mit Bedeutung. Dichter am Hof Karls des Großen scheuten keinen Vergleich und feierten dieses Aachen als *Roma secunda*, was bisher Konstantinopel war, oder als *aurea* oder *nova Roma*.³⁴

³⁰ Manfred Luchterhandt: Konvergenzen und Divergenzen im profanen Kulturaustausch des Mittelalters. Die Karolinger und der päpstliche Hof um 800, in: Aachener Kunstblätter 65 (2011-2013), S. 8–33.

³¹ Zu möglichen architektonischen Einflüssen im Mittelmeerraum: Lorenz Korn: Bauten für Kalifen und Kaiser. Künstlerischer Austausch im Mittelmeerraum, in: Kaiser und Kalifen. Karl der Große und die Mächte am Mittelmeer um 800, Darmstadt 2014, S. 256–276.

³² Mayke de Jong u.a. (Hg.): Topographies of power in the early middle ages (Transformation of the Roman world), Leiden u.a. 2001, hier etwa Chris Wickham: Topographies of power: Introduction, S. 1–8.

³³ Janet Nelson: Aachen as a place of power, in: Mayke de Jong: Topographies of power, S. 217–241.

³⁴ Als Zusammenfassung der Deutung der einschlägigen Stellen in der älteren Literatur vgl. Ludwig Falkenstein: Der „Lateran“ der karolingischen Pfalz zu Aachen, Köln 1966, S. 95–112; exemplarisch für die ältere Diskussion: Helmut Beumann: *Nomen imperatoris*. Studien zur Kaiseridee Karls des Großen, in: Historische Zeitschrift 185 (1958), S. 515–549; Ders.: Das Paderborner Epos und die Kaiseridee Karls des Großen, in: Karolus magnus et Leo papa. Ein Paderborner Epos vom Jahre 799 (Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte 8), Paderborn 1966, S. 1–54, beide auch in: Ders.: Wissenschaft von Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze, Köln 1972, S. 255–289, S. 290–345.

Die Bauten der Pfalz spielten auf römisch-frühchristliche Vorbilder an: sei es die oktagonale Pfalzkirche mit ihrer aufwendigen Ausstattung, sei es die Palastaula/Königshalle oder sei es ein Ensemble an Standbildern und Bronzen, das man sich nach 800 in Aachen vorstellen darf: von einem Reiterstandbild Theoderichs des Großen, über Pinienzapfen und eine römische Lupa; in diesem Fall ist die Romimitatio ziemlich eindeutig, in anderen doch sehr wahrscheinlich.³⁵ Das Rom ihrer Zeit kannten Karl und sein Umfeld aus eigener Anschauung; bis 800 war Karl selbst vier Mal vor Ort, mitunter sogar über Monate hinweg.³⁶

An dieser Stelle tritt der Kontrast zwischen der innerhalb kürzester Zeit aus dem Boden gestampften Aachener Pfalz und der Kontinuitätsbehauptung, ja dem Ewigkeitsanspruch, der im Rombezug angelegt ist, deutlich hervor. Aachen ist im Hinblick auf die hier fassbaren Temporalstrukturen ein bemerkenswertes Phänomen. Zum einen steht Aachen mit seinem raschen Aufwuchs innerhalb weniger Jahrzehnte stellvertretend für den dynamischen Wandel des karolingischen Reiches, das im letzten Viertel des 8. Jahrhunderts Zug um Zug expandierte: vom Reich der Langobarden in Oberitalien, über die Bayern und Sachsen bis hin zur spanischen Mark im Norden der iberischen Halbinsel.³⁷

Zum anderen aber steht Aachen auch für die Legitimation dieser Großreichsbildung durch einen Rombezug, der bekanntlich in der römischen Kaiserkrönung Karls des Großen am Weihnachtstag des Jahres 800 im Petersdom ihren deutlichsten Ausdruck fand. *Imperator augustus*, „das Reich der Römer lenkend“, *Romanum gubernans imperium*, nannte sich der „König der Franken und der Langobarden“ (*rex Francorum et Langobardorum*) nach 800.³⁸ In diesem Rombezug, so sei an dieser Stelle als These formuliert, ist eine spezifische imperiale Temporalität des Karolingerreiches zu greifen. Hier wurde Dauer und Kontinuität behauptet, wo aus Sicht des römischen Kaisers in Konstantinopel nur parvenühafter Anmaßung eines Aufsteigers festzustellen war.

Und dennoch scheint diese Behauptung und ihre Manifestation in den Bauten der Aachener Pfalz zumindest ein Indikator, für eine erfolgreiche Verstetigung des Karlsreichs zu sein, eine

³⁵ Zur Diskussion um die Romimitatio im Aachener Baubestand, die sog. Roma secunda-Debatte vgl. Müller/Ley/Pohle/Schaub: Pfalz, S. 9–11, 29–32, zusammen mit älterer Literatur; zuvor (vielleicht zu kritisch, aber methodisch wichtig): Falkenstein: „Lateran“; Ders.: Zwischenbilanz zur Aachener Pfalzenforschung. Kritische Bemerkungen zu Forschungsberichten über die Aachener Pfalz im Sammelwerk „Karl der Große – Lebenswerk und Nachleben“, in: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 80 (1970), S. 7–71; Johannes Fried: Karl der Große, Rom und Aachen. Actus beati Silvestri und Constitutum Constantini als Wegweiser zur Pfalz, in: Martina Hartmann/Claudi Märtl (Hg.): Von Kreuzburg nach München. Horst Fuhrmann – Lebensstationen eines Historikers, Köln u.a. 2013, S. 99–155; Fried, Karl der Grosse, S. 273–283, 403–429; Sebastian Ristow: Aachen und das neue Rom, in: Christoph Stiegemann (Hg.): Wunder Roms im Blick des Nordens von der Antike bis zur Gegenwart. Katalog zur Ausstellung im Erzbischöflichen Diözesanmuseum Paderborn 2017, S. 174–179.

³⁶ Fried: Rom und Aachen, S. 104.

³⁷ Zu dieser Entwicklung die in Anm. 21 genannte Literatur, etwa Schieffer: Zeit des karolingischen Großreichs, S. 18–68.

³⁸ Dazu: Steffen Patzold: Die Kaiseridee Karls des Großen, in: Pohle (Hg.): Karl der Grosse Bd. 2, S. 152–159, mit weiterer Literatur.

Verstetigung, die über die Lebenszeit Karl des Großen und seiner Nachfolger hinaus wirkte, und damit die Spanne der dynastischen Zeit überwand; die Rhythmen des politischen Lebens, die durch die Lebenszeit der karolingischen Könige vorgegeben war, und die das Auf und Ab der karolingischen Reiche bestimmten. Auch für Karls Sohn Ludwig blieb Aachen der bevorzugte Aufenthaltsort, mehr noch als für Karl „unbestrittene Hauptresidenz“ und *sedes regni*.³⁹ Doch selbst als sich hier nach der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts nur noch selten für längere Zeit Könige einfanden und Aachen nach 870 durch seine Grenzlage weitgehend marginalisiert wurde,⁴⁰ blieb die Stadt ein Kristallisationspunkt imperialer Überzeitlichkeit, die es an die nachimperialen Ordnungen vermittelte: die karolingischen Teilreiche des neunten, noch mehr aber die nachkarolingischen Reiche des zehnten Jahrhunderts.

Die unter Einbezug aller Pfalzgebäude in Aachen inszenierte Königserhebung Ottos des Großen im Jahr 936 ist ein bekanntes Beispiel für eine solche Bezugnahme auf das karolingische Reich, und durch dieses vermittelt auf das römische in karolingischer Tradition.⁴¹ Die Aachener Königskrönung Ottos stand aber bekanntlich nur am Beginn der Krönungen römisch-deutscher Könige, die bis 1531 in der Regel in Aachen stattfanden.⁴²

Die Temporalität dieses Rombezugs kann man an keinem anderen Ort des Karolingerreiches deutlicher untersuchen als an Aachen. Einer Pfalz, die sich allein durch ihre Dauerhaftigkeit von den üblichen Rhythmen unterschied, nach denen die fränkischen Könige und ihr Hof vor Karl dem Großen gewohnt waren ihr Leben zu führen. In der steten Bewegung im Raum, im Wochen- oder allenfalls Monatstakt von Pfalz zu Pfalz ziehend, gelegentlich mit festeren Quartieren im Winter und doch Jahr für Jahr zu Kriegszügen im Sommer aufbrechend, entstand eine zyklische Zeitstruktur, die der Eigenzeit agrarischer Gesellschaften nahekam. Aachen jedoch könnte eine „Chiffre“ für eine neue Temporalität, für ein neues Zeitverständnis sein, das sich im Frankenreich des 8. Jahrhunderts ausbildete. Eine solche thesenhafte Zuspitzung bedarf allerdings der umsichtigen Verankerung im Quellenhorizont der Zeit um 800. Ein erster, vertiefter Blick gilt dabei der Quelle, in welcher der Rombezug Aachens am deutlichsten zu greifen ist: In einem um 800 entstandenen Epos auf Karl den Großen, in dem Aachen als *Roma secunda* bezeichnet wurde. Welche Vorstellungen verband sein Verfasser mit dieser Evokation der Romtradition?

³⁹ Theo Kölzer: Kaiser Ludwig der Fromme (814-840) im Spiegel seiner Urkunden (Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften, Geisteswissenschaften – Vorträge G 401), Paderborn u.a. 2005, S. 31f.

⁴⁰ Müller/Ley/Pohle/Schaub: Pfalz, S. 354–400.

⁴¹ Hagen Keller/Gerd Althoff (Hg.): Die Zeit der späten Karolinger und der Ottonen. Krisen und Konsolidierungen 888-1024 (Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte 3), Stuttgart 2008, S. 148–156.

⁴² Mario Kramp (Hg.): Krönungen. Könige in Aachen – Geschichte und Mythos, 2 Bde., Mainz 2000.

Aachen als Roma secunda – Überlegungen zur imperialen Temporalität im karolingischen Reich

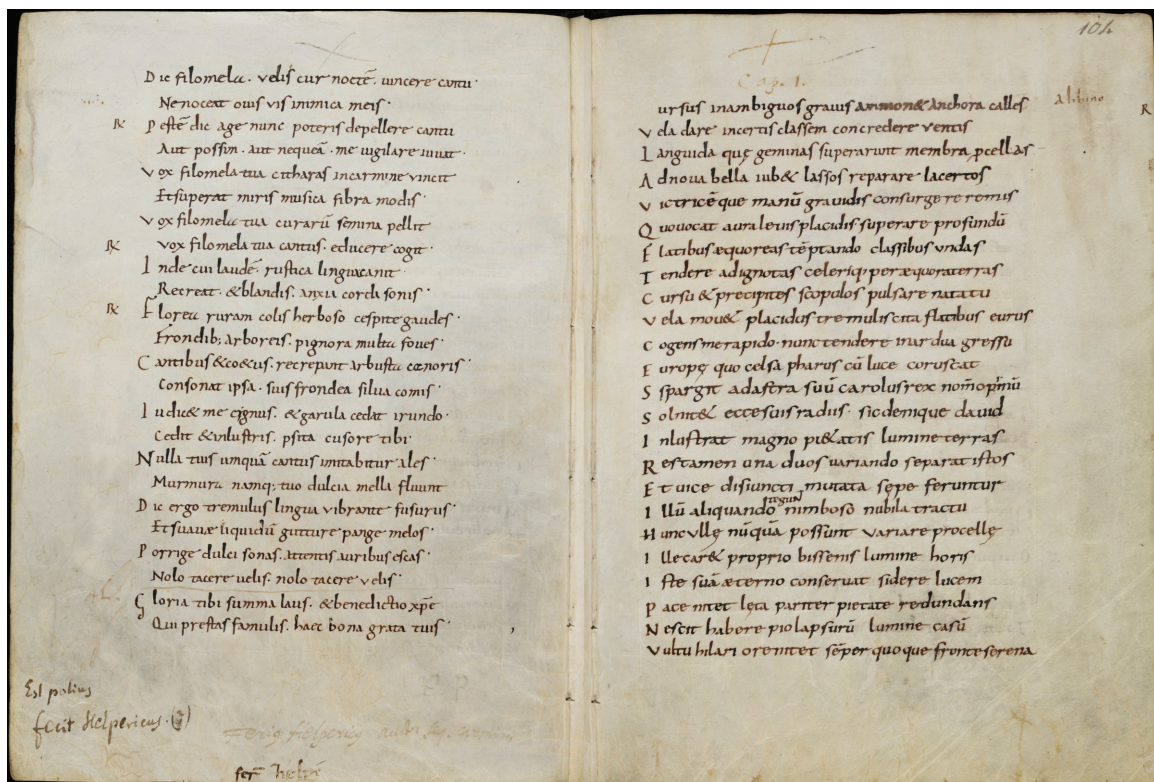


Abbildung 2: Zürich, Zentralbibliothek, Ms. C 78, f. 104r–114v; Druck [Karolus Magnus et Leo Papa], in: Poetae latini aevi Carolini, ed. Ernst Duemmler (MGH Poetae latini 1), Berlin 1881, S. 366–379.

3. AACHEN ALS *ROMA SECUNDA* IM KARLSEPOS

Bald nach 800 entstand am Hof des Karls des Großen ein größeres Epos, das sog. Karlsepos, von dem sich allerdings nur ein Fragment von 536 Hexametern erhalten hat.⁴³ Überliefert ist es in einer ursprünglich aus dem Kloster St. Gallen stammenden Handschrift des 9. Jahrhunderts, die sich heute in Zürich befindet.⁴⁴ Die mittellateinische Philologie hat diese Verse seit dem 19. Jahrhundert intensiv diskutiert, versprochen sie doch wegen offensichtlicher Romallusionen im Vorfeld der Kaiserkrönung Karls Einblicke in die Vorstellungen seines Hofkreises in einer entscheidenden Phase der frühmittelalterlichen Geschichte.

⁴³ Dieter Schaller: Das Aachener Epos für Karl den Kaiser, in: Ders., Studien zur lateinischen Dichtung des Frühmittelalters (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters 11), Stuttgart 1995, S. 129–163; Ders.: Interpretationsprobleme im Aachener Karlsepos, in: Ders., Studien, S. 164–183; Christine Ratkowitsch: Karolus Magnus – Alter Aeneas, Alter Martinus, Alter Iustinus. Zu Intention und Datierung des „Aachener Karlsepos“ (Wiener Studien, Beiheft 24), Wien 1997; Dies.: Karoli vestigia magna secutus. Die Rezeption des „Aachener Karlsepos“ in der Carliasis des Ugolino Verino (Wiener Studien, Beiheft 25 – Arbeiten zur Mittel- und Neulateinischen Philologie 5), Wien 1999; Dies.: Das Karlsbild in der lateinischen Großdichtung des Mittelalters, in: Bernd Bastert (Hg.): Karl der Große in den europäischen Literaturen des Mittelalters: Konstruktion eines Mythos, Tübingen 2004, S. 1–16, hier S. 2–4; Franz Brühölzl: De Karolo rege et Leone papa (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte 36), Paderborn 1999 (Nachdruck der Erstausgabe 1966); Peter Godman u.a. (Hg.): Am Vorabend der Kaiserkrönung. Das Epos „Karolus Magnus et Leo papa“ und der Papstbesuch in Paderborn 799, Berlin 2002.

⁴⁴ Zürich, Zentralbibliothek, Ms. C 78, f. 104r–114v; Druck [Karolus Magnus et Leo Papa], in: Poetae latini aevi Carolini, ed. Ernst Duemmler (MGH Poetae latini 1), Berlin 1881, S. 366–379.

Als heutigen Forschungsstand kann man festhalten, dass der überlieferte Ausschnitt Teil eines umfangreicheren Epos in vier Büchern war, das erst *nach* der Kaiserkrönung im Jahr 800 entstand.⁴⁵ Es kann darum nicht als programmatische, vorausweisende Äußerung vor dem Griff nach der Kaiserkrone gedeutet werden. Erschlossen wurde auch die komplexe Verweisstruktur des Textes, der in Zitaten und durch seine Kompositionsfolge ganzer Szenen nicht nur auf Vergils Aeneis, sondern auch auf spätantik-frühmittelalterliche bzw. oströmisch-byzantinische Dichter des 6. Jahrhunderts Bezug nahm.⁴⁶

Der erhaltene Ausschnitt, nach gültiger Rekonstruktion der Beginn des dritten Buches des Epos beginnt mit einem panegyrischen Preis Karls, der unter anderem als *pater Europae*, Vater Europas, an anderer Stelle als *apex*, „Gipfel“ oder *pharus Europae*, „Leuchtturm Europas“ bezeichnet wird.⁴⁷ Darauf folgt eine Beschreibung der Bautätigkeit in Aachen;⁴⁸ an diese „Aachen-Ekphrasis“ schließt eine Jagdszene an, in der Karl und seine Familie in epischer Breite geschildert werden.⁴⁹ Nach getaner Arbeit, einem durch den Kaiser eigenhändig erlegten Eber, leitet ein Traum Karls über zur zweiten großen Handlungssequenz. Karl hatte im Traum den Tränen vergießenden Papst, der Merkmale einer Verstümmelung aufwies, vor sich gesehen.⁵⁰ Darauf sandte er Boten nach Rom, die Papst Leo III., auf den tatsächlich ein Anschlag verübt und der aus Rom vertrieben worden war, ins Frankenreich holen sollten.⁵¹ Leo und die Seinen werden in „das Gebiet des großen Augustus“ ins Frankenreich, geleitet.⁵² Karl, der sich auf einem Feldzug in Saschen befindet, empfängt die Römer ehrenvoll in einer seiner Pfalzen, in Paderborn.⁵³

Mit der Zuflucht, die der Bischof von Rom und die Seinen am karolingischen Hof finden, endet der überlieferte Teil des Epos. Doch auch in diesem Bruchstück wird eine Tendenz greifbar. Sie streicht den Rang Karls als Augustus, als *pater Europae*, als Herrscher über „zahllose Völker des ganzen Erdkreises“ heraus, bei ihm finden vertriebene Römer Aufnahme, und nicht zuletzt ist er Herr des zweiten Roms (*Roma secunda*), das er errichten lässt.

⁴⁵ Schaller, Aachener Epos, S. 143–154.

⁴⁶ Ratkowitsch: Karolus Magnus.

⁴⁷ Franz Brunhölzl: Karolus Magnus et Leo papa – Text und Übersetzung, in: Karolus magnus et Leo papa. Ein Paderborner Epos vom Jahre 799 (Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte 8), Paderborn 1966, S. 55–97, hier S. 60, V. 12; S. 70, V. 169: *pharus Europae*; S. 94, V. 504: *pater Europae*. Zum *Pater Europae* einordnend: Franz-Rainer Erkens: Karolus Magnus – Pater Europae? Methodische und historische Problematik, in: Christoph Stiegemann/Mattias Wemhoff (Hg.): 799 – Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn, Bd. 1, Mainz 1999, S. 2–9; Janet Nelson: Pater Europae? Karl der Große und Eruopa, in: Pohle: Karl der Grosse Bd. 2, S. 432–439.

⁴⁸ Brunhölzl: Karolus Magnus, S. 67–69, V. 97–136.

⁴⁹ Brunhölzl: Karolus Magnus, S. 69–83, V. 137–326.

⁵⁰ Brunhölzl: Karolus Magnus, S. 83, V. 327–336.

⁵¹ Brunhölzl: Karolus Magnus, S. 83–88, V. 336–404.

⁵² Brunhölzl: Karolus Magnus, S. 89, V. 405–426.

⁵³ Brunhölzl: Karolus Magnus, S. 89–97, V. 427–539.

Auf diese Weise ist die Beschreibung Aachens in den Versen 94–136 gerahmt. (Ich gebe sie in deutscher Übersetzung durch Franz Brunhölzl wieder):⁵⁴

Er ist aber auch Herr einer Stadt, wo sich ein zweites Rom (*Roma secunda*) in neuer Blüte mit großer, gewaltiger Masse zum Himmel erhebt, mit hohen Kuppelbauten bis an die Sterne reicht. Da steht in seiner Pfalz der huldreiche Karl, bezeichnet die einzelnen Plätze, bestimmt, wo die ragenden Mauern verlaufen des künftigen Roms (*venturae Romae*). Hier soll das Forum erstehen, hier der ehrwürdige Senat, wo das Volk Recht und Gesetze und heilige Weisungen empfangen soll.

Eifrig müht sich die tätige Schar: die einen hauen den Marmor zurecht für hochragende Säulen und führen die Mauern der Burg auf; andere wälzen eifrig die Steinböcke herbei. Dort gräbt man den Hafen, gründet tief die Fundamente des Theaters und wölbt mit hoher Kuppel die Halle. Hier bemühen sich andere, warme Heilquellen zu erschließen, fassen das von Natur kochende Wasser des Bades in Mauerwerk ein und hauen aus mamornen Stufen schöne Sitzbänke. Unablässig sprudelt aus heißer Quelle siedendes Wasser, und es verteilt sich in Bächen nach allen Richtungen über die Stadt hin. Dort bauen wieder andere dem ewigen König mit gewaltiger Anstrengung einen herrlichen Tempel: schon ragt zu den Sternen das heilige Haus mit geglätteten Mauern. Einige von den Leuten setzen hoch oben auf der Burg mit Eifer die Steine und fügen in fester Bindung den Marmor zusammen. Andere stehen auf Leitern, sie nehmen als Handlanger die Steinlast auf und reichen den Händen, die sich ihnen entgegenstrecken, die harten Quadern.

Andere kommen unten heran und karren die Steine zur Mauer. Mächtige Stapel setzen sie ab von gebeugten Schulter, ermüdet von der gewaltigen Last. Es knarren die Wagen, gewaltig dröhnt es zum Himmel empor.

Lärmen erhebt sich und lautes Getös in der Stadt. Es geht und kommt die tätige Schar, und, verteilt über die Stadt hin, schafft sie um die Wette Baumaterial herbei für das hohe Rom. Dort wieder fertigen andere Geräte, das nützliche Eisen schärfend, mit dem man den Marmor bearbeiten und die Steine behauen kann.

Es wimmelt, wie wenn im Sommer, des kommenden Winters gedenkend, die Bienen sich Vorrat köstlicher Nahrung besorgen: sie saugen die Nahrung von Blüten, fliegen / durch Tau und Thymian mit schwirrenden Flügeln: auf Blüten setzen sich die einen, kehren mit der gewonnenen Beute zurück und suchen den duftenden Stock auf; andere führen die flügge gewordene Brut ins Freie, oder sie setzen nebeneinander die Nektarzellen, drücken mit gekrümmten Beinen tauigen Honig hinein: so eilen geschäftig die Franken durch die große Stadt.

Mit einem epischen Mittel, dem Bienengleichnis, vermitteln die Verse einen Eindruck vom geschäftigen Treiben auf der Baustelle in Aachen, der, wie berichtet, auch aus anderen Quellen zu gewinnen ist. Auch die epische Verkürzung in der Karl der Große gleichermaßen als Auftraggeber wie als Architekt erscheint, hat seine Entsprechung in der Realität. Und selbst für die genannten Bauten, Forum und Senat, Burg, Tempel, Theater und Hafen kann man zum Teil Referenzen in der Aachener Pfalz wähen.

Worin Forum und Senat genau gespiegelt sind, muss zwar fraglich bleiben, aber öffentliche Räume zwischen den Pfalzgebäuden oder die Palastaula als Versammlungsraum könnten hier ebenso angedeutet sein, wie der Tempel auf die Pfalzkirche verweist. Theater und Hafen wird man allerdings beim besten Willen nicht auflösen wollen; denn das hier auf die Möglichkeit Aachener Bäche aufzustauen und sie mit Kähnen zu befahren angespielt wird, dürfte nur Lokalhistoriker überzeugen.⁵⁵ Spätestens an diesem Punkt drängt sich die Frage auf, auf welchen

⁵⁴ Brunhölzl: Karolus Magnus, S. 67–69, V. 97–136, die sog. Aachen-Ekphrasis.

⁵⁵ Zur Einordnung: Müller/Ley/Pohle/Schaub: Pfalz, S. 30.

Vorlagen diese Aachen-Beschreibung beruht, und damit verbunden, auf welches Rom sich der karolingische Dichter bezieht?

Mittellateinische Philolog:innen, Dieter Schaller und Christine Ratkotwisch, haben umsichtig die intertextuellen Bezüge des Karlsepos und vor allem auch der berühmten Aachen-Ekphrasis erarbeitet.⁵⁶ Offenkundig sind die Zitate und das Arrangement von Szenen nach Vergils Aeneis, so ist die ganze Aachen-Szene parallel zur Schilderung des Baus Karthagos durch Vergil angelegt, hier wie dort wird mit dem Bienengleichnis hektisches Bautreiben beschrieben.⁵⁷ Karl erscheint an anderen Stellen des Epos als „alter Aeneas“, als zweiter Aeneas, der auf die Figur des Augustus vorausweist.⁵⁸ Doch stehen diese intertextuellen Verweise durch „Zitate“ und „Szenenfolge“ auf Vergil nicht allein. Weiter ist erkannt worden, dass etwa die Eröffnungssequenz des überlieferten Karlsepos ebenso wie mancher andere Abschnitt nach dem Vorbild der Metrischen Vita des hl. Martin von Tours des Venantius Fortunatus, eines 610 verstorbenen Dichters, gestaltet ist. Karl nimmt mitunter die Züge des Heiligen an, er wird somit zum beispielhaften christlichen Herrscher stilisiert.⁵⁹

Für die Aachen-Szene aber kommt noch eine weitere Referenz hinzu, die des lateinischen Dichters der Spätantike Corippus, der für den oströmischen Kaiser Iustin II. (565-578), den Nachfolger Iustinians sein *In laudem Iustini* verfasste.⁶⁰ Auch bei Corippus Schilderung des Konsulatsantritts Iustins wird die Errichtung des Schaugerüsts mit dem Bienengleichnis beschrieben und seine Bautätigkeit in Konstantinopel in ähnlichen Worten wie im Karlsepos dargestellt.⁶¹ Die Wiener Mittellateinerin Christine Ratkowitsch hat dieses hochkomplexe intertextuelle Gefüge des Karlsepos erhellt.⁶² Am Ende resümiert sie ihr Ergebnis so: Aachen erweise sich in der Darstellung des Karlsepos aufgrund der Bezüge auf „Corippus, Vergil und die christlichen Dichter“ als „neues antik-heidnisches, christlich-päpstliches Rom ebenso wie als neues Byzanz in einem“.⁶³ Wenn in Aachen wider die Realität Theater und Hafen genannt werden, dann also deshalb, weil das erste Rom, mit Ostia und dem Kolosseum, und das zweite, Konstantinopel, mit dem Hafen am Bosphorus und dem Hippodrom über solche verfügten, und Aachen in diese Reihe gestellt werden sollte.⁶⁴

⁵⁶ Schaller: Interpretationsprobleme; Ratkowitsch: Karolus Magnus.

⁵⁷ Schaller: Interpretationsprobleme, S. 168–171.

⁵⁸ Ratkowitsch: Karolus Magnus, S. 26f.

⁵⁹ Schaller: Interpretationsprobleme, S. 169f.; Ratkowitsch: Karolus Magnus, S. 17–59.

⁶⁰ Zur Rezeption von Coripp im Karlsepos: Dieter Schaller: Frühkarolingische Corippus-Rezeption, in: Schaller: Studien, S. 346–360; Ratkowitsch: Karolus Magnus, S. 12–16, und passim.

⁶¹ Schaller: Corippus-Rezeption, S. 355; Ratkowitsch: Karolus Magnus, S. 28f.

⁶² Ratkowitsch: Karolus Magnus, S. 17–59.

⁶³ Ratkowitsch: Karolus Magnus, S. 29.

⁶⁴ Ratkowitsch: Karolus Magnus, S. 30.

In der Darstellung des gelehrten Dichters, dessen Namen wir zwar nicht kennen, der aber dem Hofkreis Karls angehörte, steht Aachen als *Roma secunda* Karls somit für drei zeitliche Bezüge: auf das kaiserzeitlich-augusteische Rom, auf das gegenwärtige christlich-päpstliche, und auf das bislang als *Roma secunda* bezeichnete Konstantinopel. Im Umfeld der Kaiserkrönung Karls des Großen wissen wir auch aus anderen Quellen, dass Karl als derjenige betrachtet wurde, der in sich die *altissimae personae*, die höchsten Gewalten der Christenheit vereinte: die Würde des römischen Kaisers, des Bischofs von Rom und das überragende Königtums der Franken.⁶⁵ Mit Blick auf die Zeitstruktur erscheint die Darstellung Aachens als *Roma secunda* somit als ein Amalgam frühmittelalterlicher Rombezüge, das sich zwar auch, aber nicht allein auf das kaiserzeitliche Rom bezog. Aachen wird in die Kontinuität der Romtradition eingeschrieben, und wie Karls Kaisertum, teleologisch als Vollendung, in gewisser Weise auch als Überbietung der Antike inszeniert.

Um 800 mag das gerade unerhört erscheinen, zu Recht haben diese Verse deshalb Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Diese Emphase des fränkischen Anspruchs auf Rom und das Kaisertum, der im Kreis der gelehrten Dichter um Karl formuliert wurde, ist sonst wenig an die Seite zu setzen. Wenn ein mittellateinischer Kollege, Fidel Rädle, im Karlsepos den in seiner „rhetorischen *uberitas* zweifellos nicht mehr zu überbietenden Höhepunkt karolingischen Herrscherlobs“ sah, dann erklärt sich dadurch sicher auch diese Übersteigerung.⁶⁶ – Unabhängig davon bleibt aber die Einsicht, dass am karolingischen Hof mit „Rom“ die beschriebene zeitliche Vielschichtigkeit assoziiert wurde, freilich im Medium artifizieller Verskunst im engsten Zirkel gelehrter Poeten am Hof Karls. Auch wenn es einen Kreis Eingeweihter gegeben haben mag, der nicht nur die Anspielungen auf Vergil verstand, sondern auch seinen Coripp gelesen hatte, blieb die Wirkung der Verse sicher beschränkt.⁶⁷ Eine ganze andere Sichtbarkeit hatten die in Aachen entstehenden Bauten, die vom Anspruch Karls kündeten, und in denen sich ebenfalls Rombezüge zeigen.

4. ROMBEZÜGE IN DER REPRÄSENTATIONSARCHITEKTUR DER AACHENER PFALZBAUTEN

Ausgehend von der Diskussion über Aachen als *Roma secunda* wurde die Sicht auf die Aachener Pfalzbauten lange Zeit geradezu präjudiziert durch die Frage, wann und auf welche Weise in ihnen eine Rom-Imitatio zu greifen sei.⁶⁸ Dem lag die durch die Lektüre des Karlsepos

⁶⁵ So Alkuin in einem vielzitierten Brief an Karl den Großen: Alcuini sive Albini epistolae, in: Epistolae Karolini aevi 2, hg. v. Ernst Duemmler (MGH Epistolae 4,2), Berlin 1895, S. 18–481, hier Nr. 174, S. 287–289.

⁶⁶ Fidel Rädle: Tugenden, Verdienste, Ordnungen. Zum Herrscherlob in der karolingischen Dichtung, in: Peter Godman u.a. (Hg.): Am Vorabend der Kaiserkrönung. Das Epos „Karolus Magnus et Leo papa“ und der Papstbesuch in Paderborn 799, Berlin 2002, S. 9–19, hier S. 11.

⁶⁷ Zum möglichen Verständnis und zum Publikum: Ratkowitsch: Karolus Magnus, S. 13f.

⁶⁸ Vgl. die Literatur oben in Anm. 34.

inspirierte These zu Grunde, in der Aachener Architektur sei die Idee eines römischen Kaisertums Karls schon vor 800 Stein geworden sei; und damit gleichsam der Anspruch auf das Kaisertum und die Gleichrangigkeit mit dem oströmischen Kaiser kommuniziert wurde.

Die gegenwärtige Forschung, die allein in den letzten zehn Jahren durch ein ganzes Bündel an grundlegenden Publikationen vorangetrieben wurde, ist vorsichtiger geworden.⁶⁹ Sie differenziert zeitlich, bezieht andere Vorbilder außerhalb Roms mit ein und fragt auch nach der Funktion und Wirkung dieser Architektur im Kontext der fränkischen Hofkultur. Selbstredend kann ein Historiker nur Ergebnisse, eine Art *common sense* der bau- und kunstgeschichtlichen Forschung wahrnehmen und referieren. Ohne den Blick auf die Architektur bliebe das Bild des karolingischen Aachens jedoch so unvollständig, dass dieser Schritt zu wagen ist. Wir betrachten also die Bauten der Pfalz in Aachen. Zur Verortung ist kurz die heutige Situation in Erinnerung zu rufen, es gibt heute noch zwei Bauten, die auf die Pfalz zurückgehen; der Aachener Dom und das heutige Aachener Rathaus. Beide Bauten sind im Kern noch karolingisch – vor allem die Pfalzkapelle noch im aufgehenden Mauerwerk, in den Proportionen und auch in Teilen der Ausstattung.⁷⁰ Nicht karolingisch ist das heutige Erscheinungsbild im Inneren, in dem Mosaik und Marmor dominieren. Sie sind eine Zutat des endenden 19. Jahrhunderts, und haben nichts mit dem Erscheinungsbild der mittelalterlichen Kirche Karls zu tun, die man sich schlichter vorstellen darf. Der zweite Bau, der auf die Karolingerzeit zurückgeht, ist heute im Aachener Rathaus enthalten, die Palastaula oder Königshalle der Pfalz, von der sich noch aufgehendes karolingisches Mauerwerk im sog. Granusturm findet. Ansonsten kennen wir die Dimensionen (sie entsprechen etwa dem heutigen Rathaus) und diskutabile architektonische Formen des Baus, vor allem die Apsiden, die für die Inszenierung eines Throns gedient haben mögen, und die basilikale Form verdienen Beachtung.⁷¹

Schon die Gebäudefolge der Aachener Pfalz mit ihrer Zweipoligkeit aus einer repräsentativ gestalteten Kirche mit einem Atrium und zwei basilikalischen Annexbauten sowie der Palastaula, die durch einen Gang mit der Kirche verbunden ist, erinnert an Palastarchitektur der Zeit.⁷² Unter den vielen Vorbildern, die diskutiert wurden, darf der ebenfalls in diesem Zeitraum ausgebaute Lateranpalast des Papstes in Rom die größte Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen, was

⁶⁹ Vgl. neben der in Anm. 34 genannten Literatur: Luchterhandt: Konvergenzen; Ders.: Rom und Aachen, in: Pohle (Hg.): Karl der Grosse Bd. 2, S. 104–113; sowie die folgenden Beiträge ebda von Antonella Ranaldi/Paolo Novara: Karl der Große, Ravenna und Aachen, S. 114–121; Lourdes Diego Barrado/Fernando Galtier Martí: Der Palast des Theoderich in Ravenna, S. 122–129; Gian Pietro Brogiolo: Die Paläste der langobardischen Könige und Herzöge, S. 130–139; Jonathan Bardill: Der große Palast in Konstantinopel zur Zeit Karls des Großen, S. 140–149.

⁷⁰ Zum folgenden Müller: Marienkirche.

⁷¹ Krücken (Hg.): Offensichtlich Verborgene; Judith Ley/Marc Wietheger: Der karolingische Palast König Davids in Aachen: Neue bauhistorische Untersuchungen zu Königshalle und Granusturm, in: Pohle (Hg.): Karl der Grosse Bd. 2, S. 236–245.

⁷² Ley/Wietheger: Palast, S. 245.

nicht ausschließt, dass auch Einflüsse aus Pavia oder Ravenna wirkten.⁷³ Mit der in Aachen greifbaren Bezeichnung *in Lateranensi* für einen Teil der Pfalz liegt der römische Bezug ebenso auf der Hand,⁷⁴ wie dadurch, dass ein Ensemble von Statuen und Kunstwerken nach Aachen transportiert wurde, die möglicherweise eine Konstellation am Lateran nachahmten.⁷⁵ Im Jahr 801 brachte Karl aus Ravenna ein Reiterstandbild Theoderichs des Großen mit, das in Aachen das im Lateran stehende sog. *caballum Constantini*, d.h. die heute auf dem Kapitel stehende Reiterstatue Mark Aurels vertrat.⁷⁶ Daneben bekam Aachen wohl auch in dieser Zeit eine antike Bärin als Reminiszenz an ihre im Laterankomplex gezeigten Vorbilder.⁷⁷ Die Nachahmung des päpstlichen Roms des 8. Jahrhunderts, und hier insbesondere des Lateranpalastes, den Karl in vier längeren Besuchen in Rom kennengelernt hatte, ist in Grundzügen wahrscheinlich. Wie Manfred Luchterhandt feststellte, war der Lateranpalast wohl der Palastkomplex im Mittelmeerraum, den ein fränkischer König um 800 am ehesten in Funktion erleben konnte.⁷⁸ Stand er Pate für die Übernahme der Bauformen in Aachen, die hier freilich auf eigene Weise adaptiert wurden?

Zumindest auf antike Baukunst referieren auch andere spektakuläre Übertragungen nach Aachen. Über den Bau der Pfalzkirche berichtet Karls Biograph Einhard: „er erbaute auch das herrliche Gotteshaus zu Aachen und stattete es aus mit Gold und Silber, mit Leuchtern und mit ehernen Gittern und Türen. Da er Säulen und Marmorplatten für die Kirche anderswo nicht bekommen konnte, ließ er sie aus Rom und Ravenna herbeischaffen.“⁷⁹ Von diesen antiken Säulen, die als Spolien im Bau der Marienkirche eingefügt wurden, berichten mehrere Schriftquellen, sie müssen Aufsehen erregt haben.⁸⁰ Beachtung fand auch schon unter Zeitgenossen die Architektur der Kirche, die oktagonale Form, über dessen Vorbilder viel Tinte vergossen wurde, am überzeugendsten erscheint immer noch San Vitale in Ravenna, eine Kirche des 6.

⁷³ Manfred Luchterhandt: Ppäpstlicher Palastbau und höfisches Zeremoniell unter Leo III., in: Christoph Stiegmänn/ Matthias Wemhoff (Hg.): 799. Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn. Beiträge zum Katalog der Ausstellung Paderborn 1999, Mainz 1999, S. 109–122; Luchterhandt: Konvergenzen.

⁷⁴ Dazu: Falkenstein: Lateran, passim, zu den Quellen, S. 3f.

⁷⁵ Fried: Rom und Aachen, passim.

⁷⁶ Rebecca Müller: Antike im frühen Mittelalter. Erbe und Innovation, in: Bruno Reudenbach (Hg.): Karolingische und ottonische Kunst (Geschichte der bildenden Kunst Bd. 1), München u.a. 2009, S. 191–238, hier S. 195f.; Müller/Ley/Pohle/Schaub: Pfalz, S. 165f.; Fried: Rom und Aachen, S. 119–124; vgl. dazu jedoch kritisch: Luchterhandt: Konvergenzen, S. 10 mit Anm. 14.

⁷⁷ Müller: Antike, S. 196, vgl. allerdings die Diskussion über die karolingerzeitliche Umdeutung als Wölfin und die spätere, ottonische Datierung der Pinienzapfen: Müller/Ley/Pohle/Schaub: Pfalz, S. 166f.

⁷⁸ Luchterhandt: Konvergenzen 9.

⁷⁹ Einhardi Vita Karoli Magni, ed. Oswald Holder-Egger (MGH SS rer. Germ. [25], Hannover/Leipzig 1911, c. 26, S. 30f.: *Religionem Christianam, qua ab infantia fuerat imbutus, sanctissime et cum summa pietate coluit, ac propter hoc plurimae pulchritudinis basilicam Aquisgrani exstruxit auroque et argento et luminaribus atque ex aere solido cancellis et ianuis adornavit. Ad cuius structuram cum columnas et Marmora aliunde habere non potest, Roma atque Ravenna debebenda curavit.*

⁸⁰ Jacobsen: Pfalzen Karls des Großen, S. 76–80.

Jahrhunderts, die in der Zeit Kaiser Iustinians entstand, und oströmisch-byzantinisch geprägt ist.⁸¹ Die enorm aufwendigen Bronzearbeiten an der Kirche, vor allem die großen Türen suchen in ihrer Zeit ihresgleichen, auch sie könnten, müssen aber nicht auf römische Vorbilder im Lateran zurückgehen.⁸²

Wiederverwendete antike Säulen und Marmor, die oktagonale Form der Kirche und die Bronzearbeiten, die Reihe ließe sich noch weit detaillierter fortsetzen, und doch würden wir immer wieder mehr oder weniger zwingend in Rom oder Ravenna landen. Eindeutige Vorbilder zu identifizieren gelingt nur selten, die Rombezüge aber sind immer gegeben, sei es in Form des antiken Roms, vermittelt über das päpstlich-frühchristliche, oder in den spätantiken-ostromischen Einflüssen, die in Ravenna greifbar waren. Immer war es ein Rom, zu dem Bezüge hergestellt wurden. Selten oder nie aber lässt sich für einzelne Architekturformen oder Objekte sagen, welches Rom denn nun eigentlich gemeint war; noch weniger gelingt diese für das ganze Ensemble, in dem sich vielfältige Bezüge überblendeten. Diese Romambiguität, die sich in Aachen zeigt, muss man aber vielleicht auch gar nicht auflösen. Sie hatte durchaus ihre Entsprechung in den sich überlappenden Zeitschichten des Karlsepos.

In Aachen entstand also eine Hauptpfalz des Karolingerreiches, die gerade mit ihrem für unser historisches Denken nicht präzisen Rombezug, eine ungebrochene imperiale Kontinuität behauptete, in der sich Karl und seine Stadt als Endpunkt in eine große Tradition einschrieben. Die Funktion dieses Bedeutungsüberschusses, der in Aachen für jeden Betrachter anders, aber doch für alle wahrnehmbar sein musste, war offenkundig: eine Herrschaft zu visualisieren, die alles an Möglichkeiten überstieg, was bisher nördlich der Alpen bekannt war. Eine Herrschaft in der die Tradition des römischen Reiches, mit einem Kaiser an der Spitze, dessen Rang in Dimensionen und Qualität der Ausführung der Gebäude vermittelt wurde. Für Karls Hof entstand so eine „Bühne der Macht“, die angemessen war, um Gesandte aus Konstantinopel, aus Bagdad und allen Teilen Europas zu empfangen.⁸³ Für seine Nachfolger war dieser unvergleichliche Ort aber der Kristallisationspunkt des Karlsreichs auf dem Höhepunkt seiner Ausdehnung, er stand für die Tradition eines alle Reichsteile überwölbenden König- und Kaisertums, eine imperiale Überzeitlichkeit. Diese imperiale Temporalität vermittelte Aachen an die nachfolgenden Reiche.

⁸¹ Aus der Fülle der Literatur nur wenige Schlaglichter, jeweils umfassend mit älterer Literatur: Untermann: „opere mirabili constructa“, der allerdings für die Hagia Sophia als Vorbild plädiert (S. 159); Ulrike Heckner: Der Tempel Salomos in Aachen. Neues zur Baugeschichte der Marienkirche, in: Pohle (Hg.): Karl der Grosse Bd 2, S. 354–363, hier etwa S. 357.

⁸² Müller: Antike, S. 198f.

⁸³ Steffen Patzold: Kunst und Politik. Visualisierung von Status und Rang des Herrschers, in: Bruno Reudenbach (Hg.): Karolingische und ottonische Kunst (Geschichte der bildenden Kunst Bd. 1), München u.a. 2009, S. 239–281, hier S. 243–250.

„Imperial Cities“ in viktorianischen Publikumszeitschriften

Barbara KORTE



Abbildung 3: Walter Crane, Imperial Federation Map. Gemeinfrei. <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Imperial_Federation,_Map_of_the_World_Showing_the_Extent_of_the_British_Empire_in_1886.jpg>

I. FRAGESTELLUNG, MATERIAL UND METHODE

Als Beilage von *The Graphic* erschien 1886 anlässlich der India and Colonial Exhibition in London eine Empire-Karte des Künstlers Walter Crane, die den Leserinnen und Lesern als attraktives Souvenir an das Ereignis und womöglich zur Dekoration ihres Heims dienen sollte (Abb. 3). Die Publikation der Karte in einem erfolgreichen, illustrierten Wochenblatt ist ein visuell eindrucksvolles Beispiel dafür, wie intensiv die viktorianische Massenpresse in den Diskurs des British Empire verwoben war. Wie Chandrika Kaul schreibt: „It is now widely accepted that imperial expansion, the popularity of empire, and the rise of the popular press were all inextricably linked during the late nineteenth century.“¹ Cranes Karte ist heute vor allem für die Botschaften ihrer allegorischen Rahmung berühmt.² Für diesen Beitrag ist sie von speziellem Interesse, weil in ihr gut sichtbar die Verbindungslinien zwischen den Teilen des Empire

¹ Chandrika Kaul: *Researching Empire and Periodicals*, in: Alexis Easley, Andrew King und John Morton (Hg.): *Researching the Nineteenth Century Periodical Press. Case Studies*, London 2019, S. 175–191, hier S. 177.

² Jacqueline Banerjee: *Imperial Federation Map by Walter Crane*, <https://victorianweb.org/art/design/crane/1.html>.

und den wichtigsten Hafenstädten eingezeichnet sind. Dem Publikum des *Graphic* wurde so nicht nur die Größe, Macht und Vielfalt des British Empire vor Augen geführt, sondern auch die Tatsache, dass Britannia (in der Rahmung der Karte unten mittig) die Welt nur beherrschte, weil ihr Imperium durch ein Netz von Transport- und Kommunikationswegen zusammengehalten wurde, dessen Knotenpunkte Städte waren. Städte waren für Ausbau und Erhalt des British Empire (wie anderer Imperien) nicht nur als Häfen bedeutsam, sondern als Zentren des Handels, Sitz von Regierungs-, Verwaltungs- und Bildungsinstitutionen, Kontaktzonen zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft und nicht zuletzt zur Demonstration von Macht in der Stadtplanung und -architektur.

Dieser Beitrag nähert sich dem Thema ‚imperiale Metropolen‘ mit einem *medienkulturwissenschaftlichen* Zugriff und untersucht die Darstellung von Städten des British Empire in viktorianischen Publikumszeitschriften. Diese erlebten in Großbritannien ab Mitte des 19. Jh. eine Blütezeit. Die Abschaffung von Steuern auf Printprodukte, billigeres Papier, effizientere Drucktechnologie und fortschreitende Alphabetisierung auch der ‚arbeitenden Klasse‘ waren Faktoren, die den Markt für Zeitschriften expandieren ließen, zumal Bücher für große Teile der lesekundigen Bevölkerung unerschwinglich blieben. Zeitschriften von guter inhaltlicher Qualität und mit hochwertigen Illustrationen konnten dagegen im preiswertesten Marktsegment bereits für 1 oder 2 Pence für eine wöchentliche Ausgabe erworben werden. So kostete ein Heft von *All the Year Round* 2 Pence und eines der *Leisure Hour* nur einen Penny, da die Zeitschrift von ihrem Verleger, der Religious Tract Society, bezuschusst wurde. Mit seiner Expansion differenzierte sich der Zeitschriftenmarkt für unterschiedliche Leserschaften aus, erreichte in der Gesamtheit dieser Publika aber das Gros der lesekundigen britischen Bevölkerung. Bereits zeitgenössisch wurden Zeitschriften deshalb als „populäres“ Medium wahrgenommen und beschrieben, etwa von dem Journalisten E.S. Dallas:

The rise of the periodical press is the great event of modern history. [...] A periodical differs from a book in being calculated for rapid sale and for immediate effect. [...] It is necessary, therefore, to the success of a periodical, that it should attain an instant popularity – in other words, that it should be calculated for the appreciation, not of a few, but of the many. Periodical literature is essentially a popular literature.³

In diesem Medium für „die Vielen“ fand eine Selbstbeobachtung und -verständigung der viktorianischen Gesellschaft statt, wie etwa die Zeitschriftenforscherin Margaret Beetham betont: „Each article, each periodical number, was and is part of a complex process in which writers, editors, publishers and readers engaged in trying to understand themselves and their society.”⁴ So trugen Zeitschriften wesentlich auch dazu bei, ihren Leserinnen und Lesern Vor-

³ E.S. Dallas: Popular Literature. The Periodical Press, in: Blackwood’s Edinburgh Magazine 85 (Januar 1859), S. 96–112, hier S. 101.

⁴ Margaret Beetham: Towards a Theory of the Periodical as a Publishing Genre, in: Laurel Brake et al. (Hg.): Investigating Victorian Journalism, Basingstoke 1990, S. 19–32, hier S. 20.

stellungen, Wissen und Deutungen über das British Empire nahezubringen und diese zu verfestigen. Wie hier am Beispiel von Artikeln über Städte dieses Imperiums gezeigt werden soll, waren dabei nicht nur die Inhalte von Artikeln maßgeblich, sondern auch die Art, in der diese Inhalte durch die *Medienlogik* der Zeitschrift und ihre charakteristischen medialen *Eigenschaften* formiert wurden.⁵ Denn Zeitschriften sind, wie Madleen Podewski betont, „Instanzen [...], mit denen Wissen in einer eigenen Ordnung produziert und kulturell je ‚Notständiges‘ auf spezifische Weise verhandelt wird“.⁶

Wenn im Folgenden von „imperial cities“ die Rede ist, so handelt es sich um eine Bezeichnung, die in viktorianischen Zeitschriften selbst verwendet wurde und dabei oft, aber nicht immer, mit dem Begriff ‚Metropole‘ deckungsgleich ist. Im weitesten Verständnis waren alle Städte „imperial“, die für das Empire von Bedeutung waren, und zwar im ‚Mutterland‘ ebenso wie in den abhängigen Gebieten. Insofern ist die Bezeichnung ‚imperial‘ auch ein konnektiver Begriff, und es wird später zu sehen sein, wie Zeitschriften dank ihrer spezifischen Medienordnung ihre Leserinnen und Leser anleiteten, die Städte des British Empire auch in ihren Bezügen zueinander wahrzunehmen. Im Mittelpunkt der folgenden Betrachtung steht jedoch ein anderer Aspekt dieser Medienordnung, nämlich die Tatsache, dass Zeitschriften dank ihrer medienspezifischen *temporalen* Eigenschaften eine besondere Affordanz für Beobachtungen zur *Zeitlichkeit imperialer Erfahrung und Ordnung* bieten.⁷

Die hierzu vorgenommene Mikrostudie versteht sich ausdrücklich als eine erste Exploration. Mit einer Kombination von Distant und Close Reading, wie sie in der Forschung zu Periodika heute gängig ist, wird anhand eines begrenzten Korpus skizziert, wie britische Publikumszeitschriften in ihren Artikeln über Städte des Empire zeitliche Konzepte aufriefen und zirkulierten, die ein wesentlicher Bestandteil der Ideologie dieses Empires waren. Das Korpus wurde über eine Suche in zwei umfangreichen Datenbanken für den Zeitraum von 1850 bis 1900 zusammengestellt.⁸ Erfasst wurden dabei nur Artikel, die sich *speziell* Städten des British Empire widmen (s. Anhang), diese Auswahl wurde dann auf Artikel über indische Städte eingegrenzt, da diese die Hälfte aller ermittelten Beispiele ausmachen.⁹ Die Mehrzahl der Artikel stammt aus

⁵ ‚Medienlogik‘ kann definiert werden als „the organizational, technological, and aesthetic determinants of media functioning, including the ways in which they allocate material and symbolic resources and work through formal and informal rules“. So Gianpietro Mazzoleni und Sergio Splendore: *Media Logic*, in: *Oxford Bibliographies in Communication*, New York 2018. DOI: <https://10.1093/obo/9780199756841-0166>.

⁶ Madleen Podewski: ‚Kleine Archive‘ in den Digital Humanities. Überlegungen zum Forschungsobjekt ‚Zeitschrift‘, in: *Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften*. HAB – Herzog August Bibliothek 2018. DOI: https://10.17175/sb003_010.

⁷ Siehe zu imperialer Zeitlichkeit und hier relevanten Kategorien von Temporalität das Forschungsprogramm des GRK 2571: https://www.grk2571.uni-freiburg.de/forschungsprogramm/forschungsprogramm_grk_2571.pdf.

⁸ *Gale 19th Century UK Periodicals* und *ProQuest British Periodicals Collection*.

⁹ Ansonsten widmen sich Artikel häufig größeren Städten in Gebieten, in die Briten auswanderten: Kanada, Australien und Neuseeland. Siehe etwa die 1899 im *Idler* veröffentlichte „Cities of the Empire“-Serie des Autors Frederick Dolan.

Zeitschriften, die in Großbritannien (und hier meist in London) erschienen; ein kleinerer Teil wurde in Zeitschriften und Wochenzeitungen gedruckt, die in den Kolonien selbst produziert wurden; für die Close Readings in Abschnitt 3 wurden jedoch nur Publikationen berücksichtigt, die an Leser und Leserinnen im ‚Mutterland‘ adressiert waren, denen die Städte ‚ihres‘ Imperiums und deren imperiale Deutung nahegebracht werden sollten. Diese Publikationen richteten sich an unterschiedliche Teilpublika: von der populären Familienzeitschrift (wie *All the Year Round* oder die *Leisure Hour*) über Veröffentlichungen für die Frau (wie *The Lady's Newspaper*) bis (nicht unerwartet) zu Periodika mit einem besonderen Interesse an der christlichen Mission. Die unterschiedlichen Adressierungen der Publikationen und die Agenden ihrer Herausgeber und Träger färben den jeweiligen Blick auf imperiale Städte; dennoch zeigt sich, dass bestimmte temporale Erfahrungs- und Deutungsmuster dominant sind und sich wiederholen. Auch wenn sich so über die Differenzen der einzelnen Titel hinweg Tendenzen abzeichnen, muss man sich aber bewusst sein, dass selbst große Datenbanken nur einen Ausschnitt aus den Tausenden von Titeln des viktorianischen Zeitschriftenmarktes abbilden und entsprechend Leerstellen haben. So ist aus dem hier zugrunde gelegten Korpus *nicht* erschließbar, wie die Kolonisierten imperiale Städte erlebten, interpretierten und auch selbst gestalteten.¹⁰

Vor einem Close Reading der untersuchten Artikel über indische Städte und, als Folie hierfür, einer Auswahl von London-Artikeln, ist zunächst noch das temporale Element der Medienordnung viktorianischer Zeitschriften etwas genauer zu beleuchten.

2. TEMPORALITÄTEN DER MEDIENORDNUNG (VIKTORIANISCHER) ZEITSCHRIFTEN

Zu den zeitlichen Dimensionen viktorianischer Zeitschriften stellt Margaret Beetham in einem grundlegenden Artikel fest:

Every periodical marks and is marked by time [...]. Coming out at regular intervals, however long or short, each number carries a date which means it claims to be of the moment: it is ‚new‘ or ‚news‘ or ‚now‘. However, it is simultaneously part of a series, pointing back to a past expressed by the volume number [...] and forward to a future whose length may be uncertain, though its existence is maintained by the promise of what will appear ‚in our next‘.¹¹

Zeitschriften sind „of the moment“; ihre Datertheit mit Erscheinungstag oder -monat markiert *Gegenwartsrelevanz* auch dort, wo Vergangenes thematisiert wird. Dabei verstanden sich viktorianische Zeitschriften – und vor allem jene für ein breites Publikum – aber nicht als

¹⁰ Diese Leerstelle ist umso bedenkenswerter, als, wie Tristram Hunt feststellt, sich gerade an Städten die Agency der Kolonisierten ablesen lässt: „Urban history helps to move us beyond casting the indigenous victims of colonialism as just that – passive recipients of metropolitan, European designs in which they had neither voice nor influence.“ In: *Ten Cities That Made an Empire*, London 2015, S. 9.

¹¹ Margaret Beetham: *Time: Periodicals and the Time of the Now*, in: *Victorian Periodicals Review* 48, 2015, S. 323–342, hier S. 324.

Nachrichtenmedium (wie die Tageszeitung), sondern als Erklärmedium, das seine Leserinnen und Lesern in ihrer Gegenwart begleiten und ihnen die Welt erklären wollte, zumal diese Welt in vieler Hinsicht im Wandel begriffen war.¹² Dies geht einher mit einem weiteren Aspekt medialer Temporalität: der *Ko-Präsenz* unterschiedlichster Themen und Inhalte in den Ordnungseinheiten der Zeitschrift: Seiten und Doppelseiten, Heften, Heftfolgen und Jahresbänden.¹³ Derartige Ko-Präsenzen, die völlig akzidentiell sein konnten, regten zur mentalen Vernetzung der unterschiedlichen Themen an; Artikel über Städte in entlegenen Gebieten des Empire finden sich nicht selten in der Nachbarschaft von Themen, die der Lebenswelt der Leserinnen und Leser viel näher standen, und das Unvertraute wurde so vertrauter gemacht. Der Effekt des Vertrautwerdens wurde durch das regelmäßige Erscheinen von Zeitschriften, ihre *Periodizität*, zusätzlich verstärkt. Darüber hinaus ist das periodische Erscheinen, wie im obigen Zitat von Beetham angesprochen wird, eine Affordanz für das Denken in langen Zeitlinien von der Vergangenheit bis zur Zukunft, wie es in der Auseinandersetzung mit Imperien nicht unwesentlich ist.

Wie bereits erwähnt, ist dieser Beitrag von der These geleitet, dass die temporalen Elemente der Medienordnung von Zeitschriften mit einer besonderen Aufmerksamkeit für zeitliche Phänomene einhergehen, und dass deshalb das Medium Zeitschrift für eine Untersuchung imperialer Zeitlichkeiten besonders ergiebig ist. Einige Muster imperialer Zeitdeutung werden im folgenden Abschnitt für Artikel über „imperial cities“ in Indien aufgezeigt. Da die Ko-Präsenzen und Kontinuitäten von Zeitschriften ihre Publika zu Vergleichen anregten und die ‚erste‘ Stadt des Empire sich als Bezugsfolie für andere Städte des Empire anbot, wird zunächst skizziert, welche zeitlichen Kategorien in zeitgenössischen Artikeln über London dominierten. Im Anschluss zeigt die Betrachtung von Artikeln über Kalkutta (heute Kolkata), Delhi und Bombay (heute Mumbai) nicht nur,¹⁴ wie diese sich zum temporalen ‚Profil‘ von London verhalten, sondern auch, wie jede einzelne dieser Städte, je nach ihrer Bedeutung für das Empire, seine Legitimation und seinen Fortbestand, mit unterschiedlichen Zeitkategorien profiliert wurde.

¹² Siehe etwa das Vorwort von Charles Dickens zu seiner Zeitschrift *Household Words*: „We hope to be the *comrade and friend* of many thousands of people, of both sexes, and of all ages and conditions, on whose faces we may never look. We seek to bring into innumerable homes, from the stirring world around us, the knowledge of many social wonders, good and evil, that are not calculated to render any of us less ardently persevering in ourselves, less tolerant of one another, less faithful in the progress of mankind, less thankful for the privilege of living in this summer-dawn of time“; Preliminary Word, in: *Household Words* 1 (30. März 1850), S. 1, meine Hervorhebung.

¹³ Podewski, „Kleine Archive“.

¹⁴ Im folgenden werden, in Einklang mit dem Sprachgebrauch des untersuchten Materials, die alten europäisierten Städtenamen verwendet.

3. IMPERIAL CITIES

3.1. London als Folie

Zahlreiche Artikel in viktorianischen Periodika beobachteten und kommentierten die Modernisierung und Fortschrittlichkeit der britischen Kapitale. Diese war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die größte Stadt der Welt, und ihr Stadtbild veränderte sich rasant. „Wandel“ und „Transformation“ sind deshalb Schlüsselwörter vieler Artikel. So druckte der *Graphic* 1874 einen London-Artikel mit dem Titel „A City of Transformations“, der wie folgt beginnt:

We live in a *transitional Metropolis*. [...] we come into the City each morning with a wondering consciousness that the aspect of familiar streets has changed. Time, the insatiable eater, is perpetually nibbling, and occasionally takes whole houses, or the best part of some great building, at a gulp. [...] No true Cockney can regard these transformations with complete equanimity. Quaint old nooks and corners [...] are invaded by the roar and tumult of turbulent streets. Ancient churchyards are desecrated by the snorting of strange engines, and the fumes of burning asphalt.¹⁵

Das Zitat betont die Dynamik und Geschwindigkeit des Wandels, der unaufhaltsam scheint. Dabei wird die Transformation der Stadt durchaus auch kritisch gesehen. Dass sich der Fortschritt fast gewaltsam in die Stadt hineinfrisst, wird als disruptiv wahrgenommen, und diese Wahrnehmung geht mit Gefühlen des Verlusts einher. Ähnliches vermittelt ein Artikel, den das *St. James Magazine* 1872 veröffentlichte; auch hier wird das alte und altherwürdige London durch Modernisierungsmaßnahmen „entweiht“:

London is *changing its aspect daily*. In these *times of energetic demolition and alteration* [...] we leave a familiar spot one week and return in the next to find it unrecognizable by eyes of flesh. When churchyards are demolished to make way for Metropolitan railroads, when even the consecrated dust reposing in the shadow of Westminster Abbey is disturbed, no spot can be sacred enough to stay sacrilegious hands.¹⁶

Es finden sich jedoch auch einhellig positive Darstellungen des Fortschritts in der Metropole und der modernen Bauten, die er hervorbringt. Gelegentlich geht dies mit unverhohlener Arroganz gegenüber vermeintlich rückständigen Kulturen einher, wie in einem Artikel der *Leisure Hour* über „einen Londoner Bahnhof“, der 1854 erschien. Die neuen Bahnhöfe mit ihren eindrucksvollen Stahl-Glas-Konstruktionen galten (wie der Crystal Palace der Weltausstellung von 1851) als Kathedralen des Fortschritts, und zu Beginn des *Leisure Hour*-Artikels wird die Modernität des Bahnhofs mit einer (unverhohlenen rassistischen) Personalisierung von Rückschritt hervorgehoben – einem chinesischen Mandarin, der sich plötzlich nach London versetzt findet und die Stadt nicht verstehen kann:

If some respectable mandarin of Peking [...] could be suddenly caught up out of that opium-smelling snugger of his, lighted by a single paper lantern, and dropped down in a London railway station at ten at

¹⁵ Anon.: A City of Transformations, in: *The Graphic* 9 (31. Januar 1874), S. 106, meine Hervorhebungen.

¹⁶ S. R. Townshend Mayer: Shadows of Old London, in: *The St. James Magazine* 9 (April 1872), S. 410–418, hier S. 410, meine Hervorhebungen.

night, say, during the arrival of one of the long trains – I wonder where he would think he was got to. How he would stare at the flaming gas-lights – at the glittering roof, with its light cross-work of iron bamboo! How the sudden apparition of the monster engine [...] would bewilder the brains of the Chinaman! [...] Poor Whampoo Fong might think the whole affair a dream conjured up by the fumes of opium, and would certainly wish himself back again, away from the incomprehensible uproar, to the calm of the sober city of the celestial empire.

Yes, disciple of Confucius, it was a dream once, and that not very long ago; but it is now the realization of a dream [...].¹⁷

Der Binarismus von Fortschritt und Rückständigkeit als Zeitmuster britischen Überlegenheitsdenkens offenbart sich in diesem Beispiel überdeutlich, und die Tatsache, dass die britische East India Company am Opiumkonsum in China erhebliche Schuld trug, bleibt unerwähnt. Das Ende des Zitats hebt wie die vorangehenden Zitate hervor, wie schnell London sich im Gegensatz zum ‚betäubten‘ China transformiert („not very long ago“).

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts finden sich dagegen Klagen, dass London sich zumindest in einer Hinsicht noch nicht schnell genug entwickelt hätte, nämlich in Hinblick auf die Prachtentfaltung einer imperialen Metropole. Auf solche Klagen bezog sich im September 1893 ein Artikel im *Pall Mall Magazine* mit dem Titel „An Imperial City“. Er stammt von Sir Lepel Henry Griffin, einem weit gereisten Beamten des Indian Civil Service,¹⁸ der gleich zu Beginn sein enges Verständnis einer „imperial city“ liefert:

I have seen almost all the famous capitals of the world, – Paris, Rome, and St. Petersburg; Constantinople and Cairo; New York, Washington, and Ottawa; Kabul, Calcutta, and Mandalay – and I do not know one which possesses more copiously than London the necessary and inherent qualities of beauty and splendour. There are doubtless cities, as Edinburgh, Venice, and Stockholm, which are more picturesque in their surroundings, but London can only be compared with her imperial sisters, which may be counted on one hand: Rome, Paris, Constantinople, Vienna and Delhi, and perhaps Moscow, exhaust the list; for it does not suffice for a city to be the capital of a rich and powerful nation to attain imperial rank. For this, size and population are essential, but count less than antiquity and world interest, and the fact of being to-day, or having been in the past, the centre of national, intellectual political and social life.¹⁹

Besteht für Griffin also kein Zweifel, dass London in der Gegenwart eine „imperiale Stadt“ ist, so konzidiert er jedoch, dass die Wirkung von Gebäuden und öffentlichen Plätzen noch gesteigert werden könnte und liefert hierfür Vorschläge, z.B. für den bereits mit imperialer Geschichte aufgeladenen Trafalgar Square, auf dem zur Zeit des Erscheinens des Artikels nicht nur die Nelson-Säule stand, sondern auch Denkmäler für berühmte Offiziere und Administratoren im kolonialen Dienst: Charles James Napier (1855 aufgestellt), Henry Havelock (1861 aufgestellt) und Charles George Gordon (1888 aufgestellt). Zwei Illustrationen (Abb. 4 + 5) verdeutlichen die jetzige und künftig mögliche Gestaltung des Platzes auch visuell – eines Platzes,

¹⁷ Anon.: A London Railway Station, in: *Leisure Hour* 3 (29. Juni 1854), S. 412–414, hier S. 412.

¹⁸ Siehe Katherine Prior: Griffin, Sir Lepel Henry (1838–1908), in: Oxford Dictionary of National Biography, DOI: <https://10.1093/ref:odnb/33576>.

¹⁹ Lepel Griffin: An Imperial City, in: *Pall Mall Magazine* 1 (September 1893), S. 656–669, hier S. 657, meine Hervorhebungen.



Abbildung 4: Gegenwart und Zukunft: Trafalgar Square in Lepel Griffins Artikel „An Imperial City“, Pall Mall Magazine 1 (September 1893), 659. Reproduziert mit Genehmigung von ProQuest LLC. Die Weiterverbreitung ohne Genehmigung durch den Rechteinhaber ist untersagt.

der so nicht nur ein imperiales Gedächtnis bewahrt, sondern auch den Bestand des Empire symbolisieren soll.

Die hier stellvertretend für viele ähnliche Beispiele genannten Artikel präsentieren London als eine Stadt der rapiden Transformation, deren Fortschrittlichkeit sich im Stadtbild nicht nur im Entstehen von Neuem (neue Durchfahrtsstraßen, Bahnhöfe, U-Bahn etc.) manifestiert, sondern auch in der Zerstörung von Altem, und deshalb nicht nur Staunen, sondern auch Verlustgefühle hervorruft. Als ‚erste Stadt‘ des ganzen Empire stand London vor allem aber für eine Fortschrittlichkeit, die sich nicht nur in Großbritannien verbreiten, sondern auch in die kolonisierten Gebiete getragen werden sollte. Die Modernität und Modernisierung Londons war für die Leserschaften viktorianischer Zeitschriften deshalb auch eine Folie für die Wahrnehmung der Zeitprofile anderer Städte des British Empire. Gerade für Indien zeigt sich aber, dass die Vergangenheit einer Stadt für den Bestand britischer Macht ebenso bedeutsam sein konnte wie der Import westlichen Fortschritts.

3.2. Kalkutta, Delhi und Bombay

Die Frage des Fortbestands britischer Herrschaft schwingt in allen untersuchten Artikeln über indische Städte mit, und in ihrem Hintergrund steht, mehr oder weniger explizit, das



Abbildung 5: Gegenwart und Zukunft: Trafalgar Square in Lepel Griffins Artikel „An Imperial City“, Pall Mall Magazine 1 (September 1893), 661. Reproduziert mit Genehmigung von ProQuest LLC. Die Weiterverbreitung ohne Genehmigung durch den Rechteinhaber ist untersagt.

Bewusstsein eine Zäsur, oder gar eines Zeitenbruchs: Die Rebellion in Nordindien 1857/58 (zeitgenössisch von Briten oft als ‚Mutiny‘ bezeichnet, heute auch als erster indischer Unabhängigkeitskrieg), ging zwar von indischen Soldaten im britischen Dienst aus, war aber Ausdruck einer breiteren Zurückweisung der von den britischen Machthabern, d.h. der East India Company (EIC), durchgesetzten westlichen und christlichen Wertvorstellungen. Die medial sehr intensiv aufgearbeitete Rebellion machte der britischen Öffentlichkeit bewusst, wie stark Selbst- und Fremdwahrnehmungen der britischen Herrschaft divergierten und dass die Grundlagen dieser Herrschaft überprüft und reformiert werden mussten. Die Herrschaft der 1600 als Handelsgesellschaft gegründeten EIC wurde aufgelöst und ging 1858 an die Krone als ‚Paramount Power‘ in Indien über.²⁰ 1876 wurde Königin Viktoria mit einem Beschluss des britischen Parlaments zur Kaiserin von Indien proklamiert.

In britischen Zeitschriften verliehen ereignisnahe Artikel dem Schock und der Empörung der Briten über die Gewalt der Rebellion und ihrer Niederschlagung Ausdruck.²¹ Sie vermitteln aber auch, wie auf den Schock schnell eine Reflexion über die Rekonsolidierung britischer

²⁰ Zur Geschichte des britischen Indien siehe z.B. Denis Judd, *The Lion and the Tiger. The Rise and Fall of the British Raj, 1600–1947*, Oxford 2004.

²¹ Beispiele werden unten bei Artikeln über Delhi genannt.

Herrschaft und die Rolle indischer Städte in diesem Zusammenhang folgte. Dabei werden die Städte Kalkutta, Delhi und Bombay in ihrer Rolle für den Fortbestand britischer Herrschaft unterschiedlich bewertet.

Kalkutta war für eine solche Reflexion von unmittelbarer Bedeutung, da es sich um die Kapitale Britisch-Indiens handelte. Die EIC hatte Kalkutta 1773 zu ihrer Hauptstadt gemacht; hier residierte Warren Hastings als erster Generalgouverneur, und 1803 wurde das eindrucksvolle, im neoklassizistischen Stil gebaute Government House eröffnet, das die Macht der Gesellschaft symbolisierte. Nach der Rebellion von 1857 war die Herrschaft der EIC (die bereits im 18. Jahrhundert wegen Habgier und Korruption angeklagt wurde) zunächst völlig diskreditiert. Unter diesem Eindruck kritisierte 1865 ein Artikel im *Saturday Review* bereits die Entscheidung der EIC für Kalkutta als Hauptstadt; allein wegen seines schlechten Klimas und der Gefahren für die Gesundheit von Europäern hätte die Stadt nie zur Hauptstadt gemacht werden dürfen.²² Dreißig Jahre später hatte sich das Trauma der Rebellion gelegt, und der Artikel „Calcutta: Past and Present“, der 1896 mit vielen Fotografien des gegenwärtigen Kalkutta im *Pall Mall Magazine* erschien, setzte sich versöhnlicher, und auch differenzierter, mit der Stadt und ihrer Vergangenheit auseinander. Sein Autor, George William Forrest (1845–1926), war in Indien geboren worden und verbrachte dort den Großteil seines Lebens als Lehrer und Administrator; Forrest verfasste mehrere historische Werke und journalistische Arbeiten zur britischen Herrschaft in Indien.²³ Im Vergleich von Gegenwart und Vergangenheit beobachtet sein Kalkutta-Artikel die Transformation und wachsende Prosperität der Stadt unter der Herrschaft der Krone,²⁴ aber die Herrschaft der EIC wird hier fast nostalgisch als eine gute alte Zeit dargestellt, in der die Grundlagen für das Kalkutta der Gegenwart geschaffen wurden. Forrest fordert sogar, das Wohnhaus von Warren Hastings, dem ersten Generalgouverneur der EIC (1772–1785), zu renovieren und zu einer Stätte der Erinnerung an die frühe Kolonisation Indiens zu machen:

It is fast crumbling into ruin, but it should be purchased by Government, repaired and converted into a public institution. It was the favourite residence of the man whose far sight first saw, and whose brave and confident patience realised, the romantic idea of his country founding an Empire in the East.²⁵

Dass Forrest in imperialen Kategorien dachte, zeigt sich in seiner Darstellung des gegenwärtigen Kalkutta u.a. darin, dass er einen klaren Kontrast in der Raumordnung der Stadt zeichnet,

²² Calcutta, in: *The Saturday Review* 19 (29. April 1865), S. 506–508.

²³ Katherine Prior: Forrest, Sir George William David, in: *Oxford Dictionary of National Biography*, <https://10.1093/ref:odnb/33206>.

²⁴ Siehe zur schnellen Transformation Kalkuttas auch einen Artikel des Historikers und Geographen George Smith, der die Stadt Ende der 1890er noch einmal besuchte und mit dem Zustand der Stadt Mitte der 1850er Jahre verglich: „How different is the metropolis of our Empire of India in 1897 from the Calcutta at which I landed some forty-four years ago! [...] an almost complete transformation in less than two generations.“ George Smith: *Calcutta and Our Bengal Mission*, in: *Home and Foreign Missionary Record for the Free Church of Scotland* (April 1897), S. 88–89, hier S. 88.

²⁵ G.W. Forrest: Calcutta. Past and Present, in: *Pall Mall Magazine*, 8 (Januar 1896), S. 93–112, hier S. 111.

nämlich zwischen ihren europäischen Teilen und der ‚native town‘ mit ihrem überfließenden ‚orientalischen‘ Basar. Mit einem imperialen Zeitmuster werden dabei die gleichzeitig präsenten Räume ‚ungleichzeitig‘ gemacht, indem der eine als modern und der andere als unverändert traditionell kategorisiert wird:

North-east of Government House runs Old Court-house Street [...] The broad street, with its lofty row of houses and splendid shops, would do credit to any European capital. In fact, it is a Continental street transplanted to the East. Far different is the Burra Bazaar, with its old and shabby native houses, whose wooden verandahs face the street, and the marvellous dens of the grand floor filled with goods of every class and description.²⁶

Fotografien (Abb. 6 + 7) machen den beschriebenen Kontrast besonders anschaulich.²⁷

Transformiert hat sich Kalkutta nach Forrests Darstellung also nur in seinen europäischen Teilen und deren primären Kontaktzonen, und die ländliche Umgebung der Stadt wird als vom Wandel völlig unberührt und „primitiv“ beschrieben:

[...] we come across a primitive cabin, which consists of a roof of grass to keep the sun and rain out, for this is all that is needed. At the door is a woman grinding corn; about her are a group of scantily-clad men discussing the state of the crops and the hardness of the heart of the village money-lender.²⁸

Konzentriert wird der Eindruck einer fundamentalen Unveränderlichkeit, ja „Unsterblichkeit“ Indiens verbal und visuell (Abb. 8) im Bild eines Ochsenkarrens:

A bullock cart drawn by oxen with wide-spreading horns has halted by its side. The driver with his shaven head, and his spouse in her scarlet cotton robe, gaze at us with curiosity as we drive past. Waves of conquerors have swept by and been forgotten, but the bullock cart continues a symbol of the immortal East.²⁹

Forrests Artikel über Kalkutta entstand zu einer Zeit, als Widerstand gegen die britische Herrschaft über Indien erneut lauter wurde, diesmal getragen von westlich erzogenen Eliten, die nicht nur den Indian National Congress gründeten (1885), sondern auch die einheimische Massenpresse zur Artikulation von Kritik nutzten. Die Resistenz Indiens gegen den Fortschritt wird von Forrest in diesem Kontext nicht negativ, sondern positiv gedeutet, denn er sieht in der *Fortdauer* einer traditionellen indischen Lebensweise eine Garantie für den Bestand britischer Herrschaft und ein Mittel gegen unerwünschte Transformation: „Happy are they, and happy they will remain till their minds are poisoned against their rulers by a seditious press. [...] Let us never

²⁶ Ebd. S. 105.

²⁷ Auch in anderen Artikeln des Untersuchungskorpus geht die räumliche Trennung in europäische und einheimische Stadtteile mit dem zeitlichen Binarismus ‚fortschrittlich‘ versus ‚rückständig‘ einher. Siehe etwa Anon.: The City of Calcutta, in: Illustrated Missionary News 122 (1. Februar 1876); hier wird die ‚native town‘ als schmutzig und von jedem europäischen Fortschritt unberührt dargestellt: „the great roads and streets *destitute of pavements*, lined with shops which are *innocent of glass fronts and windows*, and which exhibit, *without protection from dust*, piles of brass vessels, bundles of slippers and shoes, gorgeous tin lanterns, bales of cloth, mats, stools, and cane chairs; vast piles of red pottery, pitchers, cups and cooking pots; leaf umbrellas, hillocks of bamboos, etc., etc.” (S. 18, meine Hervorhebungen). Dass die Trennung zwischen ‚weißer‘ und ‚einheimischer‘ Stadt wesentlich durchlässiger war als solche Beschreibungen nahelegen, betont Swati Chattopadhyay: Blurring Boundaries. The Limits of ‚White Town‘ in Colonial Calcutta, in: Journal of the Society of Architectural Historians 59 (2000), S. 154–179.

²⁸ Forrest, Calcutta, S. 111.

²⁹ Ebd., S.112.



Abbildung 6: Europäische Straße in W.G. Forrest, „Calcutta: Past and Present“, Pall Mall Magazine 8 (Januar 1896), S. 104. Reproduziert mit Genehmigung von ProQuest LLC. Die Weiterverbreitung ohne Genehmigung durch den Rechteinhaber ist untersagt.

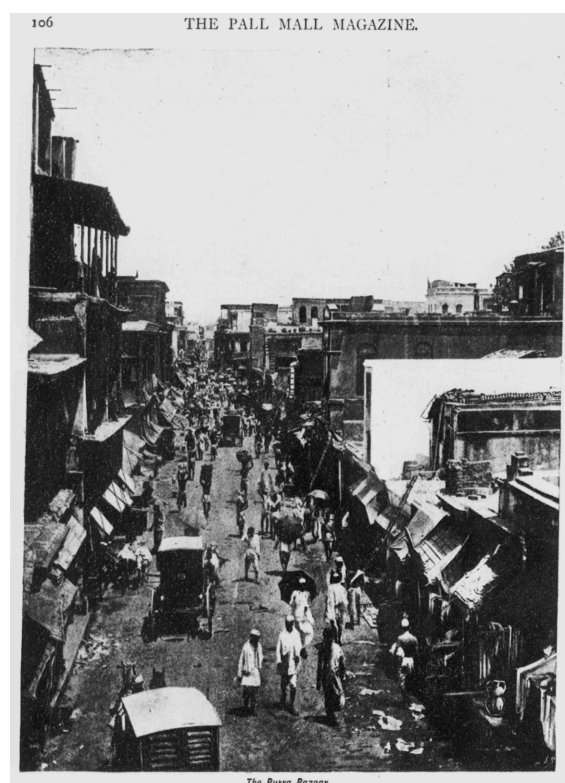


Abbildung 7: ‚Orientalische‘ Straße in W.G. Forrest, „Calcutta: Past and Present“, Pall Mall Magazine 8 (Januar 1896), S. 106. Reproduziert mit Genehmigung von ProQuest LLC. Die Weiterverbreitung ohne Genehmigung durch den Rechteinhaber ist untersagt.



Abbildung 8: Ochsenkarren in W.G. Forrest, „Calcutta: Past and Present“, *Pall Mall Magazine* 8 (Januar 1896), S. 112. Reproduziert mit Genehmigung von ProQuest LLC. Die Weiterverbreitung ohne Genehmigung durch den Rechteinhaber ist untersagt.

forget that when reverence for authority perishes among the masses, it will be an almost super-human task to keep peace in India.”³⁰ Forrests Artikel über die Hauptstadt Britisch-Indiens setzt sich vielschichtig mit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft britischer Herrschaft in Indien auseinander und sieht Fortschrittlichkeit dabei durchaus ambivalent.

Auch *Delhi* wurde den Publika viktorianischer Zeitschriften als eine in ihrer Zeitlichkeit komplexe Stadt vorgestellt. Dabei hatte Delhi im Vergleich zu Kalkutta, wie oben bereits in Lepel Griffins London-Artikel anklang, den Status einer *wahrhaften* „imperial city“, und zwar aufgrund seiner Vergangenheit als Metropole früherer Imperien des Subkontinents, insbesondere des mächtigen Mogulreichs. 1857/58 war die Reputation Delhis aktuell durch seinen Status als Hauptschauplatz der Rebellion belastet, wie ein Artikel in *Reynolds' Miscellany* zu Beginn deutlich ausspricht:

It is no mere platitude, or exaggeration, to say that at the present time the eyes of the whole world are fixed on the ancient capital of the Great Mogul. It is now the scene of a terrible drama [...]. Before, and within its walls deeds are done which sink human beings immeasurably beneath the brute creation [...].³¹

³⁰ Ebd.

³¹ Anon: Delhi. Its History, and Its Horrors, in: *Reynolds' Miscellany* 19 (31. Oktober 1857), S. 215–216, hier S. 215.

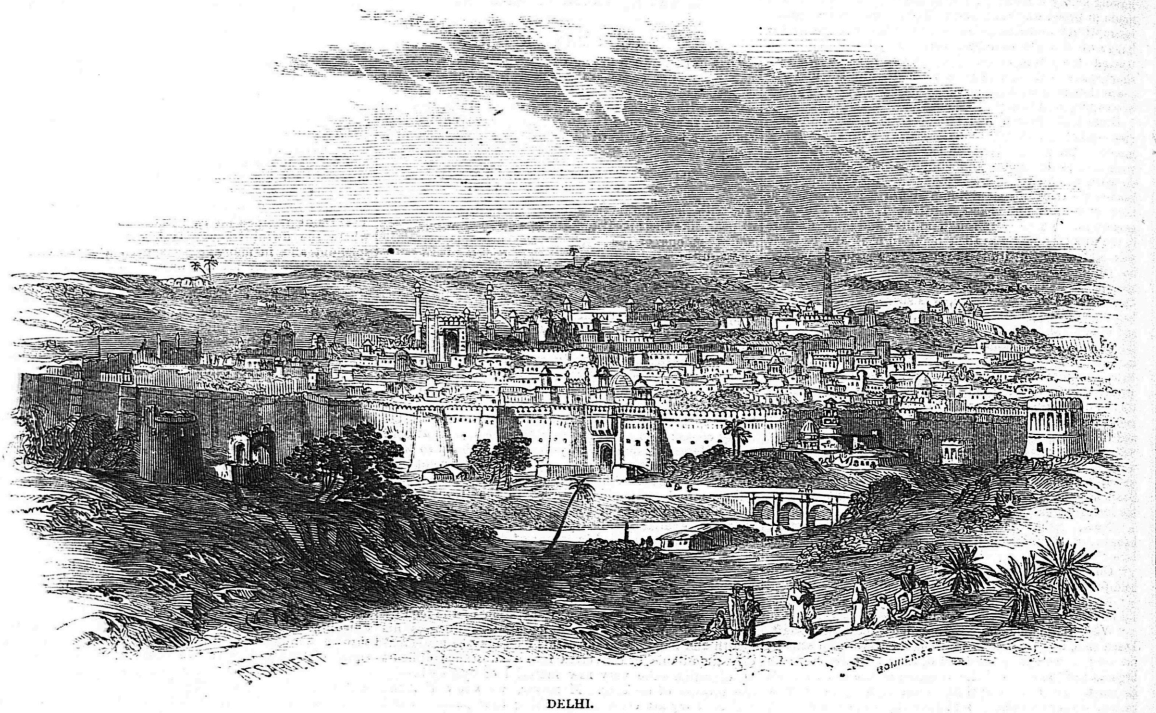


Abbildung 9: Vedute von Delhi aus dem Artikel „Delhi. Its History, and Its Horrors“, Reynolds' Miscellany 19 (Oktober 1857). Reproduziert mit Genehmigung von ProQuest LLC. Die Weiterverbreitung ohne Genehmigung durch den Rechteinhaber ist untersagt.

In einem Atemzug mit der aktuellen Situation wird in diesem Artikel aber auch die große imperiale Geschichte der Stadt gewürdigt; der Titel nennt vor den „Horrors“ von Delhi seine „History“ und verweist auf eine Reihe großer Herrscherfiguren wie Timur (Tamerlan), Babur und Aurengzeb. In historischer Perspektive erscheinen London und Delhi als ebenbürtige imperiale Städte; ausdrücklich wird vermerkt, dass der königliche Palast in Delhi Windsor Castle an Prachtentfaltung („splendour“) nicht nachstehe,³² und eine Vedute illustriert Delhis Tradition als machtvolle Stadt (Abb. 9).

Auch ein Artikel im *Lady's Newspaper* aus dem Jahr 1857 spricht von „the horrible atrocities so lately perpetrated in this city“ und gleichzeitig von Delhi als „Rome of the Hindoo“ und „imperial city“.³³ 1858 ist in der *Leisure Hour* von „the great Mogul city“ und „the venerable old city“ die Rede,³⁴ und im *Missionary Herald* von „this imperial city“ und „this noble city“.³⁵ Delhi wird als Stadt wahrgenommen, in der sich imperiale Vergangenheiten geradezu schichten, wie hier in einer (ideologisch deutlich gefärbten) Beschreibung im *Missionary Herald* (1858):

³² Ebd.

³³ Anon.: Delhi, in: *The Lady's Newspaper & Pictorial Times* 576 (7. November 1857), S. 300.

³⁴ Anon.: Glimpses of Delhi and Its Interiors, in: *Leisure Hour* 7 (21. Januar 1858), S. 38–43, hier S. 38.

³⁵ Anon.: Delhi, in: *The Missionary Herald* N.S. 21 (1. September 1858), S. 133–136, hier S. 133.

Twelve miles of ruins emphatically tell to this day of the extent and grandeur of this noble city. From the Ajmere gate to the Kootub Minar, the traveller passes over plains strewed with the remnants of palaces, mosques, and tombs, while the pillar of Feroze Shah discourses of dynasties which reigned at the commencement of the Christian era, professing the Buddhist faith; and the Hindu corridors at the Kootub Minar speak of the rise and sovereignty of the Brahminical creed, displaced at the Moslem conquest by the religion of the impostor of Mecca. On the defeat of the Mahrattas, in 1803, and the release of the captive monarch of Delhi, the British found the representative of the Moguls a blind old man, and his dominions circumscribed by his palace walls. Then the sceptre passed into the hands of the English, whose power now exceeds that of the emperors of Delhi in their palmiest days.³⁶

Derart prominente Verweise auf die historisch-imperiale Bedeutung Delhis schienen nicht zuletzt deshalb angeraten, weil es Stimmen gab, die als Vergeltung für die Rebellion forderten, die Stadt auszulöschen oder zumindest unbedeutend zu machen; 1857 erwähnt ein Artikel in *John Bull* solche Forderungen,³⁷ und noch zwanzig Jahre später bemerkt ein Artikel in *Fraser's Magazine*, der von dem renommierten Journalisten William Simpson geschrieben wurde: „The policy of punishing Delhi with marked neglect for its misdeeds has been urged by many“.³⁸ Beide Artikel beziehen gegen diese Meinung Position und halten ihr entgegen, dass gerade Delhis imperiale Vergangenheit der Rekonsolidierung und Bewahrung der britischen Herrschaft dienlich sein könne. Der Artikel in *John Bull* bringt die Idee einer *translatio imperii* auf, ohne den Begriff selbst zu verwenden: er konstatiert „the value which these famous remains of departed glory may possess in our hands by aiding to confirm our supremacy in India“ und bezeichnet Delhi deshalb ausdrücklich als Herrschaftsinstrument („an important instrument of renewing our hold with greater firmness upon India“).³⁹ Aufgrund ihrer historischen und symbolischen Bedeutung erscheint dem Autor des Artikels Delhi auch als Hauptstadt des britischen Indien besser geeignet als das durch die Herrschaft der East India Company befleckte Kalkutta:

When the time comes to reconstitute our Indian Empire, we expect to find that most statesmen will agree that our civil rule must no longer be made a mere adjunct to our commercial position. It has indeed grown out of that position, but the off-shoot has now predominated far above the original stock. We must boldly look our responsibilities in the face, and treat the civil rule in a manner worthy of its magnificence. Such a change in the idea of Indian government almost necessarily suggests a transfer of the central power from Calcutta – [...] a place redolent throughout of its mercantile origin, and imparting of itself a trading character to our rule – to *the ancient city which keeps watch over all the Imperial traditions of India*.

³⁶ Delhi, *Missionary Herald*, S. 133. Siehe zur Vorstellung imperialer Zeitschichten in Delhi auch einen späteren Artikel über Delhi von G.W. Forrest: Delhi. Past and Present, in: *Pall Mall Magazine* 21 (Juni 1900), S. 233–246, hier S. 233: „Scattered over this wild stretch of land are surviving ruins, remnants of mighty edifices, tombs of warriors and saints, which convey a more impressive scene of magnificence than Imperial Rome. They are memorials not of a single city but of supplanted nations. Eight centuries before the Latins settled on the plains of Latium and Campania a band of Aryans drove from here aboriginal savages and founded on the left bank of the Jumna the city of Indrapashta, which grew into a mighty kingdom. Then the Moslem appeared on the scenes, and Hindu civilisation disappeared in smoke and ruin [...]“

³⁷ Anon.: The Fall of Delhi, in: *John Bull* 37 (9. November 1857), S. 712–713, hier S. 712.

³⁸ William Simpson: Imperial Delhi and the English Raj, in: *Fraser's Magazine* 15 (März 1877), S. 285–297, hier S. 293. Simpson, der für die *London Illustrated News* als Künstler und Korrespondent arbeitete, war in Indien nach der Rebellion von 1857 weit gereist und hatte als ‚Special Artist‘ auch die Tour des britischen Thronfolgers durch Indien 1875/76 begleitet, worauf er im Artikel auf S. 290 hinweist. Siehe auch Delia Millar: William Simpson, in: *Oxford Dictionary of National Biography*, DOI: <https://10.0.4.69/ref:odnb/25597>.

³⁹ The Fall of Delhi, 712.

[...] Grandeur is an essential element of power in Eastern eyes. And the traditional and consecrated grandeur of Delhi, if it could be once blended with the associations of our Government, could not fail to strengthen that Government in India beyond any of the material benefits which we claim to confer on the population.⁴⁰

Tatsächlich wurde Königin Viktoria zwanzig Jahre nach der Rebellion in Delhi und nicht in Kalkutta feierlich als Kaiserin von Indien eingesetzt (in ihrer Abwesenheit, am 1. Januar 1877). Simpsons Artikel in *Fraser's Magazine* erklärte diesen Umstand mit der Tradition Delhis als „Rom Hindustans“ und der Tatsache, dass die Stadt seit Jahrhunderten die „politische Metropole Indiens“ war: „It has still around its name all the halo of greatness and power. [...] There is no other city in that country which is associated historically with the ‚Paramount Power‘, as we now express it“.⁴¹ Die Imprägnierung mit Macht haftet der Stadt weiter an, auch wenn ihre Herrschenden wechseln, und mit ihnen ihre Kultur und Religion:

Thus ended the Moghul dynasty; but a metropolis does not necessarily become extinct with the race of its sovereigns; such cities as Rome, Constantinople, Jerusalem, and Mecca tell us of spots which have not only survived many dynastic lines, but also maintained their metropolitan reputation through more than one faith.⁴²

Unter der Herrschaft der Krone hat Indien, so führt Simpson weiter aus, sich ebenso schnell entwickelt wie das Mutterland, so dass Kaiserin Viktoria in Indien nicht nur Macht, sondern auch eine neue Ära des (westlichen) Fortschritts repräsentiert:

It is a new era in many ways for India. It is exactly half a century since Lord Amherst [Generalgouverneur der EIC von 1823 bis 1827] announced that the sovereignty of the Moghul was at an end. What changes have taken place in Europe since that date! We have entirely altered our modes of travelling both by sea and land. The discoveries and inventions of that period have been many and important. The old has been disappearing, and the new has been taking its place. [...]

The change is even greater in India than in Europe, for the pre-existing state was much more primitive than in the West. [...] A change has now taken place; India has accepted a new ruler from the West, and it must also accept with that ruler the civilisation of the West. It is an entirely new era, and it will date in future history [...] from the sovereign who is associated with it—namely, Victoria, first Empress of India, proclaimed at Delhi on the first day of the present year.⁴³

Eine Herrschaft, die Indien die Segnungen moderner westlicher Zivilisation bringen soll, bildet für Simpson die jüngste Schicht in der imperialen Geschichte Delhis, aber bezeichnenderweise erwähnt der Artikel nicht, dass oder wie die Stadt selbst modernisiert werden soll. Auch der 1900 veröffentlichte Artikel über Delhi von G.W. Forrest im *Pall Mall Magazine* ist, obwohl er wie Forrests Artikel über Kalkutta mit „Past and Present“ untertitelt ist, ganz auf die Vergangenheit Delhis fixiert; Text und Fotografien konzentrieren sich auf die Relikte früherer Imperien und die Erinnerungsstätten an die Zeit der Rebellion von 1857. Fortschritt, Moderni-

⁴⁰ Ebd., meine Hervorhebung.

⁴¹ Simpson: *Imperial Delhi and the English Raj*, S. 285.

⁴² Ebd., S. 292–293.

⁴³ Ebd., S. 297.

sierung und urbane Transformation, wie sie für London während der gesamten Epoche in Zeitschriften beobachtet wurden, werden in Bezug auf indische Städte zumindest in den Artikeln des Untersuchungskorpus nur für Kalkutta und vor allem für Bombay beschrieben.

Bombay ist in der hier betrachteten Trias indischer Städte diejenige, die in der viktorianischen Wahrnehmung am prominentesten mit den Zeitlichkeiten der Gegenwart und der Zukunft besetzt ist. Wie Tristram Hunt resümiert, steht Bombay in der viktorianischen Wahrnehmung vor allem für „the technological and managerial capacity of British imperialism“ und den „Victorian spirit of Progress“: „In Bombay the British Empire would build a monument to its own modernity.“⁴⁴ Die Transformation Bombays in eine ‚moderne‘ Stadt ab den 1860er Jahren erfolgte parallel zu den vielen ‚improvements‘, die London in diesen Dekaden erlebte und die, wie oben gesehen, in den zeitgenössischen Zeitschriften kommentiert wurden, durchaus auch mit Bedauern über die dabei zerstörte Stadtgeschichte. In den untersuchten Bombay-Artikeln wird kein Verlust artikuliert, sondern die dynamische Entwicklung Bombay bestaunt, auch in Zeitschriften, die die christliche Mission propagierten. A.M. Symingtons Artikel „Bombay or Western India“ im *Free Church Monthly* beschreibt 1885 einen Blick auf die Stadt, wie er sich einem europäischen Besucher vom Hafen aus offenbarte:

When he is getting near the chief landing-place, a great city, with many new and handsome buildings, public and domestic, grows upon the sight. And when he goes into its streets, literally swarming with a picturesque and polyglot population; fills his eye with the broad square of the Apollo Bund, corresponding to the Santa Lucia of Naples; explores the cotton market in the Kolaba Point, the Fort, the town-hall, bank, school of art, university, post-office, and government buildings, with their pointed Gothic arches and long, cool colonnades; passes through the European city to the native town, and on by the Back Bay to Malabar Hill, – the rapid growth of this Indian city in all temporal prosperity within the last half, chiefly within the last quarter, of a century, is forced upon his mind with an effect of great surprise.⁴⁵

Ein Bombay-Artikel in *All the Year Round* aus den 1890er Jahren deutet an, dass die jüngste Entwicklung der Stadt – ähnlich wie im Fall Londons – mit Zerstörung alter Bausubstanz einhergeht, aber im Gegensatz zu Artikeln über London wird hier kein Bedauern oder gar Nostalgie über Verluste ausgesprochen, denn zerstört wird das Nicht-mehr-Nützliche: „The original fortifications being out of date and useless for modern warfare, have been partially demolished and efficient defences erected in their place.“⁴⁶ In der Tat wird in diesem Artikel die urbane Modernisierung selbst als eine Form der kriegerischen Aggression bezeichnet, durch die der Fortschritt in die Stadt geradezu hineingezwungen wird:

[...] though the comparatively small number of twelve thousand souls represents the European element, Western influence predominates, and the presence of gas, electric light, and tramways in the Hindu quarter

⁴⁴ Hunt, *Ten Cities*, S. 266–267.

⁴⁵ A.M. Symington: *Bombay or Western India*, in: *Free Church Monthly* 39 (2. März 1885), S. 69–73, hier S. 70.

⁴⁶ *Bombay*, in: *All the Year Round* 11 (14. April 1894), S. 350–355, hier S. 350.

demonstrates the success with which English energy carries the war of progress into the very heart of the enemy's camp.⁴⁷

Widerstand gegen den Fortschritt, so wird hier suggeriert, ist unerwünscht und zwecklos – ohne dass ein solcher Widerstand überhaupt erwähnt würde. Im Gegenteil: Der gigantische neue Bahnhof Kalkuttas, Victoria Terminus, eine Kathedrale des Fortschritts, die 1887 eröffnet wurde, präsentiert sich in moderner neogotischer Architektur (wie sie in London etwa den Bahnhof St. Pancras prägte) mit einheimischen Stilelementen und vermittelt so den Eindruck einer harmonischen Integration von westlichem Fortschritt und indischer Tradition: „a chef d'oeuvre of modern architecture, with pink and white domes rising above vaulted halls supported on granite pillars, and encircled by balconies, where the sculptured parrots and peacocks of Royal India surround the symbols of British sovereignty.“⁴⁸ Wo 1854 der Artikel über einen Londoner Bahnhof in der *Leisure Hour* einem ‚rückständigen‘ Chinesen als Wunder des Fortschritts präsentiert wurde, steht der Victoria Terminus in Bombay Ende des 19. Jahrhunderts für die erfolgreiche Übertragung westlicher Urbanität in die Kolonien.

5. FAZIT UND AUSBLICK

„Imperial cities“ fanden – wie das Empire überhaupt – oft das Interesse viktorianischer Publikumszeitschriften, in denen sie mit vielen anderen Themen der viktorianischen Welt vernetzt waren. Das periodische Erscheinen von Zeitschriften schuf Kontinuitäten von Themen und Deutungsmustern auch in Hinblick auf imperiale Städte. Wie in dieser Mikrostudie auf Basis eines begrenzten Korpus skizziert wurde, geht die inhärente Zeitlichkeit des Mediums Zeitschrift mit einer besonderen Prominenz temporaler Kategorien in der Darstellung und Deutung dieser Städte mit sich. In der Wahrnehmung der untersuchten Artikel sind Städte Kristallisationspunkte des Fortschritts, und London als Übermetropole des Empire ist dabei ein implizites Richtmaß, das in Indien v.a. durch Bombay, aber auch Kalkutta erreicht wird. Die Bedeutung Delhis für die britische Herrschaft in Indien besteht dagegen in seiner imperialen Vergangenheit, genauer einer Schichtung imperialer Vergangenheiten, und wird deshalb nach der Rebellion von 1857 als Instrument des Herrschaftserhalts in der Gegenwart und für die Zukunft ausgewiesen. Die Zeitdeutung der imperialen Städte Indiens erschöpft sich aber nicht in Binarismen von Gegenwart und Vergangenheit oder Fort- und Rückschrittlichkeit, sondern entpuppt sich auch als komplex, z.B. wenn Ende des 19. Jahrhunderts einerseits der moderne Bahnhof von Bombay als Symbol für eine fortschrittliche Zukunft Indiens präsentiert wird und andererseits die scheinbare ‚Zeitlosigkeit‘ Indiens in und um Kalkutta als Hoffnung für den Fortbestand der britischen Herrschaft.

⁴⁷ Ebd., S. 351, meine Hervorhebung.

⁴⁸ Ebd., S. 351.

Die hier vorgenommene Mikrostudie hat, wie eingangs betont, explorativen Charakter. Ihr Zugriff auf Städte des British Empire lässt sich mit einem größeren Korpus erweitern und vertiefen, nicht zuletzt mit Periodika, die in den Kolonien selbst produziert wurden, auch von ‚indigenen‘ Akteuren und in anderen Sprachen als dem Englischen. Allerdings ist besonders in letzterer Hinsicht das Zeitschriftenmaterial unterschiedlich gut erhalten und zugänglich.⁴⁹ Insgesamt steht die Zeitschriftenforschung zum British Empire trotz der Reichhaltigkeit des Materials noch in den Anfängen. Zwar gibt es Ansätze der Erschließung des Materials seit Ende des 20. Jahrhunderts,⁵⁰ und in den letzten Jahren ist die Bedeutung von Zeitschriften als ‚transnationaler Konnektor‘ des Empire gewürdigt worden.⁵¹ Erst in jüngerer Zeit liegt das Augenmerk jedoch auf der spezifischen *Medialität* der Zeitschriften. Dieser Beitrag wollte deshalb nicht nur skizzieren, mit welchen Zeitmustern imperiale Städte in viktorianischen Publikumszeitschriften dargestellt wurden, sondern auch für Forschungsdesigns plädieren, die Zeitschriften nicht nur als Material, sondern auch als besondere Form der Medialisierung in den Blick nehmen.

⁴⁹ Siehe zu diesem Problem auch Kaul: *Researching Empire and Periodicals*.

⁵⁰ Siehe E.M. Parmegiano: *The British Empire in the Victorian Press. 1832-1867. A Bibliography*, London 2019 [zuerst 1987]; J. Don Vann und Rosemary T. VanArsdel (Hgg.): *Periodicals of Queen Victoria's Empire: An Exploration*, Toronto 1996. Von britischen Zeitschriften wurden besonders Knabenzeitschriften in Hinblick auf ihre Vermittlung imperialer Ideologie untersucht; s. etwa Kelly Boyd: *Manliness and the Boys' Story Paper in Britain. A Cultural History, 1855–1940*. Basingstoke 2003.

⁵¹ Siehe Kaul: *Researching Empire and Periodicals*; Simon J. Potter: *Journalism and Empire in an English-Reading World: The Review of Reviews*, in: Joanne Shattock (Hg.): *Journalism and the Periodical Press in Nineteenth-Century Britain*. Cambridge 2017, S. 281–298.

Anhang

Untersuchungskorpus Städte des British Empire (außerhalb Großbritanniens), auf Basis von *Gale 19th Century UK Periodicals und ProQuest British Periodicals Collection*.

Bombay, in: *All the Year Round* 11 (14. April 1894), S. 350–355.

Calcutta, in: *Saturday Review of Politics, Literature, Science and Art* 19 (29. April 1865), S. 506–508.

The City of Calcutta, in: *The Friend of India* 6 (11. Juni 1840), S. 369.

The City of Calcutta, in: *Illustrated Missionary News* 122 (1. Februar 1876), S. 18.

The City of Lahore, in: *Church Missionary Gleaner* 11 (1. Mai 1884), S. 54.

The Cities are Full of Pride, in: *The New Zealand Graphic and Ladies Journal* 20 (11. Juni 1898), S. 722.

Delhi, in: *The Lady's Newspaper & Pictorial Times* 567 (7. November 1857), S. 300.

Delhi, in: *The Missionary Herald N.S.* 21 (1. September 1858), S. 133–136.

Delhi. Its History, and Its Horrors, in: *Reynold's Miscellany* 19 (31. Oktober 1857), S. 215–216.

Dolman, Frederick: *Cities of the Empire*. Sydney, in: *The Idler* 14 (1899), S. 718–729.

Dolman, Frederick: *Cities of the Empire*. Melbourne, in: *The Idler* 15 (1899), S. 15–23.

Dolman, Frederick: *Cities of the Empire*. Wellington, in: *The Idler* 15 (1899), S. 166–174.

Dolman, Frederick: *Cities of the Empire*. Cape Town, in: *The Idler* 15 (1899), S. 383–390.

Dolman, Frederick: *Cities of the Empire*. Montreal, in: *The Idler* 15 (1899), S. 467–474.

An Englishman's First Impressions of Cape Town, in: Cape Monthly Magazine 5 (July 1872), S. 57.

The Fall of Delhi, in: John Bull 37 (9. November 1857), S. 712–713.

Forrest, G. W.: Calcutta: Past and Present, in Pall Mall Magazine 8 (Januar 1896), S. 93–112.

Forrest, G. W.: Delhi. Past and Present. Pall Mall Magazine 21 (1900), S. 233–246.

Glimpes of Delhi and Its Interiors, in: Leisure Hour 7 (21. Januar 1858), S. 38–43.

The Growth of Cities, in: The English Illustrated Magazine 190 (1899), S. 361–372.

Hatton, Joseph: The Future of Canada, in: Tinsleys' Magazine 21 (1877), S. 29–34.

Hong Kong, in: The Lady's Newspaper & Pictorial Times 643 (23 April 1859), S. 269.

Hong-Kong, in: Pictorial Missionary News 24 (2. Dezember 1867), S. 142.

The Improvement of Bombay, in: The Friend of India 77 (3. Februar 1898), S. 20.

Mackenzie, W. C.: Some Phases of Australian City Life, in: Good Words 40 (1899), S. 780–784.

Mr. Martin's Official Report on the Medical Topography and Climate of Calcutta, in: The Friend of India, 6 (5. März 1840), S. 149.

Railing, George: The Cape in Time of War, in: Good Words 41 (1900), S. 374–383.

Rouse, L. M.: A Street in Bombay, in: Missionary Herald (1. Mai 1884), S. 193–195.

Saturday Night in the City, in: Melbourne Punch 92 (24. May 1900).

Simpson, William: Imperial Delhi and the English Raj, in: Fraser's Magazine 15 (März 1877), S. 285–297.

Singapore, and the Other British Settlements in the Straits of Malacca, in: The London Saturday Journal 3 (1840), S. 75–78.

Singapore, or Sincapore, in: Penny Magazine 11 (1842), S. 140–143.

Smith, George: Calcutta and Our Bengal Mission, in: Home and Foreign Missionary Record for the Free Church of Scotland (April 1897), S. 88–89.

Symington, A. M.: Bombay or Western India, in: Free Church Monthly 39 (2. März 1885), S. 69–73.

Takings from the Empire City, in: The New Zealand Graphic and Ladies Journal 14 (Februar 1895), S. 182.

Turner, Henry G.: Our Sister Cities, in: Australian Monthly Magazine 35 (1. Juli 1884).

Lightning Development of Cities, in: Queensland Punch 8 (20. November 1886), S. 757.

Weeks, Edwin L.: Lahore and the Punjaub, in: Harper's New Monthly Magazine 89 (1. Juni 1894), S. 651.

W.S.: New South Africa, in: Leisure Hour (März 1896), S. 326–330.

Block 2

Visualisierung des Imperialen

Imperium wider Willen? – Visuelle Darstellungen der USA als Kolonialmacht um 1900

Elisabeth PILLER

All the world thinks of the United States to-day as an empire, except the people of the United States. We shrink from the word empire, and insist that it should not be used to describe the dominion we exercise from Alaska to the Philippines, from Cuba to Panama, and beyond.¹

Mit diesen Worten beschrieb der bekannte amerikanische Publizist Walter Lippmann bereits 1927 die Konturen des amerikanischen Imperiums als eines, das sich selbst nicht als solches verstand, ja, gar keines sein wollte. Nicht- oder antiimperiale Vorstellungen der Vereinigten Staaten haben eine lange Tradition. Seit dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg im späten 18. Jahrhundert ist vielen Amerikanern die Vorstellung eines Imperiums, zumindest eines europäischen Façon, zuwider. Nur wenige Monate vor dem Beginn des Irakkrieges 2003, eines Krieges also, der seinen Kritikern als imperialistische Handlung *par excellence* erschien, stellte der amerikanische Präsident George W. Bush im Juni 2002 klar, Amerika habe „no empire to extend or utopia to establish.“² Ähnliche Aussagen finden sich zuhauf sowohl von republikanischer als auch von demokratischer Seite. Gleichwohl ist die historische Entwicklung der Vereinigten Staaten geprägt von einem außerordentlichen Expansionsdrang. Sie umfasst die Unterwerfung und Durchherrschaft weiterer Teile des nordamerikanischen Kontinents seit dem 17. Jahrhundert, die gewaltsame Besetzung und Verwaltung des vormals spanischen Kolonialreichs in der Karibik und im Pazifik nach 1898 und die Ausübung wirtschaftlicher, militärischer und kultureller Hegemonie seit spätestens Mitte des 20. Jahrhunderts. Noch heute sind die Vereinigten Staaten die einzige Nation, die durch mehr als 800 Militärstützpunkte weltweit militärisch präsent ist und die das Überleben von Staaten wie Israel, Süd-Korea oder Taiwan zu garantieren vermag.³

Wie aber lässt sich erklären, dass die Vereinigten Staaten bereits seit mehr als einem Jahrhundert in allen Erdteilen präsent sind, sich aber nicht als imperiale Macht verstehen? Eine Erklärung liegt sicher in der gängigen und einem engen Imperiumsverständnis verpflichteten Vorstellung, wie ein Imperium typischerweise auszusehen habe. Nach dieser Logik spricht allein der Mangel an in ‚imperialem Rot‘ eingefärbten Besitzungen die Vereinigten Staaten von jedem imperialen Verdacht frei. Hinzu kommt das exceptionalistische Selbstverständnis der USA, das lange dazu führte, dass die territoriale Expansion gen Westen als ein Prozess der wirtschaftlichen Durchdringung und benevolenten Assimilierung, nicht aber der Kolonisierung verstanden

¹ Walter Lippmann: America as an Empire. Some Observations on Our Participation in Mexican and Nicaraguan Affairs, Vanity Fair (April 1927), S. 47.

² President Bush Delivers Graduation Speech at West Point, 1. Juni 2002, URL <<https://georgewbush-whitehouse.archives.gov/news/releases/2002/06/20020601-3.html>>.

³ Michael Ignatieff: Empire Lite, Prospect Magazine, 20. Februar 2003, URL: <<https://www.prospectmagazine.co.uk/magazine/empirelite>>.

wurde. Der Historiker William A. Williams beschrieb diese amerikanische Haltung einst als „imperial anticolonialism.“⁴ Kristin Hoganson und Jay Sexton bescheinigen den Vereinigten Staaten einen „persistent case of empire denial“.⁵

Hingegen besteht in der wissenschaftlichen Forschung kaum Zweifel an den imperialen Grundzügen US-amerikanischer Geschichte und Gegenwart.⁶ Forschungen zur imperialen Geschichte der USA haben seit Jahrzehnten Konjunktur und seit den Anschlägen auf das World Trade Center vom 11. September 2001 hat das (populär-)wissenschaftliche Interesse am amerikanischen Imperium noch deutlich zugenommen.⁷ Bereits in den 1960er Jahren hatte sich die einflussreiche *Wisconsin School* mit dem ‚informellen‘ amerikanischen Imperium beschäftigt und die wirtschaftliche und kulturelle Durchdringung anderer Weltregionen (Südamerika, China, Europa) als genuin amerikanischen ‚way of empire‘ identifiziert, der es den Vereinigten Staaten erlaubte, sich globalen Einfluss zu sichern ohne sich aber mit den (auch moralischen) Unannehmlichkeiten eines Kolonialreiches belasten zu müssen.⁸ Die neuere Forschung hat sich indes besonders mit den formelleren und unmittelbaren Aspekten der US-Herrschaftsausübung (etwa der Kolonialverwaltung auf den Philippinen) und mit der weltweiten amerikanischen Präsenz durch (quasi-)koloniale Besitzungen wie Militärstützpunkte beschäftigt.⁹ Besonders auffällig ist das Bemühen dieser neueren Studien die amerikanische Expansion in ihren trans-imperialen Bezügen zu verstehen und durch vergleichende und transnationale Arbeiten an der imperialen Sonderstellung der USA zu rütteln.¹⁰ Ihr Ziel ist, wie es unlängst Andrew Priest formulierte, „to comprehend the ways in which the United States was born of

⁴ William A. Williams: *The Tragedy of American Diplomacy*, New York 1962, S. 50.

⁵ Kristin L. Hoganson/Jay Sexton: Introduction, in: dies. (Hg.): *Crossing Empires. Taking U.S. History into Transimperial Terrain*, Durham 2020, S. 1–22, S. 5; auch: Ian Tyrrell: *Empire of Denial: American Empire, Past, Present and Future*, 08. Oktober 2008, URL: <<https://iantyrrell.wordpress.com/empire-of-denial-american-empire-past-present-and-future/>>.

⁶ Vgl. hierzu den hervorragenden Aufsatz von Michael Hochgeschwender: *Die USA – ein Imperium im Widerspruch*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 3 (2006), S. 55–76.

⁷ Eine Suche nach ‚American empire‘ auf Google Book Ngram Viewer zeigt einen steilen Anstieg nach 2001; M. Michaela Hampf führt den Anstieg auf die „Situation der Unipolarität“ nach dem Kalten Krieg zurück: M. Michaela Hampf: *Empire of Liberty. Die Vereinigten Staaten von der Reconstruction zum Spanisch-Amerikanischen Krieg*, Berlin 2021, S. 14.

⁸ Seit den 1980ern wird das Konzept mehr oder minder erfolgreich auch auf das transatlantische Verhältnis angewandt. Geir Lundestad spricht von einem empire by invitation und Victoria de Grazia vom unwiderstehlichen Imperium amerikanischer Konsumkultur, siehe: Geir Lundestad: „Empire by Invitation“ in the American Century, in: *Diplomatic History* 23 (1999), S. 189–217; Victoria de Grazia: *Irresistible Empire. America’s Advance Through the 20th Century*, Cambridge MA 2006.

⁹ Mary A. Renda: *Taking Haiti. Military Occupation & the Culture of U.S. Imperialism, 1915–1940*, Chapel Hill 2001; Rebecca Herman: *Cooperating with the Colossus: A Social and Political History of US Military Bases in World War II Latin America*, New York 2022; Daniel Immerwahr: *How to Hide an Empire. A History of the Greater United States*, New York, 2019; David Vine: *Base Nation: How U.S. Military Bases Abroad Harm America and the World*, New York 2015.

¹⁰ Mit A.G. Hopkins: *American Empire. A Global History*, Princeton 2018, liegt erstmals ein umfangreiches globalhistorisches Überblickswerk vor; siehe auch Paul Kramer: *Empires, Exceptions, and Anglo-Saxons: Race and Rule between the British and United States Empires, 1880-1910*, in: *Journal of American History* 88 (2002), S. 1315–1353.

empires, surrounded by, and bound up in them.“¹¹ In der Tat geht es einer Generation jüngerer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nicht mehr um die längst beantwortet scheinende Frage, ob die USA ein Imperium waren oder sind, sondern um die außen- wie innenpolitischen Dynamiken, die das amerikanische *empire* prägten.¹² Die imperiale Machtentfaltung der USA veränderte nicht nur ihre kolonialen Besitzungen und Einflussgebiete, sondern auch die Vereinigten Staaten selbst.¹³

Gerade vor dem Hintergrund des großen Forschungsinteresses sind die geringe Sichtbarkeit und die ambivalente Haltung gegenüber dem US-Imperium, wie sie zumindest in der US-amerikanischen Öffentlichkeit weiterhin vorherrschen, erklärungsbedürftig. Kurz: Wie lässt sich erklären, dass die USA zwar ein Imperium sind und waren, sich selbst aber nie als solches verstanden haben? Worin liegt Amerikas „persistent case of empire denial“ begründet?¹⁴

Am aufschlussreichsten hinsichtlich dieser Frage scheint die Zeit um 1898, als die USA zumindest für einige Jahrzehnte ein Kolonialreich im engeren Sinne erwarben und in den Augen amerikanischer und europäischer Zeitgenossen – wie auch der Kolonisierten selbst – den Weg hin zu einer ‚geläufigen‘, d.h. europäischen, Form des kolonialen Imperialismus einzuschlagen schienen. Nach dem amerikanischen Sieg im Spanisch-Amerikanischen Krieg im Sommer 1898 übernahmen die USA nicht nur ehemals spanische Besitzungen wie Kuba, Puerto Rico, Guam und die Philippinen, sondern nutzten auch die Gunst der Stunde, um sich die pazifische Inselgruppe Hawaii einzuverleiben. Dabei übten die Vereinigten Staaten die Herrschaft über ihre neuen Besitzungen (die sie wohlweislich nicht als Kolonien, sondern als Territorien bezeichneten) sehr unterschiedlich aus. Während Kuba bereits 1902 in die – allerdings von den USA kontrollierte – Unabhängigkeit entlassen wurde, wurden die Philippinen in einem blutigen Kolonialkrieg unterworfen und jahrzehntelang einer amerikanischen Kolonialverwaltung unterstellt.¹⁵

¹¹ Andrew Priest: *Designs on Empire. America's Rise to Power in the Age of European Imperialism*, New York 2021, S. 7; Julian Go: *Patterns of Empire. The British and American Empires, 1688 to the Present*, Cambridge 2011.

¹² Paul A. Kramer: *Power and Connection: Imperial Histories of the United States in the World*, in: *The American Historical Review* 116 (2011), S. 1348–1391.

¹³ Amy Kaplan: *The Anarchy of Empire in the Making of U.S. Culture*, Cambridge MA 2002; Paul A. Kramer: *The Blood of Government: Race, Empire, the United States and the Philippines*, Chapel Hill 2006, S. 2 argumentiert wie folgt: „race made empire and empire remade ‘race’ at home“; April Merleaux: *Sugar and Civilization. American Empire and the Cultural Politics of Sweetness*, Chapel Hill 2015; Alfred W. McCoy/Francisco A. Scarano (Hg.): *The Colonial Crucible: Empire in the Making of the Modern American State*, Madison 2009; Alfred McCoy: *Policing America's Empire: The United States, the Philippines, and the Rise of the Surveillance State*, Madison 2009; Kristin Hoganson, eine ausgewiesene Empire-Expertin, befasst sich in einem ihrer Bücher mit den Einflüssen einer imperial geprägten Welt auf die Lebenswirklichkeit und Vorstellungswelt der amerikanischen Mittelschichten, Kristin Hoganson: *Consumers' Imperium. The Global Production of American Domesticity, 1865–1920*, Chapel Hill 2007; hervorragend auch dies.: *Inposts of Empire*, in: *Diplomatic History* 45 (2021), S. 1–22.

¹⁴ Hoganson/Sexton: *Introduction*, S. 5; auch Tyrrell: *Empire of Denial*.

¹⁵ Der Krieg wurde im Juli 1902 von Theodore Roosevelt offiziell für beendet erklärt, aber schwelte noch bis 1913; Standardwerke: Stuart Creighton Miller: *Benevolent Assimilation: The American Conquest of the Philippines, 1899–1903*, New Haven 1982; Stanley Karnow: *In Our Image: America's Empire in the Philippines*, New York, 1989; Kramer: *The Blood of Government*.

Wie aber wurde der Widerspruch von traditionell anti-imperialistischer Haltung und imperialistischer Gegenwart der USA um die Jahrhundertwende verhandelt? Wie wurde die Kolonisierung überseeischer Gebiete gerechtfertigt und wie fiel das amerikanische Kolonialreich schließlich einer imperialen Amnesie anheim? Dieser Aufsatz nähert sich diesen Fragen anhand zeitgenössischer Visualisierungen des Imperialen. Ausgehend von der weiten Verbreitung und der offensichtlichen Wirkmacht von Bildinhalten um 1900 beschäftigt er sich mit der Frage, wie der amerikanische Aufstieg zur Kolonialmacht visuell verstanden, legitimiert und kritisiert wurde.¹⁶ Als Quellengrundlage dienen dabei Darstellungen aus den drei führenden illustrierten (Satire-)Zeitschriften der Zeit, *Puck*, *Judge* und *Life*, die den politischen Diskurs maßgeblich beeinflussten.

DIE AMERIKANISCHE PRESSE AM VORABEND DES SPANISCH-AMERIKANISCHEN KRIEGES

Die folgende Untersuchung erfordert zunächst einen kurzen Überblick über die amerikanische Presselandschaft am Vorabend des Spanisch-Amerikanischen Krieges. Diese befand sich Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Aufkommen der Massenpresse und des reißerischen *yellow journalism* im Umbruch. Amerikanische Pressemagnaten wie William Randolph Hearst und Joseph Pulitzer in New York buhlten mit sensationslüsterner Berichterstattung um Auflagen und Anzeigen und bedienten sich dabei nicht nur lokaler, sondern zunehmend auch weltpolitischer Themen. Absprachen zwischen Nachrichtenagenturen, einschließlich der amerikanischen *Associated Press* und *United Press*, begünstigten die schnelle Verbreitung von Nachrichten weltweit, die in den USA – auch durch die vermehrte amerikanische Reise-, Missions- und Handelstätigkeit – auf eine ebenso interessierte, wie leicht erregbare Öffentlichkeit trafen.¹⁷ Bereits seit dem amerikanischen Bürgerkrieg (1861-1865) hatten europäische imperiale Krisen die Amerikaner immer wieder dazu veranlasst, ihre eigenen weltpolitischen Ansprüche (nicht zuletzt in Südamerika) öffentlich zu diskutieren.¹⁸ Der Einfluss einer weltpolitisch interessierten amerikanischen Öffentlichkeit, die die westliche Hemisphäre als ureigenes amerikanisches Interessengebiet verstand, wurde im Jahrzehnt vor dem Spanisch-Amerikanischen Krieg immer deutlicher (z.B. 1895 in der ersten Venezuelakrise).¹⁹ James Bryce, der langjährige britische Bot-

¹⁶ Richard Scully/Andrekos Varnava: Introduction: the importance of cartoons, caricature, and satirical art in imperial contexts, in: dies. (Hg.): *Comic Empires. Imperialism in cartoons, caricature and satirical art*, Manchester 2020, S. 1–27; vgl. hierzu auch den sehr guten Aufsatz von Bonnie Miller, der sich den Karikaturisten des *Minneapolis Journal* und der *Denver Post* widmet. Bonnie Miller: *The Image-Makers' Arsenal in an Age of War and Empire, 1898–1899: A Cartoon Essay*, in: *Journal of American Studies* 45 (2011), S. 53–75.

¹⁷ Siehe hierzu Frank Ninkovich: *The United States and Imperialism*, Malden MA 2001, S. 14; Ian Tyrell: *Reforming the World. The Creation of America's Moral Empire*, Princeton 2010; Christopher Endy: *Travel and Power. Americans in Europe, 1890–1917*, in: *Diplomatic History* 22 (1998), S. 565–594.

¹⁸ Das ist das zentrale Argument von Andrew Priest: *Designs on Empire*.

¹⁹ Eine berühmte Visualisierung des Konflikts: „Give it another twist, Grover - we're all with you!“, *Puck*, 8. Januar 1896 [J. S. Pughe].

schafter in Washington und ein ausgewiesener Amerikakenner, charakterisierte die öffentliche Meinung in den USA als „the great source of power, the master of servants who tremble before it.“²⁰

Die zunehmende Visualisierung von Inhalten – die Forschung spricht in diesem Zusammenhang gar von einer Bildexplosion – war ein wichtiger Aspekt dieser entstehenden Massenpresse. Die Wendung an breitere Schichten und die Verbesserung und Verbilligung des Grafikdrucks führten zu einem deutlichen Anstieg von Fotografien und Farblithographien in Druckerzeugnissen des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Die drei hier zu untersuchenden und vornehmlich auf Bildinhalten beruhenden Zeitschriften *Puck* (1876-1918), *Judge* (1881-1947) und *Life* (1883-2000) waren Teil dieser „ikonographischen Revolution“ (Neil Harris).²¹ Stilbildend war die *Puck*, die 1876 als satirische Zeitschrift nach europäischem Vorbild (*Punch* in London, *Kladderadatsch* in Berlin oder *Kikeriki* in Wien) gegründet wurde und innerhalb weniger Jahre zur wichtigsten politisch-satirischen Zeitschrift der Vereinigten Staaten avancierte. Durch ebenso opulente wie bitterböse Farblithographien vertrat *Puck* eine der demokratischen Partei nahestehende politische und soziale Reformagenda, die sich u.a. gegen politische Korruption und Kartellbildung wandte. Ihre Blütezeit erlebte *Puck* ab Mitte der 1880er Jahre mit sensationellen Auflagezahlen um die 125.000.²² *Pucks* Erfolg rief innerhalb weniger Jahre zwei Konkurrenzprodukte hervor, nämlich die eher republikanisch eingestellte *Judge* (1881) und *Life* (1883). Wie *Puck* setzten beide vor allem auf politische Karikaturen und Bildinhalte. Und wie *Puck* bestach auch *Judge* durch prachtvolle, zum Teil doppelseitige Farblithographien, die in ihrer Ausdruckskraft und ihrem Detailreichtum alle bisherigen Drucke in den Schatten stellten. *Life* hingegen reüssierte mit aufwändigen Schwarz-Weiß-Drucken, bevor sie in den 1930er Jahren für ihren Fotojournalismus berühmt wurde. Historiker schätzen die Auflagezahlen von *Puck* und *Judge* um 1898 auf je etwa 100.000, was ihren tatsächlichen Einfluss allerdings nur unzureichend wiedergibt. Ihre Lithographien wurden von Hand zu Hand gereicht und in politisch interessierten Kreisen lebhaft diskutiert – sowie gelegentlich verboten.²³ Stephen Hess bezeichnet den politischen Einfluss der *Puck* um die Jahrhundertwende als „greater than all newspapers combined.“²⁴

²⁰ James Bryce: *The American Commonwealth*, Philadelphia 1906 [orig. Indianapolis 1888], S. 258.

²¹ Neil Harris: *Iconography and Intellectual History: The Halftone Effect*, in: John Higham/Paul Conkin (Hg.): *New Directions in American Intellectual History*, Baltimore 1979; wichtig waren auch stereographische Bilder, die, so Fowles, zu „building blocks of Americans' new non-local visible world“ wurden, siehe Jib Fowles: *Stereography and the Standardization of Vision*, in: *Journal of American Culture* 17 (1994), S. 89–93.

²² Michael Alexander Kahn/Richard Samuel West: *The Story of Puck. America's First and Most Influential Magazine of Color Political Cartoons*, San Diego 2014, S. 14.

²³ Diese Zahlen sind Schätzungen nach Bonnie Miller: *From Liberation to Conquest. The Visual and Popular Cultures of The Spanish-American War of 1898*, Amherst 2011, S. 261–262.

²⁴ Stephen Hess/Sandry Northrop: *Drawn & Quartered: The History of American Political Cartoon*. Montgomery 1996, S. 65–66, zitiert nach Abe Ignacio u. a.: *The Forbidden Book: The Philippine-American War in Political Cartoons*, San Francisco 2004, S. 3.

Doch welche Rolle spielten diese Zeitschriften bei der Visualisierung des Imperialen? Wie illustrierten sie die amerikanische Debatte über den Spanisch-Amerikanischen Krieg und die Schaffung eines amerikanischen Kolonialreiches?

PUCK, JUDGE UND *LIFE* UND DIE VISUALISIERUNG DES IMPERIALEN

Für die Jahrhundertwende lässt sich allgemein eine hohe Sichtbarkeit des US-Imperiums in Schrift *und* Bild attestieren. Viele Amerikaner begannen ihr Land als imperiale Macht zu begreifen und begrüßten diese Entwicklung oft ausdrücklich. Allerdings hatte auch der amerikanische Anti-Imperialismus eine lange Tradition und zeigte sich besonders nach dem Spanisch-Amerikanischen Krieg mit neuer Schärfe.²⁵ Im Folgenden sollen *Puck*, *Judge* und *Life* auf ihre pro- wie auch anti-imperialistischen Aussagen hin untersucht werden. Dabei sollen wiederkehrende Bildmotive und ihre Bedeutung für die öffentliche Zustimmung zum amerikanischen Eingreifen im Spanisch-Amerikanischen Krieg und zum Erwerb eines Kolonialreiches herausgearbeitet werden.

Generell hat sich die Forschung intensiv mit der Rolle der amerikanischen Presse am Vorabend des Spanisch-Amerikanischen Krieges auseinandergesetzt und die Beteiligung der USA am Spanisch-Amerikanischen Krieg lange als Produkt zeitgenössischer Medienlogiken verstanden.²⁶ Seit den 1860er Jahren hatte sich auf Kuba eine aktive Unabhängigkeitsbewegung herausgebildet, deren Guerillataktik die spanische Kolonialmacht in den 1890er Jahren zu immer schärferem Vorgehen zwang. 1896 setzte die spanische Krone mit General Valeriano Weyler y Nicolau einen Hardliner als Gouverneur Kubas ein, der den kubanischen Guerillakrieg durch die Konzentration (reconcentrado-Politik) der Zivilbevölkerung in Lager zu beenden suchte. In Verbindung mit dem Guerillakrieg selbst führten diese spanischen Maßnahmen zu Hungersnöten und Epidemien und kosteten bis zu 170.000 kubanischen Zivilisten das Leben.²⁷ Obwohl die kubanische Unabhängigkeitsbewegung in den USA enorme Sympathien genoss, schloss US-Präsident Grover Cleveland ein amerikanisches Eingreifen zunächst aus und gab noch 1895 eine Neutralitätserklärung in diesem Sinne ab.²⁸ Im Gegensatz zur offiziellen Neutralität stand jedoch die amerikanische Presse, die den Vorgängen auf Kuba und insbesondere dem brutalen Vorgehen der spanischen Kolonialmacht breiten Raum gab und, teilweise der Gräuelpropaganda der exilkubanischen Junta folgend, eine Spirale immer dramatischerer Berichterstattung in Gang setzte.²⁹ Nach dem zu Unrecht Spanien angelasteten Untergang des amerikani-

²⁵ Charles Quince: Resistance to the Spanish-American and Philippine Wars. Anti-Imperialism and the Role of the Press, 1895–1902, Jefferson 2017.

²⁶ Ninkovich: The United States and Imperialism, S. 26.

²⁷ John Lawrence Tone: War and Genocide in Cuba, 1895–1898, Chapel Hill 2006, S. 223.

²⁸ Grover Cleveland: Declaration of US Neutrality, 12. Juni 1895, URL: <<https://millercenter.org/the-presidency/presidential-speeches/june-12-1895-declaration-us-neutrality>>.

²⁹ George W. Auxier: The Propaganda Activities of the Cuban Junta in Precipitating the Spanish-American War,

schen Kriegsschiffes USS *Maine* im Hafen von Havanna im Februar 1898 kam es zu einer beispiellosen Medienkampagne.³⁰ Unter dem Slogan ‚Remember the Maine‘ forderte die US-Presse ein sofortiges amerikanisches Eingreifen gegen Spanien und für die kubanische Unabhängigkeit. Diese Forderungen gipfelten Ende April 1898 in der Kriegserklärung durch den US-Kongress. Auch wenn die Forschung heute eine Reihe weiterer Faktoren wie Männlichkeits- und Ehrvorstellungen, die Folgen der Rezession von 1893 und das Streben nach amerikanischer Weltgeltung als Kriegsursachen benennt, kam der amerikanischen Presse zweifelsohne eine kriegstreibende Rolle zu.³¹

AUF DEM WEG ZUM IMPERIUM: DER SPANISCH-AMERIKANISCHE KRIEG ALS HUMANITÄRE INTERVENTION

In diesem Zusammenhang spielten Visualisierungen eine bedeutende Rolle. Insbesondere bereiteten sie schon seit etwa Mitte der 1890er Jahre den Boden für das spätere amerikanische Verständnis des Spanisch-Amerikanischen Kriegs als *humanitäre* Intervention.³² Diese prominente humanitäre Dimension wird bereits im Juni 1896 in einem Titelbild der *Puck* (Abb. 10) deutlich. Die Lithographie stellt die Situation auf Kuba einem Bühnenstück gleich als *Cuban Melodrama* dar. Spanien wird dabei die Rolle des finsternen Bösewichts zugewiesen, während Kuba (als junge Frau dargestellt) das hilflose Opfer und *Uncle Sam* den tapferen Helden gibt. Die Darstellung greift dabei Rollenzuschreibungen auf, wie sie nicht nur in literarischen Werken, sondern auch in humanitären Diskursen üblich sind. Der Experte für Menschenrechtsdiskurse Makau Matua beispielsweise hält eine narrative Dreiteilung in *savage-savior-victim* (in diesem Fall also Spanien, USA und Kuba) für eine unabdingbare Voraussetzung erfolgreicher humanitärer Mobilisierung.³³ Die sexualisierte Darstellung Kubas mit offenen Haaren und die offensichtlich sinisternen Absichten Spaniens unterstreichen visuell noch die Unrechtmäßigkeit spanischer Herrschaft und evozieren eine natürliche amerikanische Schutzfunktion. Die Bildunterschrift warnt dementsprechend vor einer von Spanien provozierten amerikanischen Intervention auf Kuba. Zugleich nimmt die Zeichnung aber auch die sensationelle amerikanische Berichterstattung aufs Korn, indem sie die Situation einem Bühnenstück gleichsetzt. Zwar stellt sie den humanitären Imperativ der Verhältnisse auf Kuba bildlich bestechend dar, aber sie lässt

1895–1898, in: *The Hispanic American Historical Review* 19 (1939), S. 286–305.

³⁰ Dana Wegner: *New Interpretations of How the USS Maine Was Lost*, in: E. J. Marolda (Hg.): *Theodore Roosevelt, the U.S. Navy, and the Spanish-American War*, New York 2001, S. 7–17.

³¹ Hierzu Kristin Hoganson: *Fighting for American Manhood. How Gender Politics Provoked the Spanish-American and Philippine-American Wars*, Yale 1998; Miller: *From Liberation to Conquest*, S. 5, 10–13, 258; dass auch die US-Regierung unter McKinley eine große Rolle spielte und sich der Presse gezielt bediente zeigt Susan Brewer: *Selling Empire: American Propaganda and War in the Philippines*, in: *The Asia-Pacific Journal* 11 (2013), S. 1–26.

³² Mike Sewell: *Humanitarian intervention, democracy, and imperialism: The American war with Spain, 1898, and after*, in: Brendan Simms/D. J. B. Trim (Hg.): *Humanitarian Intervention. A History*, Cambridge 2011, S. 303–322.

³³ Makau Mutua: *Victims, and Saviors: The Metaphor of Human Rights*, in: *Harvard International Law Journal* 42 (2001), S. 201–245.

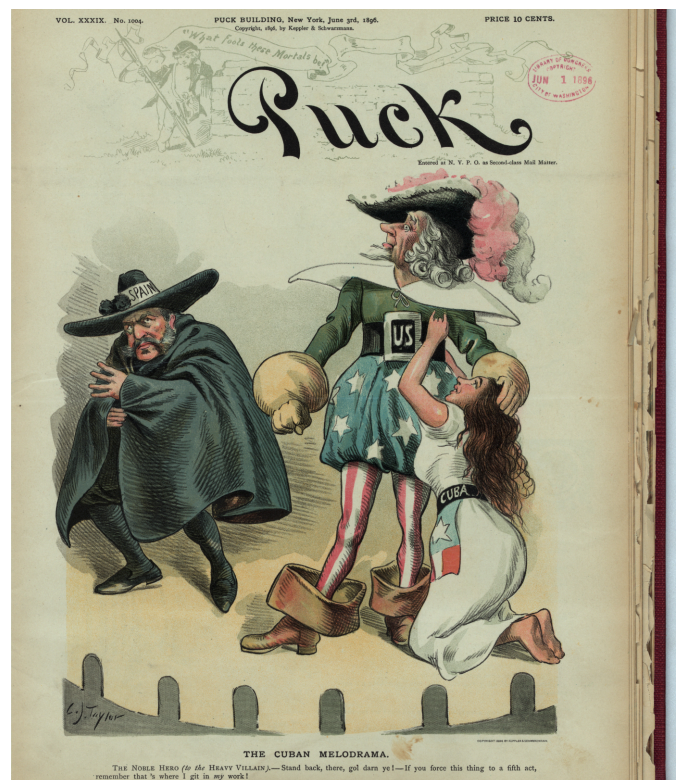


Abbildung 10: The Cuban Melodrama. The Noble Hero (to the Heavy Villain)—Stand back, there, gol darn ye!—If you force this thing to a fifth act, remember that’s where I git in my work! *Puck*, 3. Juni 1896 [C.J. Taylor].

auch – zu diesem frühen Zeitpunkt jedenfalls – eine kritische Distanz und (durch den perplexen Gesichtsausdruck *Uncle Sams*) eine gewisse amerikanische Unschlüssigkeit erkennen.

Ähnliche Motive finden sich auch in einer Abbildung der *Judge* vom Juni 1897 (Abb. 11). Eindrücklich werden hier die brutale spanische Reaktion auf die kubanischen Unabhängigkeitsbestrebungen und verschiedene die Tagespresse beherrschende Topoi wiedergegeben: die standrechtliche Erschießung kubanischer Kriegsgefangener, die Verletzung der Rot-Kreuz-Prinzipien und die *reconcentrado* kubanischer Zivilisten.³⁴ Die kubanische Bevölkerung ist im Vordergrund als versehrtes und durch die spanische Gewaltherrschaft in Ketten gelegtes Kind dargestellt, das sich vergebens gen einer freiheitsverheißenden und zugewandten amerikanischen Öffentlichkeit (*Columbia*) streckt. Allerdings steht *Uncle Sam* (also die US-Regierung) dem brutalen Treiben noch untätig und durch die Neutralität Präsident Cleverlands an Händen und Füßen gefesselt gegenüber. Die Abbildung bietet also eine klare Visualisierung spanischer Gewalt, die als exzessiv, unzeitgemäß und letztlich illegitim dargestellt wird. Unterstrichen wird diese Deutung noch durch die Infantilisierung der kubanischen Bevölkerung. Rein visuell gerät das spanische Einschreiten gegen die kubanische Unabhängigkeitsbewegung so zu einem Ver-

³⁴ Auch „As the old Spanish throne topples, up goes the Cuban flag of independence“, *Judge*, 23. Oktober 1897 [Grant E. Hamilton].

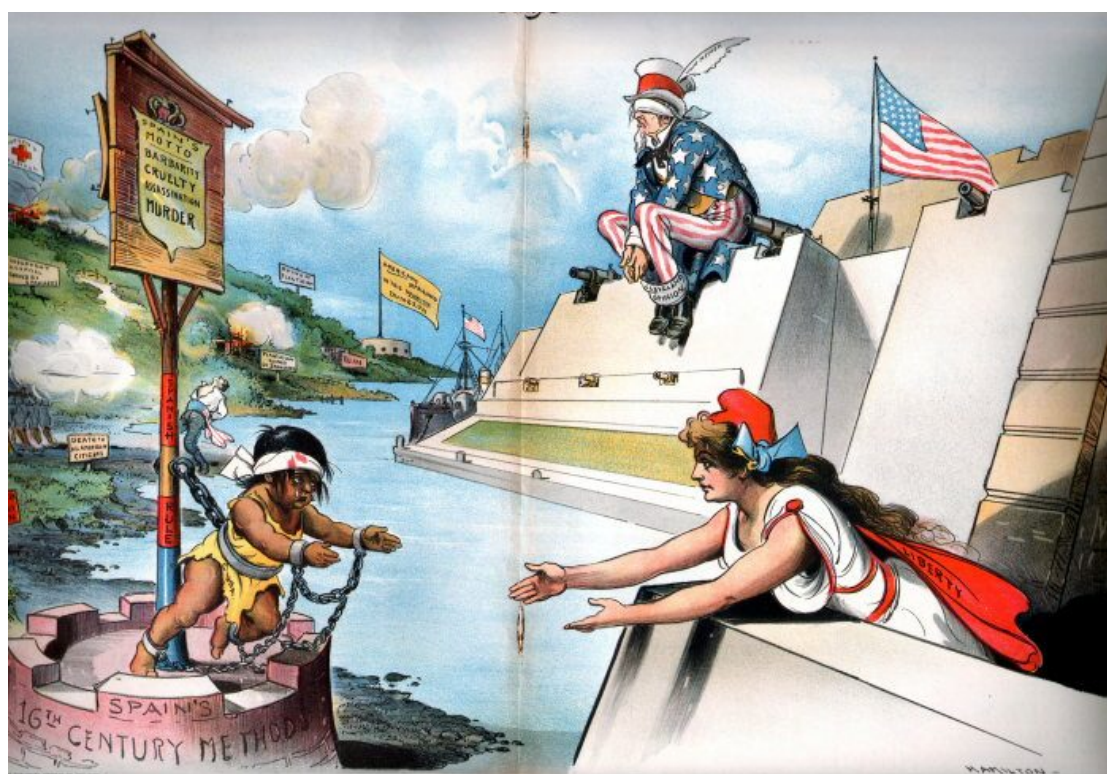


Abbildung 11: Liberty Calls Cuba. Uncle Sam is Bound Hand and Foot—While our civilization demands justice be done the people of Cuba, *Judge*, 6. Februar, 1897 [Grant E. Hamilton].

nichtungskrieg gegen Frauen und Kinder. Dem spanischen Machtmissbrauch steht jedoch eine US-Regierung gegenüber, die von den eigenen Machtmitteln (ankerndes Kriegsschiff) keinen Gebrauch macht und damit weder den moralischen Imperativen der Situation noch auch der Haltung der amerikanischen Öffentlichkeit (*Columbia*) gerecht wird. Der Zeichnung wohnt somit auch eine klare Handlungsaufforderung inne: aus der humanitären Logik der Situation und der offensichtlichen Sympathie der amerikanischen Öffentlichkeit – nicht aus territorialen Interessen – wird einer Intervention der USA visuell der Weg gebnet.

Diese Bildlogiken und Erklärungsmuster setzten sich während des nur zehn Wochen währenden Spanisch-Amerikanischen Krieges nahtlos fort. Mit der Kriegserklärung am 25. April 1898 hatte der US-Kongress auch das Teller-Amendment verabschiedet, das eine Annexion Kubas ausschloss und die uneigennützigen Ziele der USA unterstreichen sollte.³⁵ Eine Lithographie aus der Feder Victor Gillams, einem der bekanntesten Illustratoren seiner Zeit, die im Mai 1898 in der *Judge* erschien (Abb. 12), zeigt das Zusammenspiel der zwei für den amerikanischen Kriegseintritt zentralen Legitimationsmuster. Im Bildmittelpunkt steht ein empörter *Uncle Sam* vor einem aufgeklappten Fotoalbum, welches Photographien der sinkenden *Maine* (links) und der hungernden kubanischen Bevölkerung (rechts) enthält. Zwei Wochen nach

³⁵ Allerdings ging es auch um Zuckerzölle, die bei einer Annexion Kubas weggefallen wären.

Kriegsbeginn erinnerte die Darstellung noch einmal an die ebenso defensiven wie humanitären Beweggründe der USA.

Diese Visualisierungen entsprachen im Wesentlichen der US-Presseberichterstattung, welche die spanische Grausamkeit und das kubanische Elend beschrieb und daraus eine amerikanische „responsibility to protect“ ableitete.³⁶ Es wäre aber falsch diese Visualisierungen lediglich als *Ausdruck* der öffentlichen (oder zumindest veröffentlichten) Meinung zu sehen. Wie neuere Forschungen zeigen, tragen gerade visuelle Darstellungen wesentlich dazu bei, entferntes Leid für weite Kreise begreif- und erfahrbar zu machen.³⁷ Die Darstellung leidender Körper weckt Mitgefühl und Handlungsbereitschaft, wie es das geschriebene Wort nicht in ähnlich unmittelbarer Weise vermag. Das gilt umso mehr für das ausgehende 19. Jahrhundert, als sich die humanitäre Photographie durch technische Neuerungen – insbesondere die Einführung der Handkamera 1888 – stark professionalisierte und ein Jahrzehnt ausgeprägten humanitären Engagements der USA einläutete.³⁸ Die Visualisierung menschlichen Leidens und die vermeintliche Authentizität photographischer Bilder ermöglichten es der Presse, globale Notlagen zu popularisieren, zu dramatisieren (und zu vulgarisieren) und gleichzeitig unmittelbar und persönlich bedeutsam erscheinen zu lassen.³⁹ Die Vermischung photographischer und lithographischer Elemente in Abb. 10 verkürzte somit Argumentationsketten und schien das Eingreifen einer humanitären Macht nahezu legen. Dabei lag die Bedeutung dieser Visualisierungen nicht zuletzt in der postulierten geographischen Nähe zum Ort des Geschehens. Die etwa 100 Meilen zwischen Kuba und dem amerikanischen Festland schrumpften (etwa in Abb. 9) rein optisch auf nur wenige Meter zusammen und verstärkten so den Handlungsdruck auf ein sich als human begreifendes Amerika. Auch wenn erst das Sinken der *Maine* zur Kriegserklärung führte,⁴⁰ trug diese suggerierte Nähe und die scheinbar authentische Darstellung kubanischen Leidens doch dazu bei, amerikanisches Eingreifen moralisch zu begründen, ja, alternativlos erscheinen zu lassen.

³⁶ Zu diesem kontroversen Konzept und seiner langen Geschichte Manuel Fröhlich: The responsibility to protect: Foundation, transformation, and application of an emerging norm, in: F. Klose (Hg.): The Emergence of Humanitarian Intervention: Ideas and Practice from the Nineteenth Century to the Present, Cambridge 2015, S. 299–330.

³⁷ Heide Fehrenbach/Davide Rodogno: Introduction, in: dies. (Hg.): Humanitarian Photography. A History, Cambridge 2015, S. 4; Heather D. Curtis: Depicting distant suffering: Evangelicals and the Politics of Pictorial Humanitarianism in the age of American empire, in: Material Religion 8 (2012), S. 154–183.

³⁸ Etwa zur Milderung der russischen und indischen Hungersnöte (1891-92, 1896-97) oder der osmanischen Massaker an den Armeniern (1894, 1896), Emily S. Rosenberg: Spreading the American Dream. American Economic and Cultural Expansion, 1890–1945, New York 1982, S. 34; Faszinierend hierzu Margaret Lavinia Anderson: ‚Down in Turkey, far away.‘ Human Rights, the Armenian Massacres, and Orientalism in Wilhelmine Germany, in: The Journal of Modern History 79 (2007), S. 80–111.

³⁹ Kevin Rozario: ‚Delicious Horrors‘: Mass Culture, the Red Cross, and the Appeal of Modern American Humanitarianism, in: American Quarterly 55 (2003), S. 417–455.

⁴⁰ Zu Visualisierungen der *Maine*, Miller: From Liberation to Conquest, S. 55–86.

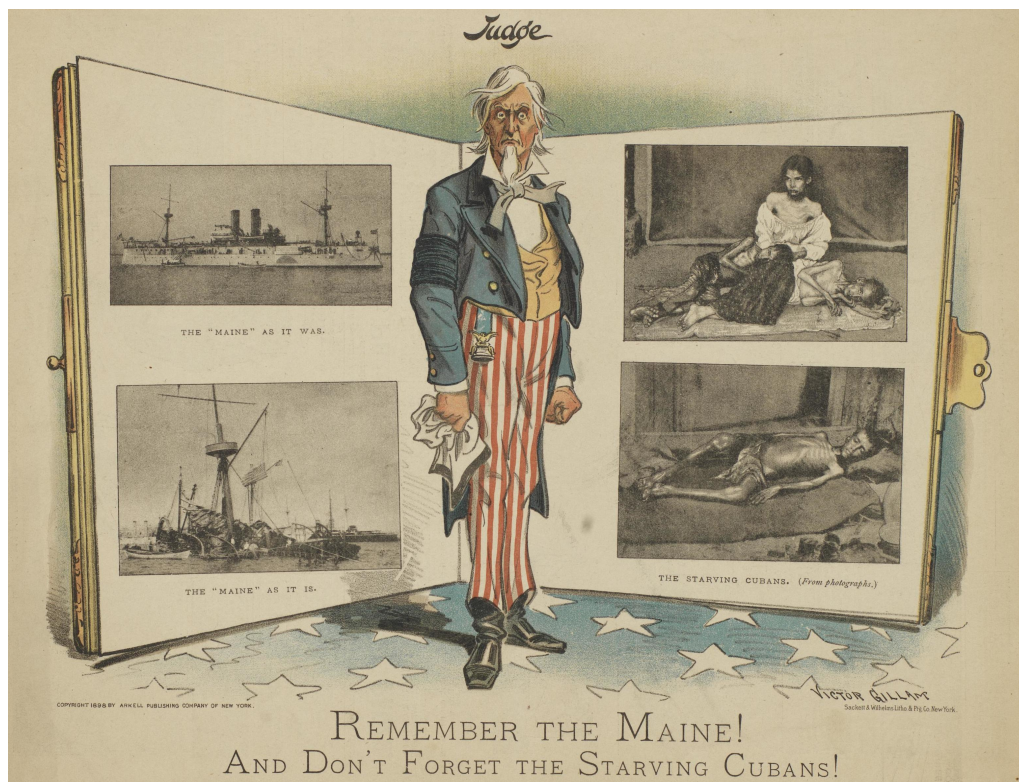


Abbildung 12: Remember the Maine! And Don't Forget the Starving Cubans, *Judge*, 7. Mai 1898 [Victor Gillam].

Diese humanitäre Bildsprache entwickelte ihren größten Einfluss in den USA erst nach dem siegreich beendeten Spanisch-Amerikanischen Krieg, als die amerikanische Öffentlichkeit anfang den weiteren Umgang mit den ehemals spanischen Besitzungen, einschließlich Kubas und den Philippinen, zu diskutieren. Noch im April 1898 hatte die US-Regierung keine klar umrissenen imperialen Interessen verfolgt und die Konfrontation mit Spanien anfänglich nur aus militärstrategischen Gründen auch auf Manila und Puerto Rico ausgeweitet.⁴¹ Umso dränger stellte sich nach dem amerikanischen Sieg die Frage, was nun mit den ehemaligen spanischen Kolonien geschehen sollte. Waren sie reif für die Unabhängigkeit, für die sie nun jahrzehntelang gekämpft hatten (und die noch vor kurzem von der amerikanischen Öffentlichkeit bejubelt worden war), oder sollte es eine Übergangszeit unter amerikanischer Kuratel geben? Die teils erbittert geführte amerikanische Debatte lief schließlich auf letztere Lösung hinaus, wobei das Misstrauen gegenüber anderen imperialistischen Mächten, aber auch die Annahme, die ehemals spanischen Gebiete könnten sich (noch) nicht selbst demokratisch verwalten, den Ausschlag gaben. Besonders im Hinblick auf Guam und die Philippinen spielte auch die Überzeugung eine Rolle, die Zukunft der USA liege im Pazifik und die neuen Besitzungen könnten

⁴¹ Ninkovich: *The United States and Imperialism*, S. 28.

der Erschließung des chinesischen Marktes Vorschub leisten.⁴² Im Pariser Frieden vom Dezember 1898 wurde Kuba von Spanien unabhängig und erhielten die USA Puerto Rico, Guam und die Philippinen. Mit der Ratifizierung des Friedensvertrages Anfang 1899 stiegen die USA nicht nur zur Weltmacht, sondern auch zur Kolonialmacht auf.⁴³

Es liegt auf der Hand, dass diese dramatische Abkehr vom anti-kolonialen Selbstverständnis der USA einer weitreichenden Rechtfertigung bedurfte und auch visuell untermauert werden musste. In der Tat fand schon bald nach dem Krieg eine grundsätzliche Umdeutung der Verhältnisse in den vormals spanischen Besitzungen statt. Ehedem gefeierte Unabhängigkeitskämpfer wurden nun zu einer Bedrohung für die aufzubauende demokratische Ordnung erklärt. Das zeigt sich etwa in Louis Dalrymples Darstellung in der *Puck* vom September 1898 (Abb. 13). Wie schon 1896 beschützt *Uncle Sam* – nun im Kriegsgewand – ein schutzsuchendes *Cuba Libre*, diesmal nicht vor der spanischen Tyrannei, sondern vor den eigenen Freiheitskämpfern, darunter der einst gefeierte General Maximo Gomez. In dieser und weiteren Darstellungen schlüpfen die Freiheitskämpfer visuell in die Rolle der spanischen Kolonialmacht. Ähnliche Darstellungen zu den Philippinen stellten die Freiheitskämpfer ebenfalls als unrechtmäßige und undemokratische Usurpatoren dar. Eine gleichfalls von Louis Dalrymple stammende Lithographie, die knapp zwei Monate später erschien (Abb. 14), zeigt die philippinische Bevölkerung über einem Abgrund baumelnd und von zwei Seiten – der spanischen Gewaltherrschaft und den diktatorischen Absichten Emilio Aguinaldos, des von den USA noch unlängst unterstützten ersten Präsidenten der unabhängigen Philippinen – bedroht. Allein eine fortwährende amerikanische Präsenz, so die gemeinsame Moral der Abbildungen, könnte unter diesen Umständen geordnete und demokratische Zustände herstellen.⁴⁴ Es lässt sich spekulieren, dass das schnelle Umschwenken von „liberation to conquest“ (Bonnie Miller) umso unmerklicher und konsensfähiger vor sich ging, als es sich einer bereits etablierten und populären humanitären Bildsprache bedienen konnte. Die verblüffende Ähnlichkeit der Bildmotive (Abb. 13 und Abb. 14), die sich auf zwei ganz unterschiedliche nationale Kontexte beziehen, verweist zudem auf die groben Vereinfachungen und imaginierten Realitäten, die in diesen Darstellungen zum Ausdruck kamen.

⁴² Thomas McCormick: Insular Imperialism and the Open Door: The China Market and the Spanish-American War, in: *Pacific Historical Review* 32 (1963), S. 155–169.

⁴³ Julian Go: Introduction: Global Perspectives on the U.S. Colonial State in the Philippines, in: ders./Anne L. Foster (Hg.): *The American Colonial State in the Philippines. Global Perspectives*, Durham 2003, S. 1–42, S. 5.

⁴⁴ Ähnlich auch „The Flag that Dewey Hoists on Manila Shall never Come Down“, *Judge*, 20. August 1898 [Victor Gillam].

Imperium wider Willen? – Visuelle Darstellungen der USA als Kolonialmacht um 1900



Abbildung 13: "Save Me From My Friends," *Puck*, 7. September 1898 [Louis Dalrymple].



Abbildung 14: Can't Let Go, *Puck*, 23. November 1898 [Louis Dalrymple].

US-IMPERIALISMUS ALS AUSDRUCK VON *MANIFEST DESTINY* UND „WHITE MAN'S BURDEN“

Diese humanitären Argumentationsmuster waren Teil einer größeren kolonialistischen Rechtfertigungsstrategie, mit der die doch recht unvermittelte amerikanische Übernahme der spanischen Besitzungen erklärt werden sollte. Von besonderer Bedeutung waren dabei die Vorstellungen von einer amerikanischen *manifest destiny*, also der Idee, die amerikanische Expansion entspreche einer (göttlichen) Vorherbestimmung, und von einer *white man's burden*, die die Kolonisierung anderer Kontinente als weiße oder zumindest angloamerikanische Fürsorgepflicht verstand. Beide Motive und der daraus abgeleitete amerikanische Zivilisationsauftrag waren in zeitgenössischen Abbildungen weit verbreitet und untermauerten den Erwerb eines amerikanischen Kolonialreichs.

Eine doppelseitige Farblithographie der *Puck* vom August 1898 (Abb. 15), einem Zeitpunkt also, als die Kolonialfrage gerade heftig diskutiert wurde, verdeutlicht den Einfluss dieser Legitimationsmuster. Die Darstellung zeigt die USA als Waisenhaus (U.S. Foundling Asylum), in das nun eine Reihe neuer Findelkinder – Puerto Rico, die Philippinen, Kuba und Hawaii – aufgenommen werden sollen. Während die neue Situation die US-Regierung (*Uncle Sam*) noch in Verlegenheit zu bringen scheint, hat die amerikanische Öffentlichkeit (in Gestalt einer mütterlichen *Columbia*) bereits einen fürsorglich-imperialen Kurs eingeschlagen, dem sich schließlich – so die Bildunterschrift – auch *Uncle Sam* anschließt. Auffällig ist die scheinbare Passivität der US-Regierung. Die Findelkinder werden ihr nicht etwa durch das Militär Armee oder eigene Entscheidungen angetragen, sondern durch die abstrakte und scheinbar unentrinnbare Macht der *manifest destiny*, die ja bereits die Durchherrschaft des amerikanischen Westens legitimiert hatte.⁴⁵ Die fröhlich im Hintergrund spielenden früheren Erwerbungen (Kalifornien, Alaska, Texas) legen visuell eine Kontinuität von kontinentaler zu überseeischer Expansion nahe und verstärken noch den Eindruck der Vorbestimmtheit amerikanischer kolonialer Entfaltung. Die Darstellung der vormals spanischen Besitzungen als unmündige Kinder – hundertfach wiederholt – unterstreicht ebenfalls die Alternativlosigkeit der amerikanischen Entscheidung.⁴⁶ Insgesamt erscheinen die Vereinigten Staaten als benevolente Macht, die sich nur widerwillig und aus den lautersten Motiven Schicksal fügt.

Eine ähnliche Handlungsaufforderung schwingt auch in einer Darstellung Victor Gillams in der Zeitschrift *Judge* vom April 1899 (Abb. 16) mit. Die Lithographie bezieht sich auf das

⁴⁵ Ein klassisches Werk zur Manifest Destiny, Thomas R. Hietala: *Manifest Design: American Exceptionalism and Empire*, Ithaca 2003 (orig. 1985).

⁴⁶ Darstellungen Haitis als Kind, schreibt Mary Renda, hielten Amerikaner dazu an „to see themselves as benefactors helping a needy if recalcitrant child [...] falling within the proper circle of American concern and action.“, Renda: *Taking Haiti*, S. 21.

Imperium wider Willen? – Visuelle Darstellungen der USA als Kolonialmacht um 1900



Abbildung 15: A Trifle Embarrassed. Uncle Sam.— Gosh! I wish they wouldn't come quite so many in a bunch; but if I've got to take them, I guess, I can do as well by them as I've done by the others!, *Puck*, August 1898 [Kepler].



Abbildung 16: The White Man's Burden, *Judge*, April 1898 [Victor Gillam].

bekanntes Gedicht des englischen Schriftstellers Rudyard Kipling, welches dieser zu Beginn des philippinisch-amerikanischen Krieges im Februar 1899 in der amerikanischen Zeitschrift *McClure's* veröffentlicht hatte. Darin rief Kipling die USA auf, ihren zivilisatorischen Pflichten nachzukommen und stellte die Kolonialisierung der Philippinen als notwendigen, aber undankbaren Akt der Selbstaufopferung dar.⁴⁷ Gillam folgte dieser Deutung gänzlich. Auf der Lithographie sind sowohl *John Bull* (Großbritannien) als auch *Uncle Sam* zu sehen, die schwer an der Last ihrer Besitzungen zu tragen haben, während sie mit ihnen die Höhen der Zivilisation erklimmen. In Verkehrung früherer Darstellungen sind es nun die Kolonisierten, die mit Brutalität assoziiert werden, wohingegen den westlichen Kolonialmächten eine aufklärerische und humanitäre Rolle (*Uncle Sam* trägt gar eine Rotkreuzbinde!) zugeschrieben wird. Ebenso wie die angebliche *manifest destiny* dient die *white man's burden* der Legitimierung des kolonialen Vorhabens.⁴⁸ Aus der vermeintlichen zivilisatorischen und rassistischen Überlegenheit der angelsächsischen Mächte wird der humanitäre Auftrag abgeleitet, die jungen Kolonien von Aberglauben, Kriminalität, Unwissenheit, Sklaverei und Kannibalismus (!) zu befreien. Dabei bebilderte Gillam nur einen weitverbreiteten amerikanischen Diskurs. US-Präsident McKinley beispielsweise begründete die Annexion und Besetzung der Philippinen mit der Überzeugung, dass „there was nothing left for us to do but to take them all, and to educate the Filipinos and uplift and civilize and Christianize them [...]“.⁴⁹ Die „benevolente Assimilierung“ der vormals spanischen Besitzungen wurde zur amerikanischen Mission (v)erklärt und hieraus eine imperiale Sonderrolle der USA abgeleitet. „The Philippines,“ bemerkte McKinley, „are not ours to exploit, but to develop, to civilize, to educate.“⁵⁰ Der unaufgeklärten spanischen Kolonialmacht wurde die fortschrittlich-benevolente Herrschaft der USA gegenübergestellt. Der Soziologe Julian Go hat hierzu bemerkt: „In the purview of exceptionalism, the United States was not quite an empire. If it was an empire at all, it was a special one. For unlike European empires, the U.S. enterprise was an exercise in effective benevolence, bringing to those whom it touched the benefits of Anglo-American civilization.“⁵¹

Die genauen Inhalte des amerikanischen Zivilisationsauftrages wurden in vielen Darstellungen umrissen, wobei vor allem die (Schul-)Bildung im Vordergrund stand. In einem besonders beliebten Motiv, hier in einer Abbildung Dalrymples in der *Puck* vom Januar 1899 (Abb. 17), tritt *Uncle Sam* als gestrenger Schulmeister auf, der eine neue Klasse – die Philip-

⁴⁷ Rudyard Kipling: *White Man's Burden: The United States and the Philippine Islands*, in: *McClure's Magazine* 12 (1899).

⁴⁸ Das traf natürlich nicht nur auf die Vereinigten Staaten zu, zu Frankreich vgl. Alice L. Conklin: *A Mission to Civilize. The Republican Idea of Empire in France and West Africa, 1895–1930*, Stanford 1997.

⁴⁹ McKinley zitiert nach David Brody: *Visualizing American Empire. Orientalism & Imperialism in the Philippines*, Chicago 2010, S. 1–2.

⁵⁰ McKinley zitiert nach Go: *Introduction*, S. 11.

⁵¹ Go: *Introduction*, S. 2.

Imperium wider Willen? – Visuelle Darstellungen der USA als Kolonialmacht um 1900



Abbildung 17: School Begins. Uncle Sam (to his new class in Civilization) Now, children, you've got to learn these lessons whether you want to or not! But just take a look at the class ahead of you, and remember that, in a little while, you will feel as glad to be here as they are! *Puck*, 25. Januar 1899, [Louis Dalrymple].

pinen, Hawaii, Puerto Rico und Kuba - in seinem Klassenzimmer begrüßt.⁵² Die Abbildung etabliert eine klare Rollenverteilung zwischen Lehrenden und Belehrteten, stellt aber gleichzeitig durch die artigen Schüler der nächsthöheren Klassenstufe (hier: Texas, Alaska und Kalifornien) schnellen Fortschritt und zivilisatorischen Aufstieg in Aussicht. Vor allem aber versucht die Abbildung die Kolonialherrschaft als normalen Übergangsprozess zu rechtfertigen. Die Schultafel im Hintergrund informiert den aufmerksamen Betrachter, dass Demokratie zwar des „consent of the governed“ bedarf, dass diese Zustimmung aber in bestimmten Situationen ausgesetzt werden kann. Nur durch eine zeitweilige Abhängigkeit der Kolonien – und die Unterweisung durch die vermeintlich besonders rechtsbegabten Angelsachsen – kann eine regel- und rechtsbasierte Gesellschaft entstehen, die dann wahre Freiheit, Wohlstand und schließlich Unabhängigkeit zu garantieren vermag.⁵³ Dazu passend liegt auf *Uncle Sams* Pult ein Buch zum Einmaleins des Self-Government, dessen erster Schritt, so die klare Aussage Dalrymples, die Fremdherrschaft ist. Die vermeintlichen Segnungen des US-Imperialismus wurden auch in zahlreichen anderen Darstellungen thematisiert, wobei die Künstler häufig auf familiäre und häus-

⁵² Dies war ein äußerst beliebtes Motiv; siehe auch „*Uncle Sam's New Class in the Art of Self-Government*“, *Harper's Weekly*, 27. August 1899 [William A. Rogers]; und „*Uncle Sam's Kindergarten for the Propagation of Liberty*“, *Boston Globe*, 23. August 1898 [Boz], abgedruckt in Miller: *From Liberation to Conquest*, S. 21.

⁵³ Josiah Strong: *Expansion Under the New World-Conditions*, New York 1900, hier aus Rosenberg: *Spreading the American Dream*, S. 44.

liche Szenen zurückgriffen. In einer Weihnachtskomposition der *Puck* vom Dezember 1899 (Abb. 18) bedenken *Uncle Sam* und *Columbia* als fürsorgliches Elternpaar die brave koloniale Kinderschar mit Bildung, Christentum und Wohlstand. Der große Fortschritt, den die Kolonien bereits nach einem Jahr amerikanischer Fürsorge zurückgelegt haben, scheint – besonders im Vergleich zu Abb. 13, 14 und 15 – bereits an ihrer adretten Kleidung und ihrem gepflegten Äußeren ablesbar.

Wichtiger als einzelne Betrachtungen scheint die gemeinsame Bildsprache der Darstellungen, deren Wirkmacht sich aus der steten Wiederholung bestimmter Bildmotive ergab. Das erste und auffälligste Motiv ist die Infantilisierung der Kolonisierten. Die neuen Territorien treten zumeist nicht mehr als schutzsuchende Frau, sondern als zerlumpte, aufmüpfige Kinder auf, deren Erziehung sich *Uncle Sam* nun – durchaus widerwillig, aber mit aufgeklärter Strenge – annehmen muss. Als Findelkinder wird ihnen die Gabe zur Selbstverwaltung abgesprochen und eine zumindest vorübergehende amerikanische Vormundschaft biologisiert und folglich normalisiert. Oft treten *Columbia* und *Uncle Sam* als Elternpaar in Erscheinung, die ihrer kolonialen Kinderschar Fürsorge, Bildung und Wohlstand angedeihen lassen. Aus dieser Familienanalogie ergeben sich für den Betrachter scheinbar eindeutige Schlussfolgerungen:⁵⁴ So fahrlässig es wäre, Kinder sich selbst zu überlassen, so fahrlässig wäre dies auch im Bezug auf die neuen Territorien. Dabei werden den Territorien durchaus unterschiedliche Entwicklungszustände zugeschrieben und zeichnerisch akribisch herausgearbeitet. Während Kuba, artig und wohlgezogen, der (ja durch das Teller-Amendment unabwendbaren) Unabhängigkeit nahe scheint, verharren die widerspenstigen Philippinen noch in einem Zustand unmündiger Aufmüpfigkeit.

Es ist wichtig festzustellen, dass diese Infantilisierungen auch mit rassistischen Verfremdungen einhergingen. Diese sind in den Abbildungen fast durchgehend präsent, wobei auch hier farbliche, dem angeblichen Zivilisationsgrad entsprechende, Abstufungen vorgenommen werden. Die Philippinen erscheinen stets als besonders dunkelhäutig. Ein von Grant Hamilton gestaltetes Titelbild der Zeitschrift *Judge* vom Juni 1898 (Abb. 19) greift ebenfalls das Findelkindmotiv auf und fragt, was nun mit den Philippinen geschehen solle. Interessanterweise scheinen die ‚verwaisten‘ Philippinen den USA bereits ‚zugefallen‘ zu sein („Now that I’ve got it“), obwohl die US-Armee zu diesem Zeitpunkt noch über keine nennenswerte Präsenz auf den Inseln verfügte. Auffällig sind aber besonders die tiefschwarze Hautfarbe und die afrikanischen Attribute des philippinischen Findelkindes. Sicher ist die Darstellung auch der amerikanischen Unkenntnis einer weit entfernten Inselgruppe geschuldet, aber sie untermauert durch den Rückgriff auf farblich definierte Rassenhierarchien, wie sie um die Jahrhundertwende in den

⁵⁴ Hierzu auch Miller: *From Liberation to Conquest*, S. 202–212.



Abbildung 18: Our Christmas Tree, *Puck*, 27. Dezember 1899 [Udo J. Keppler].

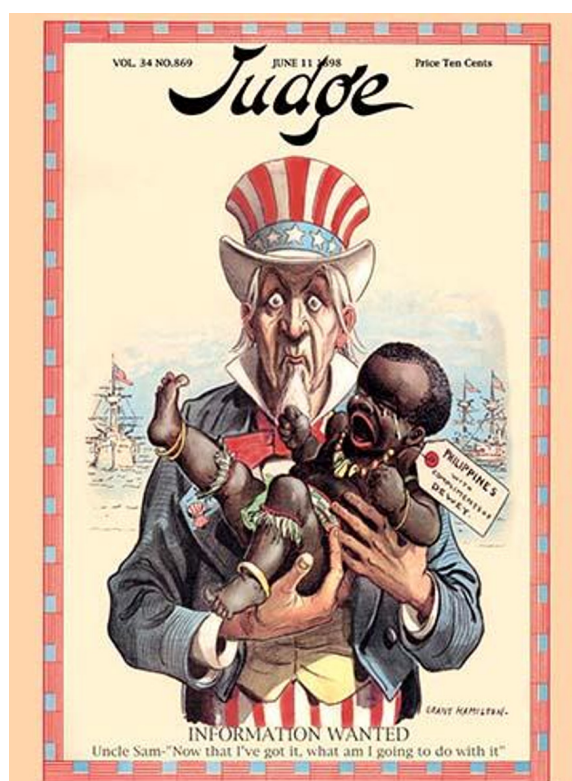


Abbildung 19: Information Wanted, Uncle Sam: “Now that I’ve got it, what am I going to do with it,” *Judge*, 11. Juni 1898, [Grant Hamilton].

USA (und nicht nur in den Südstaaten) üblich waren, auch die philippinische Rückständigkeit und damit den amerikanischen Zivilisationsauftrag.⁵⁵ Noch interessanter ist unter diesem Gesichtspunkt die von Victor Gillam stammende Lithographie „Our New Topsy“ (Abb. 20.), die knapp ein halbes Jahr später in derselben Zeitschrift erschien. Die Darstellung thematisiert den philippinischen Widerstand, besonders den des Unabhängigkeitskämpfers und ersten philippinischen Präsidenten, Emilio Aguinaldo, der sich angesichts der kolonialen Ambitionen der USA Anfang 1899 gegen diese wandte. Dazu greift Gillam auf eine bekannte Figur aus dem abolitionistischen Roman *Onkel Toms Hütte* von Harriet Beecher Stowe zurück. Aguinaldo erscheint als Topsy, ein ehemals misshandeltes afroamerikanisches Mädchen (im Roman ist Topsy das schwärzeste, schmutzigste und aufsässigeste Kind), das *Uncle Sam* (in der Rolle der Romanfigur Miss Ophelia) zur Erziehung anvertraut wird.⁵⁶ Die Darstellung ist besonders frappierend, weil Aguinaldo weder ein Kind noch besonders dunkelhäutig war (Abb. 21). In dieser offensichtlichen Schwärzung und Zuschreibung afroamerikanischer Attribute wird das visuelle Medium voll ausgereizt, um die angeblich ungewollte amerikanische Mission zu legitimieren. Dabei wird die Erziehung der Philippinen als mühsames, aber auch erfolgsversprechendes Unternehmen dargestellt, mausert sich doch auch die ursprünglich gottlose und widerspenstige Topsy im Roman nach längerem Bemühen zur Vorzeigechristin. Gleichzeitig zeigt sich hier eine, in der Wissenschaft immer wieder festgestellte, *racialization* der philippinischen Bevölkerung angesichts des gerade beginnenden philippinisch-amerikanischen Krieges. Die Schwärzung rechtfertigt nicht nur eine zumindest zeitweilige amerikanische Vormundschaft, sondern erzeugt auch eine Fremd-Machung (*othering*), die das brutale Vorgehen der US-Armee mit ermöglicht.⁵⁷

Auch wenn die Darstellungen aus *Judge* und *Puck* vereinzelt sozialkritische Töne anschlugen, wirkten sie vornehmlich imperialismusaffirmativ.⁵⁸ Dennoch spiegelten sie auch die ambivalente Haltung der amerikanischen Öffentlichkeit zum Kolonialismus wider. Vielleicht am deutlichsten wird dies in der rassistischen Darstellung der Philippinen, die nicht nur eine pro-, sondern auch anti-imperialistische Wirkung entfalten konnte.⁵⁹ Mochte die Kolonialisierung auch aus zivilisatorischen Gesichtspunkten wünschenswert sein, bedeutete sie eben

⁵⁵ Der philippinisch-amerikanische Krieg fiel in die Hochzeit der weißen Vorherrschaft und begann nur knapp zwei Jahre nach Plessy v. Ferguson, dem Urteil des Obersten Gerichtshofs das die Rassentrennung legalisierte; Henry Louis Gates, Jr.: *Stony the Road: Reconstruction, White Supremacy, and the Rise of Jim Crow*, New York 2019.

⁵⁶ „For Poor Miss Ophelia, already burdened with the care of a lot of little blacks, it was hard to understand why fate had brought this imp of darkness into her life. But, being a good Christian woman, she bowed to the inevitable and promised to do her best with the child.“, aus Harriett Beecher Stowe: *Uncle Tom's Cabin*, s. l. 1995 [orig. Boston 1852], Kap. 20: „Topsy“, URL <<https://www.gutenberg.org/files/203/203-h/203-h.htm#chap20>>.

⁵⁷ Paul A. Kramer: *Race-Making and Colonial Violence in the U.S. Empire: The Philippine-American War as Race War*, in: *Diplomatic History* 30 (2006), S. 169–210.

⁵⁸ Etwa der nicht am Unterricht teilnehmende Afroamerikaner in Abb. 15.

⁵⁹ Eric T. L. Love: *Race over Empire. Racism and U.S. Imperialism, 1865-1900*, Chapel Hill, 2004.



Abbildung 20: Our New Topsy, Topsy (Aguinaldo)—“I’s so awful wicked there cain’t nobody do nothin’ with me. I keep Miss Ophelia (Uncle Sam) a swearin’ at me half de time, ‘cause I’s mighty wicked, I is.” *Judge*, 11. Februar 1899 [Victor Gillam].

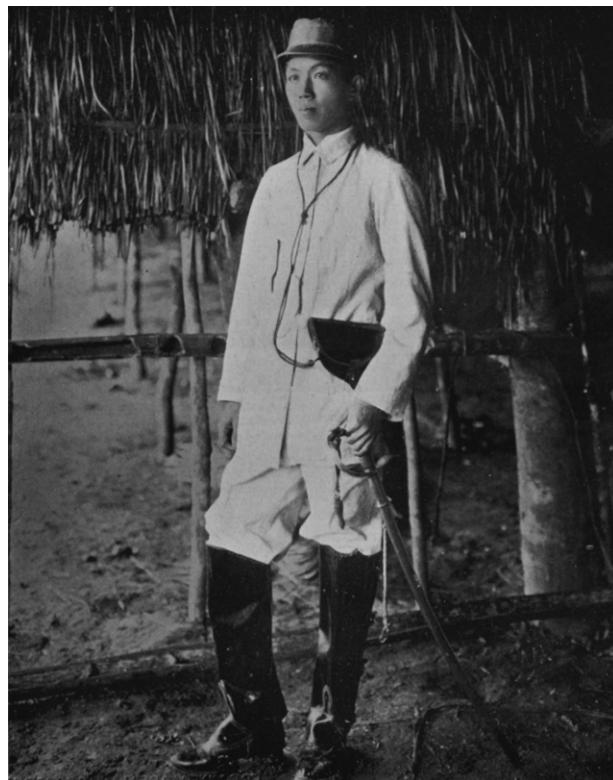


Abbildung 21: Emilio Aguinaldo.

auch die Eingliederung gänzlich fremder – und visuell noch verfremdeter – Bevölkerungsgruppen und löste selbst bei überzeugten Expansionisten wie Theodore Roosevelt ein gewisses Unbehagen aus.⁶⁰ Gleichzeitig gelang es den Visualisierungen, diese Ambivalenz nicht nur zuzulassen, sondern gelegentlich auch aufzulösen. Ihre besondere Fähigkeit bestand darin, hochkomplexe Sachverhalte auf scheinbar klare und leicht verständliche Bildinhalte zu reduzieren. So normalisierte etwa die weitverbreitete Familienanalogie den Aufbau eines Kolonialreichs und schien den neuen Findelkindern (ob vor dem Waisenhaus oder im Klassenzimmer) eine glänzende Zukunft innerhalb des amerikanischen Staatenbunds zu verheißen – ohne allerdings die heikle Frage, welchen rechtlichen Status diese Territorien eigentlich haben sollten, je beantworten zu müssen.⁶¹ Ebenso wichtig aber waren die visuellen Leerstellen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen fanden sich in *Puck* und *Judge* keine Darstellungen,⁶² die amerikanische Interessen, etwa den Zugang zu Absatz- oder Rohstoffmärkten, thematisierten.⁶³ Anhand eines sehr begrenzten Bildrepertoires aus Schulmeistern, Helden und fürsorglichen Eltern verklärten diese Darstellungen die Annexionen zu einem Akt amerikanischer Uneigennützigkeit. So konnte sich die amerikanische Öffentlichkeit – bei gleichzeitiger Ablehnung eines unaufgeklärten (spanischen) Kolonialismus – doch als Kolonialmacht ganz anderer Façon begreifen.

AMERIKA ALS NEUE WELTMACHT

Das bedeutete freilich nicht, dass in Darstellungen der US-Expansion nicht auch patriotischer Stolz zum Ausdruck kam. Tatsächlich wird die grundsätzlich imperialismusbejahende Haltung der beiden Zeitschriften nirgends so deutlich wie in einem weiteren beliebten Motiv: die USA als neue Weltmacht. Darstellungen dieser Art finden sich schon unmittelbar während des Spanisch-Amerikanischen Krieges, wobei die amerikanische Weltgeltung nicht als Grund oder Ursache, sondern als Ergebnis des Konflikts präsentiert wurde. Besonders Admiral George Deweys unerwarteter Sieg zur See und die Versenkung eines Teils der spanischen Flotte in der Bucht von Manila löste eine Welle der patriotischen Begeisterung aus. Ein Titelbild der *Puck* vom Juni 1898 (Abb. 22) zeigt diese Bewusstwerdung eigener (militärischer) Stärke und globaler Reichweite durch die Abbildung eines vor Kraft strotzenden amerikanischen Matrosen und der amerikanischen Flotte. Hatte dieselbe Zeitschrift die amerikanische Flotte noch wenige Monate zuvor als unbekannte Größe titulierte, konnte nun an ihrer Durchschlagskraft kein Zweifel mehr

⁶⁰ Rosenberg: *Spreading the American Dream*, S. 45.

⁶¹ Diese Frage war ein ausgesprochen komplexes rechtliches Problem und beschäftigte den Obersten Gerichtshof in den sogenannten *Insular Cases*: Bartholomew H. Sparrow: *The Insular Cases and the Emergence of American Empire*, Lawrence 2006; Amy Kaplan: *Where Is Guantánamo?*, in: *American Quarterly* 57 (2005), S. 831–858; Sam Erman: *Almost Citizens: Puerto Rico, the US Constitution, and Empire*, New York 2019.

⁶² „And, After All, The Philippines Are Only The Stepping-Stone to China“, *Judge*, 1900 [Flohri].

⁶³ Zum US-Interesse an Zucker siehe Merleaux: *Sugar and Civilization*; auch die bitterböse Neuinterpretation Mark Twains in *The Battle Hymn of the Republic* (brought up to date), in: Zwick (Hg.): *Mark Twain's Weapon of Satire. Anti-Imperialist Writings on the Philippine-American War*, Syracuse 1992, S. 40–41.



Abbildung 22: The Modern Sphinx has Spoken. The American Battle-Ship is no longer an unknown quantity. *Puck*, 1. Juni 1898 [Louis Dalrymple].

herrschen. Vielleicht das berühmteste Bild dieses patriotischen Genres erschien im April 1901 ebenfalls als Titelbild der *Puck* (Abb. 23). Die Darstellung zeigt *Columbia* als junge Debütantin, die ihr Osterhäubchen in Form eines Kriegsschiffes auf Expansionskurs zurechtzupft und sich dabei wohlwollend im Spiegel betrachtet. Die Lithographie versinnbildlicht die jugendliche Vorfreude – aber auch das Selbstbewusstsein – der ‚Neuen Welt‘, nun in die gute Gesellschaft der anderen Großmächte eingeführt zu werden. Mit einem alltäglichen Motiv bringt sie die Popularität der weltpolitischen Expansion der USA in der amerikanischen Bevölkerung zum Ausdruck. Die starke Ähnlichkeit der amerikanischen Debütantin mit dem zeitgenössischen Frauenideal des *Gibson Girl* muss sie vor dem populärkulturellen Hintergrund ihrer Zeit besonders attraktiv erscheinen lassen. Jung und mit stolzgeschwellter Brust, so die Lithographie, werden die Vereinigten Staaten zur Weltmacht. In der Darstellung gänzlich anders, im positiven Grundton aber durchaus ähnlich, ist eine Abbildung des *Judge* vom 1899 (Abb. 24), welche die amerikanische Expansionsgeschichte als Lebensphasen *Uncle Sams* bebildert. Dieser wächst innerhalb eines Jahrhunderts vom schwächtigen Kind während des Unabhängigkeitskrieges zur Kontinentalmacht und schließlich zum grotesk korpulenten und weltumspannenden Imperium heran. Zwar wird die Leibesfülle satirisch kommentiert – jeder weitere Gebietsgewinn, so könnte man meinen, müsste *Uncle Sam* zum Platzen bringen – aber letztlich wird die



Abbildung 23: Columbia's Easter Bonnet, *Puck* 6. April 1901 [Ehrhart/Dalrymple].



Abbildung 24: A Lesson for Anti-Expansionists. Showing how Uncle Sam has been an expansionist first, last and all the time, *Judge*, 8. Juni 1899 [Victor Gillam].

Expansion auch hier positiv bewertet, verheißt sie doch den Aufstieg in den Kreis der Großmächte.

An diesen und weiteren Darstellungen der neuen US-Weltmacht sind vor allem drei Aspekte auffällig. Erstens die Darstellung des Militärischen. Im Vergleich zu späteren Forschungen, die den „American way of empire“ vor allem in der weitgehend friedlichen wirtschaftlichen und kulturellen Durchdringung sehen, herrschte unter Zeitgenossen kein Zweifel an der neuen und vor allem militärisch begründeten Macht der USA. Eine besondere Rolle spielte dabei die erst in den 1880er Jahren aufgebaute amerikanische Kriegsflotte, die als Sphinx, Osterhäubchen oder Spielzeugboot immer wieder thematisiert wurde. Auch wenn die erhofften positiven Auswirkungen der amerikanischen Herrschaft auf wirtschaftlichem, kulturellem oder religiösem Gebiet lagen, so beruhte sie doch auf militärischer Stärke. Auffallend ist auch die Verflechtung der territorialen Expansion auf dem nordamerikanischen Kontinent und darüber hinaus. Hier positionierten sich die Künstler klar in der imperialen Debatte der Zeit, indem sie eine expansionistische Kontinuität unterstellten. Kuba, Guam und die Philippinen standen scheinbar gleichwertig neben anderen erworbenen Territorien wie Texas, Mexiko und Alaska. Der Übergang von kontinentaler zu überseeischer Herrschaft verlief dann auch visuell fließend und entsprang denselben Überzeugungen von *manifest destiny*. Die Annexion überseeischer Besitzungen, so suggerierten diese Abbildungen, bedeutete eben keinen Bruch mit der amerikanischen Geschichte, keine ‚unamerikanische‘ Aberration, sondern die konsequente Fortführung der nationalen Mission.⁶⁴ Schließlich kam auch die internationale und vor allem interimperiale Dimension deutlich zum Ausdruck. Immer wieder wurden die USA als Weltmacht im Kreise der anderen Großmächte dargestellt, die diese nun erstmalig wahrnahmen, gar um sie buhlten. Mithin auffällig ist auch die Anlehnung an das britische Weltreich und die Andeutung einer Pax Anglo-Americana, wodurch die zeitgenössische Wiederannäherung der zwei Mächte (das ‚great rapprochement‘) unterstrichen wurde.⁶⁵ Solche Darstellungen waren Ausdruck des amerikanischen Strebens nach Weltgeltung und verwiesen auf den Kolonialismus als erfolgsversprechende

⁶⁴ Andere Darstellungen sahen einen klaren Zusammenhang zwischen Kolonial- und sogenannten Indianerkriegen und damit zwischen dem ersten, kontinentalen, und dem zweiten, überseeischen, empire der Vereinigten Staaten – in Zivilisationssauftrag wie auch in Gewaltanwendung. Zur Theorie des ersten und zweiten Imperiums siehe Kramer: *Blood of Government*, S. 11; zum Nexus von Kolonial- und „Indianer“kriegen Walter L. Williams: *United States Indian Policy and the Debate over Philippine Annexation: Implications for the Origins of American Imperialism*, in: *The Journal of American History* 66 (1980), S. 810–831; das wird auch in verschiedenen Karikaturen deutlich z.B. „Prophetic. Big Injun: I see your Finish“, *Life*, 12. Januar 1899 [William H. Walker]; „Speaking from Experience“, *Judge*, ca. 1899 [Victor Gillam], abgedruckt in Ignacio u. a.: *The Forbidden Book*, S. 96.

⁶⁵ Z.B. „Hands across the Sea“, *Judge*, 11. Juni 1898 [Victor Gillam]; „It Ought to be a Happy New Year“, *Judge*, 7. Januar 1899 [o. V.]; vgl. verschiedene Beispiele in Ellen Sebring: *Civilization & Barbarism: Cartoon Commentary & „The White Man’s Burden“ (1898–1902)*, in: *The Asia-Pacific Journal* 13 (2015), S. 1–42, S. 13, 27, URL <<https://apjjf.org/2015/13/27/Ellen-Sebring/4339.html>>; Tuffnell, Stephen: ‚The International Siamese Twins‘: The Iconography of Anglo-American Inter-Imperialism, in: Richard Scully/Andrekos Varnava (Hg.): *Comic Empires. Imperialism in Cartoons, Caricature, and Satirical Art*, Manchester 2019, S. 92–133.

Strategie zu diesem Zweck.⁶⁶ Die besondere Wirkmacht dieser Lithographien lag darin, dass sie diesen amerikanischen Weltmachtanspruch mit der Attraktivität und spielerischen Harmlosigkeit eines Gibson Girls zu visualisieren vermochten.

US-IMPERIALISMUS: KRITISCHE STIMMEN

Allerdings fand auch der amerikanische Anti-Imperialismus klaren visuellen Ausdruck. Ab Mitte 1898 entbrannte in den USA eine äußerst kritische Debatte über den Umgang mit den neuen Besitzungen, insbesondere den Philippinen. Organisationen wie die im November 1898 in Boston gegründete *Anti-Imperialist League* und bekannte Persönlichkeiten wie der Schriftsteller Mark Twain (Samuel Clemens) oder der ehemalige Innenminister Carl Schurz bezeichneten den Kolonialerwerb als grundsätzlich „un-amerikanisch“ und fanden ihn mit den freiheitlichen Grundsätzen des amerikanischen Staates nicht vereinbar. So schrieb die American Anti-Imperialist League im Jahr 1899:

We hold that the policy known as imperialism is hostile to liberty and tends toward militarism, an evil from which it has been our glory to be free. [...] We earnestly condemn the policy of the present national administration in the Philippines. It seeks to extinguish the spirit of 1776 in those islands.⁶⁷

Twain, der noch das amerikanische Eingreifen im kubanischen Unabhängigkeitskrieg begrüßt hatte, sah die koloniale Expansion und die Schaffung von Untertanen statt Bürgern als Gefahr für die republikanischen Grundfesten der Vereinigten Staaten.⁶⁸ So genuin amerikanisch die Unterstützung der kubanischen Unabhängigkeit gewesen war, so wenig amerikanisch war es nun die Unterdrückung der Philippinen. Auf gewisse Weise pflegten diese Kritiker des US-Imperialismus dabei aber ein ebenso exzeptionalistisches Selbstverständnis wie seine Befürworter. Die expansionistische Tradition der USA blendeten sie weitgehend aus und geißelten das amerikanische Kolonialreich als gefährlichen Schritt hin zu gänzlichen neuen, europäischen Geisteshaltungen, die der historischen Sonderrolle der USA nicht gerecht werde.

Diese grundsätzliche Kritik an den verschiedenen Ausprägungen des amerikanischen Imperialismus wurde visuell zuerst in der stark anti-imperialistisch eingestellten *Life* aufgearbeitet. Eine Zeichnung vom April 1901 (Abb. 25) stellt den „March of Strenuous Civilization“ dar und beweist ein gutes Gespür für die verschiedenen Formen der amerikanischen Machtentfaltung. Unter den dargestellten *Marchern*, die nun die neuen Kolonien beglücken sollen, befinden sich neben Angehörigen der Navy und der Landstreitkräfte auch Vertreter von Wissenschaft, Lite-

⁶⁶ Siehe auch „He’s Getting a Big Boy now“, *Judge*, 25. Juni 1898 [Victor Gillam].

⁶⁷ Platform of the American Anti-Imperialist League, 1899, URL: <<https://sourcebooks.fordham.edu/mod/1899antiimp.asp>>.

⁶⁸ Grundlegend hierzu (wenn auch nicht unproblematisch): Daniel B. Schirmer: *Republic or Empire: American Resistance to the Philippine War*, Cambridge MA 1972; Zwick: *Mark Twain’s Weapon of Satire*, S. xxxi; ähnlich in der neueren Literatur: Chalmers Johnson: *The Sorrows of Empire: Militarism, Secrecy and the End of the Republic*, New York 2004; Ian Tyrell/Jay Sexton: *Empire’s Twin. US Anti-Imperialism from the Founding Era to the Age of Imperialism*, Ithaca 2015.

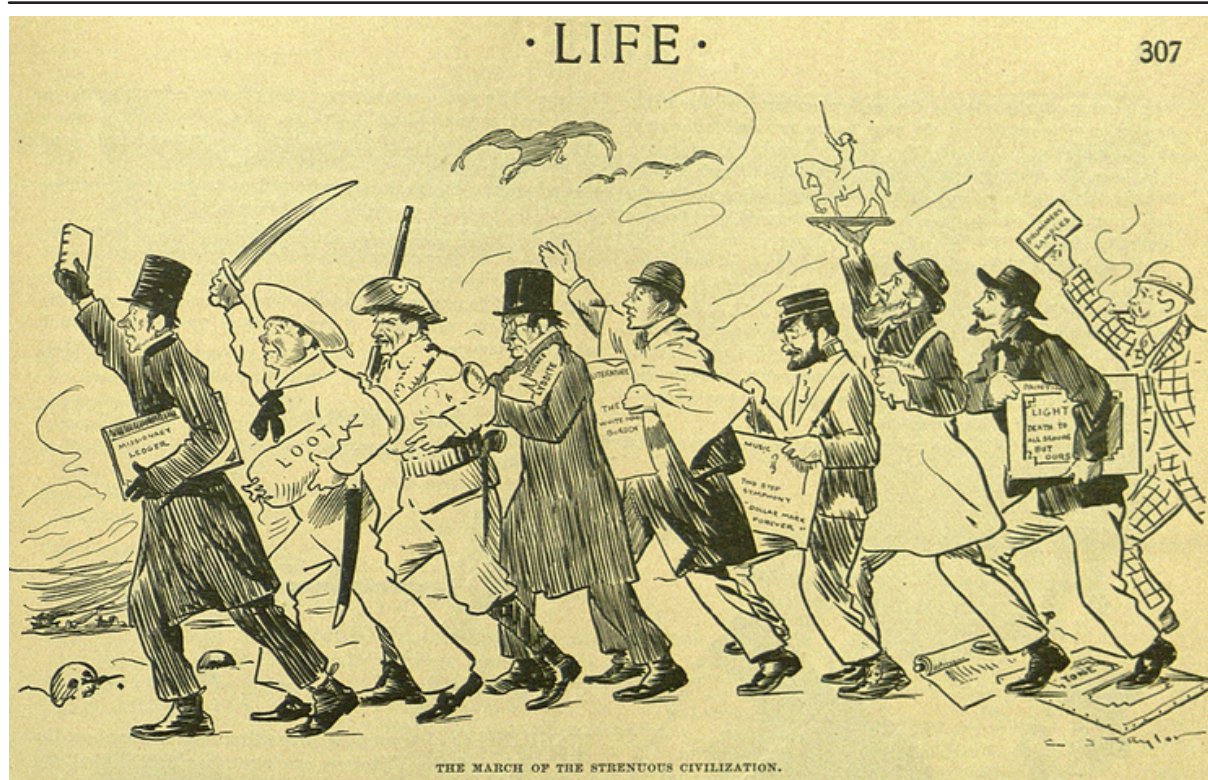


Abbildung 25: The March of Strenuous Civilization, *Life*, 11. April 1901 [C. J. Taylor].

ratur und Kunst sowie Kaufleute. Angeführt aber wird der Zug von einem Missionar, der mit der Bibel in der Hand dem amerikanischen Zivilisierungsmarsch voranschreitet. Dabei lässt die Darstellung aber deutliche Zweifel an der angeblichen Selbstlosigkeit und wohlwollenden Haltung der Zivilisierer aufkommen. Im Hintergrund ist deutlich ein Totenkopf sichtbar, während sich einige *Marcher* entweder durch Kriegsbeute oder durch die Erschließung neuer Absatzmärkte zu bereichern suchen. Hier wird also eine ebenso militaristische wie materialistische ‚Zivilisation‘ gezeigt, die – begleitet von frömmelndem Gebaren – andere Völker unterdrückt und ausbeutet. Interessanterweise erstreckt sich die anti-imperiale Position der *Life* nicht nur auf den Aufbau einer militärisch-administrativen Kolonialverwaltung, sondern auch auf die vermeintlich friedliche missionarisch-religiöse Durchdringung.

Die Kritik an der Doppelmoral amerikanischer Zivilisierungsversuche wurde in vielen weiteren Abbildungen aufgegriffen. Das Titelbild der *Life* vom 18. Oktober 1900 (Abb. 26) stellt eine Szene dar, in der ein amerikanischer Missionar auf einen jungen philippinischen Mann trifft. Auf die Frage, wann die Zivilisation denn bei ihm angekommen sei, antwortet der Filipino, „ever since my home was burned to the ground and my wife and children shot.“ Die Darstellung führt nicht nur die schockierenden Folgen amerikanischer Kolonisierung vor Augen, sondern stellt auch die vermeintliche Zivilisationshierarchie der Abgebildeten in Frage.

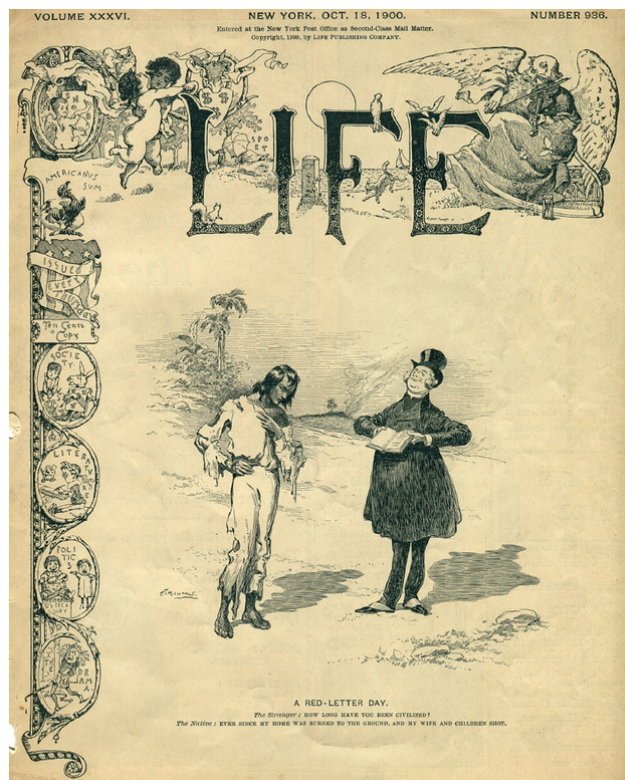


Abbildung 26: A Red-Letter Day. The Stranger: How Long Have You Been Civilized? The Native: Ever Since My home was burned to the ground, and my wife and children shot. *Life*, 18. Oktober 1900 [E.T. Richards].

Das wird visuell dadurch unterstrichen, dass die philippinische Bevölkerung weder als schutzbedürftiges Kind infantilisiert noch als Frau sexualisiert wird. Stattdessen erscheint sie als zwar ärmlich gekleideter, aber reflektierter und aufrechter junger Mann. Neben dem feisten und sichtlich selbstgefälligen Missionar gibt er die deutlich sympathischere Figur ab. Die Bildunterschrift vom *Red-Letter-Day*, einem Glückstag also, greift abermals die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit amerikanischer Zivilisierungsversuche auf.

Wie im US-Kongress und in zeitgenössischen Leitartikeln prallten auch in den führenden satirischen Zeitschriften unterschiedliche Meinungen aufeinander. Gelegentlich nahmen diese Darstellungen direkt Bezug aufeinander. So etwa in der im März 1899 in *Life* erschienenen Zeichnung „The White (?) Man’s Burden“ (Abb. 27), die sich – ebenso wie die oben besprochene Lithographie des *Judge* – auf das bekannte Gedicht von Rudyard Kipling bezog.⁶⁹ Im Gegensatz zu *Judge* (und Kipling) sieht *Life* die Last des Kolonialismus allerdings nicht bei den Kolonisierern, sondern den Kolonisierten. In der entgegengesetzten visuellen Verarbeitung desselben Motivs werden die anti- bzw. pro-imperialistischen Positionen und auch die unterschied-

⁶⁹ Das Gedicht wurde zur Zielscheibe anti-imperialistischen Spotts und verschiedenster Verballhornungen, Erin L. Murphy: Women’s Anti-Imperialism, ‘The White Man’s Burden,’ and the Philippine-American War, in: *The Asia-Pacific Journal* 27 (2009), S. 1–12.

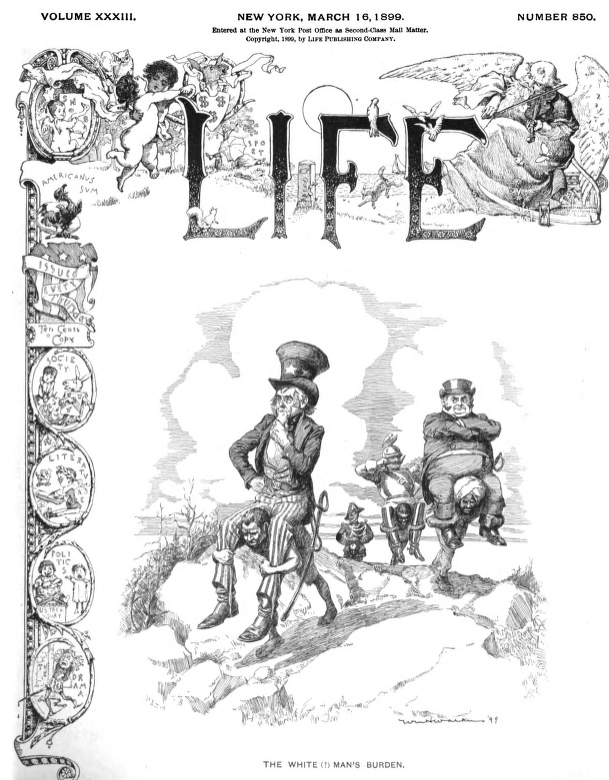


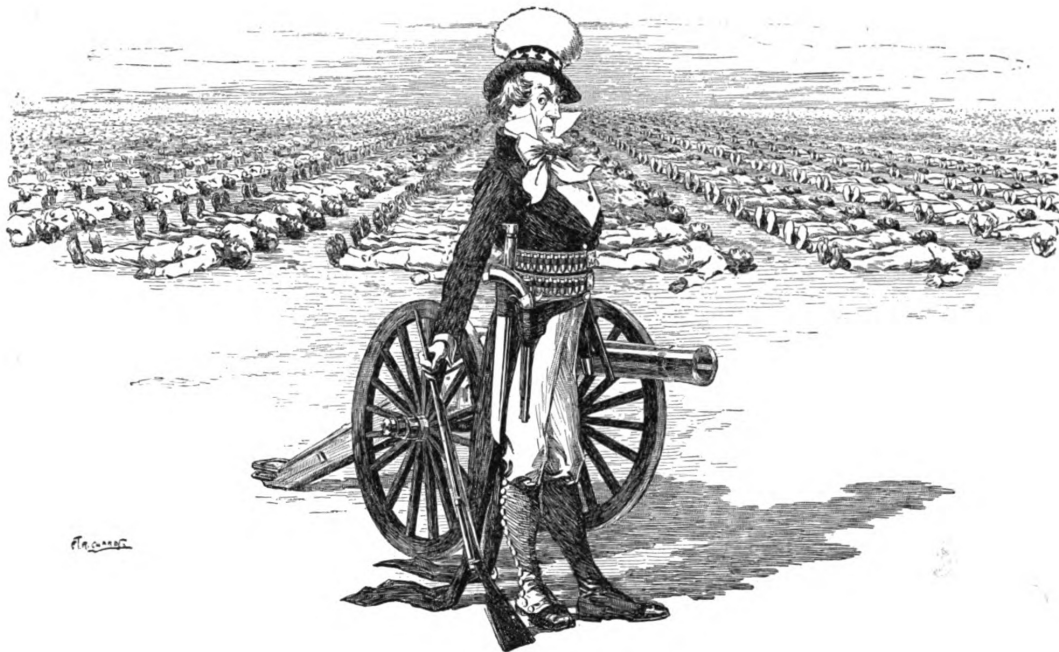
Abbildung 27: The White (?) Man's Burden, *Life*, 16. März 1899 [Wm. H. Walker].

liche Bildsprache sichtbar. Wo *Judge* und *Puck* aufmüpfige Kinder abbilden, zeigt *Life* besonnene Erwachsene; wo *Judge* und *Puck* zumeist nur die angeblich geistesverwandten Briten als Mitkolonisierer zeigt, präsentiert *Life* auch eine Reihe anderer (und weniger sympathischer) Kolonialmächte.

Im Zusammenhang mit dem philippinisch-amerikanischen Krieg finden sich auch drastische Darstellungen der hohen Opferzahlen dieses Kolonialkriegs, der auf amerikanischer Seite etwa 4.000 Soldaten, auf philippinischer Seite aber etwa 250.000 Zivilisten das Leben kostete. Bereits im Juli 1899, noch bevor der Krieg in einen überaus blutigen Guerillakrieg ausartete, stellte *Life* die „Ernte auf den Philippinen“ (Abb. 28) dar. Die Darstellung einer unsympathischen und militaristischen US-Regierung (*Uncle Sam*) vor einem Leichenfeld offenbart den Krieg auf visuell dramatische Weise als Eroberungs- und Vernichtungskrieg. Das Zivilisationsthema aufgreifend zeigt sich auch Victor Gillam im Februar 1900 (Abb. 29) ungewohnt kritisch. In einer Farblithographie reiht er den philippinisch-amerikanischen Krieg in eine lange Reihe sinnloser Kriege seit der Antike ein. Im Hintergrund liegen verstreut die Opfer europäischer Konflikte sowie des ja zeitgleich stattfindenden Burenkrieges. Dass die Tragödie mehr an amerikanischen als an philippinischen Opfern gemessen wird – erstere gut sichtbar im Vordergrund, letztere als Teil einer amorphen Masse dargestellt – tut der zentralen Aussage keinen Abbruch.

• LIFE •

7



THE HARVEST IN THE PHILIPPINES.

Abbildung 28: The Harvest in the Philippines, *Life*, 6. Juli 1899 [F.T. Richards].



Abbildung 29: Think it Over. All this for politics—is civilization advancing? *Judge*, 3. Februar 1900 [Victor Gillam].

Der amerikanische Kolonialkrieg erscheint als Teil einer langen Abfolge überflüssiger historischer Auseinandersetzungen, die doch – so die Bildunterschrift – starke Zweifel am zivilisatorischen Fortschritt aufkommen lassen. Wie auch in anderen Darstellungen reihen sich die USA hier rein optisch in europäische Traditionen ein und laufen Gefahr auf den Philippinen ihre exzeptionalistische historische Stellung zu verwirken.

Tatsächlich bot dieser interimperiale Rahmen zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Gelegenheit für die grundlegendste Kritik am amerikanischen Imperialismus. Das zeigt sich in einer Abbildung in *Life* vom Mai 1902 (Abb. 30), welche die Anwendung der sogenannten *Water Cure*, einer Folter- und Verhörmethode, auf den Philippinen anprangert.⁷⁰ Sichtbar im Vordergrund wird ein philippinisches Opfer von US-Soldaten misshandelt. Dennoch liegt der Fokus der Grafik nicht allein auf der amerikanischen Gewaltanwendung, sondern auch auf der Reaktion der europäischen Mächte, die das amerikanische Kriegsverbrechen mit unverhohlener Freude verfolgen und ihrer Genugtuung Ausdruck verleihen, dass „Those Pious Yankees can’t throw stones at us anymore.“ Wie auch in pro-imperialistischen Abbildungen machen sich die USA auch hier – allerdings im zutiefst negativen Sinne – mit den europäischen Kolonialmächten gemein.

Gerade dieser Kritikpunkt bestimmte zunehmend die Wahrnehmung des amerikanischen Kolonialreichs und kam im Hinblick auf die Präsidentschaftskandidatur Theodore Roosevelts 1904, eines starken Befürworters des US-Imperialismus, zum Tragen. Eine Lithographie der *Puck* vom September 1904 (Abb. 31) zeigt Roosevelt in einem Hutgeschäft. Die genuin amerikanische Hutmode – den strengen Zylinder Abraham Lincolns oder den Dreispitz George Washingtons – lässt dieser aber links liegen. Stattdessen liebäugelt er mit einer den Imperialismus darstellenden europäischen Krone.⁷¹ Nach Jahren ungebrochener Expansionsbegeisterung wird hier der Imperialismus visuell wieder zum europäischen und damit zum ‚unamerikanischen‘ Phänomen erklärt. Kritik dieser Art fand sich vermehrt nach 1902 und verdeutlichte die innere Abkehr vom bejubelten Kolonialprojekt der Jahrhundertwende. Noch augenfälliger als die zunehmende Kritik an den humanitären Kosten und der vermeintlich europäischen Ausprägung des amerikanischen Kolonialismus war aber das weitgehende Verschwinden der Kolonien aus dem Bildrepertoire dieser Zeitschriften – und aus dem öffentlichen Diskurs. Nach 1905 fanden sich kaum noch visuelle Verarbeitungen des Themas, obwohl sich am Status der kolonialen Besitzungen nur wenig geändert hatte.

⁷⁰ Zur *Water Cure* und anderer amerikanischen Gewalttaten als besonders prominentes Thema amerikanischer Anti-Imperialisten siehe Richard E. Welch: American Atrocities in the Philippines: The Indictment and the Reponse, in: Pacific Historical Review 43 (1974), S. 233–253; ausführlich hierzu auch Paul Kramer: The Water Cure. Debating torture and counterinsurgency — a century ago, in: The New Yorker (17 Februar 2008), URL < <https://www.newyorker.com/magazine/2008/02/25/the-water-cure>>.

⁷¹ Das Motiv selbst war äußerst beliebt und findet sich schon früher, beispielsweise „Washington’s Birthday“, *Life*, 23. Februar 1899, Titelbild.

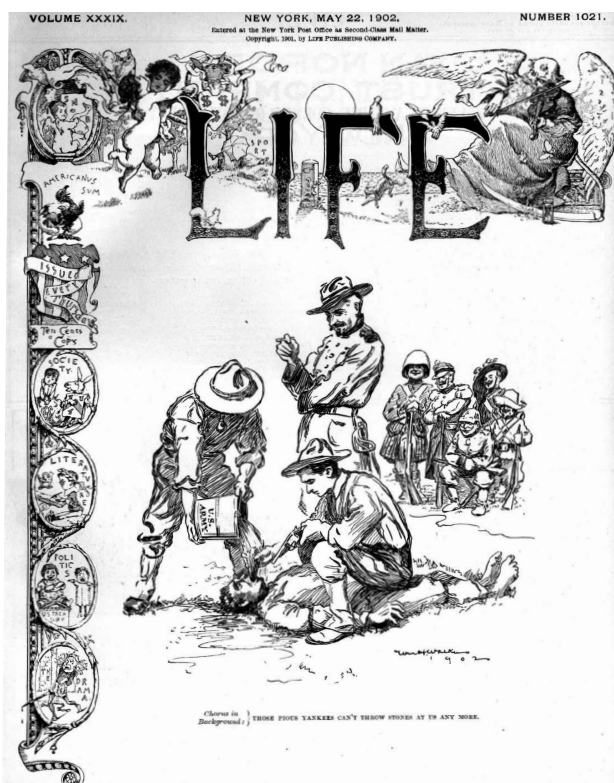


Abbildung 30: Chorus in the Background: Those Pious YANKEES Can't Throw Stones at Us Any More, *Life*, 22. Mai 1902 [Wm. H. Walker].



Abbildung 31: "I Rather Like That Imported Affair." *Puck*, 21. September 1904 [Grant Hamilton].

In der Tat trennten sich die USA nur langsam von ihrem 1898 erworbenen Kolonialreich. Zwar wurde Kuba 1901/1902 unabhängig, doch behielten sich die USA entscheidenden außenpolitischen Einfluss und umfassende Handelsvorteile vor, ohne sich nun freilich noch als Kolonialmacht im engeren Sinne fühlen zu müssen.⁷² Der amerikanische Militärstützpunkt auf Guantánamo Bay ist das wohl berühmteste Überbleibsel dieser Zeit. Auf den Philippinen zogen sich die Kämpfe noch bis 1913 hin, fanden aber nur noch vereinzelt öffentliche Beachtung. Bereits im Juli 1902 hatte Theodore Roosevelt den Krieg für beendet erklärt und die Presse folgte weitgehend dieser Devise.⁷³ Erst 1946 wurden die Philippinen unabhängig, wobei sich die USA auch hier wirtschaftlichen Einfluss und Militärstützpunkte sicherten. Und während Hawaii 1959 zum 50. Bundesstaat der Vereinigten Staaten wurde, sind Puerto Rico und Guam noch heute *US-Territorien*.⁷⁴ So löste sich das amerikanische Kolonialreich im Laufe des 20. Jahrhunderts in weniger greifbare Herrschaftsformen wie vorteilhafte Handelsverträge und Militärstützpunkte auf und wurde, so die These Daniel Immerwahr, dadurch unsichtbar.⁷⁵ Schon zuvor aber, so lässt sich anhand von *Judge*, *Puck* und *Life* exemplarisch zeigen, war das amerikanische *empire* lange aus Text und Bild – und damit aus dem amerikanischen Bewusstsein – verschwunden.

SCHLUSSBEMERKUNGEN

Im Gegensatz zur heutigen imperialen Amnesie der US-Öffentlichkeit nahm Amerikas Rolle als Imperial- und Kolonialmacht um die Jahrhundertwende ausgesprochen breiten visuellen Raum ein. Von 1898 bis etwa 1902 beschäftigten sich die satirisch-politischen Zeitschriften der USA fast durchgängig mit dem Thema und nahmen sich ihm die großen Karikaturisten der Zeit wie Joseph Keppler, Grant Hamilton, Louis Dalrymple und Victor Gillam an. Die zeitgenössische Bedeutung lässt sich besonders an der großen Anzahl von Titelbildern und doppelseitigen *centerfolds* ablesen, die diesem Thema gewidmet waren. Während die amerikanische Geschichtsschreibung die 1890er Jahre lange als Abweichung von informellen amerikanischen Herrschaftsformen abtat und die grundsätzliche Andersartigkeit europäischer Imperien betonte, beschworen viele Zeitgenossen eher die Nähe des US-Imperiums zu den europäischen Mächten.⁷⁶ Visualisierungen des Imperialen verdeutlichten nicht zuletzt das Selbstverständnis der USA

⁷² vgl. Ada Ferrer: *Cuba. An American History*, New York 2021; bildlich verarbeitet hier: "Encouraging the Child," *Puck*, 27 Februar 1901 [Keppler].

⁷³ Theodore Roosevelt: Proclamation 483 — Granting Pardon and Amnesty to Participants in Insurrection in the Philippines, URL: <<https://www.presidency.ucsb.edu/documents/proclamation-483-granting-pardon-and-amnesty-participants-insurrection-the-philippines>>.

⁷⁴ Sarah Miller-Davenport: *Gateway State. Hawai'i and the Cultural Transformation of American Empire*, Princeton 2019.

⁷⁵ Immerwahr: *How to Hide an Empire*; ders.: *The Greater United States: Territory and Empire in U.S. History*, in: *Diplomatic History* 40 (2016), S. 373–391.

⁷⁶ Zu diesen historiographischen Trends siehe Kramer: *Blood of Government*, S. 15–16.

als gleichrangige Weltmacht im Kreise europäischer Partner und Rivalen. Besonders die Befürworter des US-Imperialismus erkannten dabei auch eine Kontinuität von kontinentaler zu kolonialer Expansion der USA und fanden ein amerikanisches Kolonialreich nur folgerichtig und begrüßenswert.

Zweifellos verliehen diese Abbildungen der großen Popularität des amerikanischen Kolonialreiches um die Jahrhundertwende Ausdruck. Zugleich ist es wahrscheinlich, dass sie diese Popularität noch verstärkten. Mehr noch als textbasierten Medien gelangt es ihnen, die US-Expansion als humanitäre Intervention und zivilisatorische Aufgabe zu präsentieren. Dabei leisteten sie, auf etablierte Rassen- und Geschlechtervorstellungen der Zeit zurückgreifend, durch die Feminisierung, Infantilisierung und rassische Verfremdung der Kolonisierten scheinbar eindeutigen Handlungsanleitungen Vorschub. Zudem verlagerten diese politisch-satirischen Zeitschriften den thematischen Schwerpunkt auf just die Art von Inhalten, die sich bildlich besonders gut darstellen ließen und reduzierten damit komplexe politische Sachverhalte auf moralische Fragen: Familienszenen unterm Weihnachtsbaum ersetzten unangenehme verfassungsrechtliche Diskussionen. Zudem ließ sich gerade in den bunten Lithographien die Gewalt des amerikanischen Kolonialprojekts ausblenden, indem sie entweder nicht gezeigt oder, ähnlich wie im Comic des 20. Jahrhunderts, stark verfremdet und damit erträglich wurde. Auf diese Weise stärkten Zeitschriften wie *Judge* oder *Puck* den pro-imperialistischen Konsens um 1900. Dennoch war auch die Imperialismuskritik durch die anti-imperialistischen Zeichnungen der *Life* visuell stark präsent. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die untersuchten politisch-satirischen Zeitschriften einen wichtigen diskursiven Raum öffneten, in dem der amerikanische Aufstieg zur Kolonialmacht visuell verstanden, legitimiert und – zuweilen und zunehmend – auch kritisiert wurde.

Gleichzeitig trugen die Medienlogiken der Zeit auch zur imperialen Amnesie der US-Öffentlichkeit bei, wie sie Walter Lippmann bereits 1927 attestiert hat. Das amerikanische Imperium war auf gewisse Weise von Anfang an ein Medienprodukt.⁷⁷ Imperiale Themen steigerten die Auflagezahlen und waren, wie etwa Bonnie Miller gezeigt hat, eine höchstprofitable Form des Entertainment. Das galt nicht nur für Druckerzeugnisse wie die hier untersuchten politisch-satirischen Zeitschriften, sondern auch für Veranstaltungen wie die *Greater America Exposition*, die 1899 in Omaha, Nebraska, stattfand.⁷⁸ Mit der Zeit aber verloren imperiale Themen an Glanz und Neuigkeitswert, zumal sich Fragen der Kolonialverwaltung lange nicht so sensationell vermarkten ließen wie der Krieg selbst. Die zunehmend negative Berichterstattung im Zuge des philippinisch-amerikanischen Krieges belasteten das Thema zusätzlich – und so ver-

⁷⁷ Wie Miller schreibt: „[F]or a very brief period of time [1898-1899], the greatest show in town was War and Empire.“, ⁷⁸in: Miller: *From Liberation to Conquest*, S. 259.

schwand das amerikanische Imperium aus der Presse und dem öffentlichen Bewusstsein. Der Kolonialismus wurde wieder zu dem, was er für Amerikaner immer gewesen war: ein vermeintlich ganz europäisches Problem.

Selbstverständnis und visuelle Selbstdarstellung der spanischen Monarchie im späten 16. und im frühen 17. Jahrhundert: Vom Escorial zum Buen Retiro

Ronald G. Asch

I

Setzt man sich mit der spanischen Monarchie unter den Habsburgern und der spanischen Machtstellung in Europa auseinander, dann ist man zunächst mit einer Reihe von Vorannahmen konfrontiert. Wenn man an die Herrschaft namentlich Philipps II. im späten 16. Jahrhundert denkt, dann assoziiert man damit sofort religiöse Intoleranz und Unfreiheit. Was die religiöse Intoleranz betrifft, so ist diese Annahme durchaus richtig. Spanien hatte die Verfolgung abweichender religiöser Meinungen im 16. Jahrhundert tatsächlich mit Hilfe der Inquisition in einer Weise perfektioniert wie kaum ein anderes Land in Europa. Nicht nur Protestanten, sondern auch viele Katholiken in Frankreich und Deutschland sahen Spanien daher auch als ein Land der Unfreiheit und sprachen von der „viehischen spanischen Servitut“.¹

Im Rahmen der schwarzen Legende wurde dabei durchaus auch die Unterdrückung der indigenen Bevölkerung in Amerika thematisiert, und die politischen Gegner Spaniens malten das Schreckgespenst einer Versklavung der Bevölkerung Deutschlands, der Niederlande und Englands an die Wand, so dass die Menschen dann wie die Indios in irgendwelchen Minen Zwangsarbeit leisten müssten.² Interessant ist dabei, dass diese schwarze Legende ihre Ursprünge auch in einer spanischen Selbstkritik hatte, denn Geistliche wie Las Casas hatten frühzeitig die Ausbeutung der Indigenen angeprangert. Diese Kritik wurde übrigens von Karl V. und am Hof durchaus beifällig aufgenommen, da man dort den Conquistadoren und ihren Nachfolgern zutiefst misstraute. Es galt die Kreolen, die sich in Amerika niedergelassen hatten, unter Kontrolle zu bringen und diesem Zweck diente auch die Kritik an ihrer Ausbeutung der Indios. Dass Schriften von Las Casas und anderer Kritiker dann später von den Gegnern Spaniens genutzt wurden, steht auf einem anderen Blatt.³

¹ Yolanda Rodríguez Pérez (Hg.): *Literary Hispanophobia and Hispanophilia in Britain and the Low Countries (1550-1850)* Baltimore 2020; Alberto G. Ibáñez: *La leyenda negra. Historia del odio a España. El relato hispanófilo externo e interno*, Córdoba 2019; Ricardo García Cárcel: *El demonio del sur. La Leyenda de Felipe II*, Madrid 2017; Friedrich Edelmayer: *Die "Leyenda negra" und die Zirkulation antikatholisch-antispánischer Vorurteile*, in: *Europäische Geschichte Online*, URL: <<http://www.ieg-ego.eu/edelmayerf-2010-d>> (03.01.2022); Joseph Pérez: *La leyenda negra*, Madrid 2009.

² Georg Schmidt: „Teutsche Libertät“ oder „Hispanische Servitut“. Deutungsstrategien im Kampf um den evangelischen Glauben und die Reichsverfassung (1546–1552), in: Luise Schorn-Schütte (Hg.): *Das Interim 1548/50. Herrschaftskrise und Glaubenskonflikt*, Gütersloh 2005, S. 166–191; vgl. Alexander Schmidt: *Vaterlandsliebe und Religionskonflikt. Politische Diskurse im Alten Reich (1555–1648)*, Leiden 2007, S. 307–327; zu späteren Entwicklungen: Peer Schmidt: *Spanische Universalmonarchie oder „teutsche Libertet“*. Das spanische Imperium in der Propaganda des Dreißigjährigen Krieges, Stuttgart 2001.

³ Lawrence A. Clayton/David M. Lantigua (Hg.): *Bartolomé de las Casas and the Defense of Amerindian rights. A Brief History with Documents*, Tuscaloosa, Alabama 2020; Daniel Castro: *Another Face of Empire. Bartolomé de las Casas, Indigenous Rights, and Ecclesiastical Imperialism*, Durham 2007; Charles Gillen: *Bartolomé de Las Casas. Une esquisse biographique*, Paris 1995.

Was die Kolonien betraf, waren die Vorwürfe einer brutalen Ausbeutung dennoch nicht unberechtigt, wie wir wissen. Allerdings muss man auch sagen, dass Spanien im 16. und 17. Jahrhundert wohl die einzige europäische Kolonialmacht war, an deren Hochschulen Theologen und Juristen wirklich intensiv über die Legitimität kolonialer Herrschaft nachdachten, wie ja auch der englische Historiker Anthony Pagden in seinen Arbeiten gezeigt hat. Aus diesen Debatten entstanden letzten Endes unsere Vorstellungen von universalen Menschenrechten, an deren Anfang nicht zuletzt Francisco de Vitorias berühmte *Lectio de Indis* von 1532 stand.⁴

Noch größere Einschränkungen sind bei dem Klischeebild von der „viehischen spanischen Servitut“ aber im Falle der europäischen Besitzungen der Casa d’Austria notwendig. In Kastilien selbst war die Vorstellung stark verbreitet, dass der König innerhalb der Grenzen des geltenden Rechtes zu herrschen habe. Das Personal der Verwaltung bestand in den oberen Rängen aus Rechtsgelehrten, den sog. *Letrados*, die von diesem Ethos beseelt waren. Die Privilegien der einzelnen Territorien, Städte und Gemeinden oder der Kirche anzutasten oder gar zu beseitigen, wäre unter den Habsburgern schwer vorstellbar gewesen, das hätte die Legitimität ihrer Herrschaft untergraben. Kern des gesamten Systems der lokalen Verwaltung war die Autorität, die städtische Ratsgremien und Gerichte ausübten. Man könnte sogar die These formulieren, wie es Helen Nader getan hat, dass die Autorität des Königs umso größer war, je mehr Macht die städtischen Gemeinden besaßen. Das Verhältnis war also kein Nullsummenspiel. Das galt übrigens auch für Übersee, wo es zwar keine Ständeversammlungen gab wie in Kastilien und Aragon, wo die Städte aber direkt mit dem Hof verhandelten und bei der Durchsetzung spanischer Herrschaft, aber auch bei der Ausbreitung des Christentums und der spanischen Kultur eine wichtige Rolle spielten.⁵

Für die politische Kultur Spaniens unter den Habsburgern ist ein weiterer Punkt wichtig, nämlich, dass die kastilischen Könige in der Neuzeit weder gesalbt noch gekrönt wurden. Der neue König wurde einfach öffentlich ausgerufen und dabei das Banner des Königreiches entfaltet – ein Ritual, das möglicherweise sogar arabische Ursprünge hatte. Damit besaß der König keine besondere sakrale Würde, er war nicht wie der König von Frankreich *rex et sacerdos*, eine

⁴ Anthony Pagden: *Dispossessing the Barbarian, The Language of Spanish Thomism and the Debate over the Property Rights of the American Indians*, in: ders.: *The Language of Political in Early-Modern Europe*, Cambridge 1987, S. 79–98; und ders.: *European Encounters with the New World*, New Haven, Conn. 1993; ders.: *Human Rights, Natural Rights and Europe’s Imperial Legacy*, in: *Political Theory* 31 (2003), S. 171–199; und jetzt auch David M. Lantigua: *Infidels and Empires in a New World Order. Early Modern Spanish Contributions to International Legal Thought*, Cambridge 2021.

⁵ Jorge Díaz Ceballos: *Representation without a Parliament. How Latin America’s Colonial Cities Thrived without Cortes*, in: Centre for Intellectual History, University of Oxford, URL: <[https://intellectualhistory.web.ox.ac.uk/article/representation-without-a-parliament-how-latin-americas-colonial-cities-thrived-without-corte#/>](https://intellectualhistory.web.ox.ac.uk/article/representation-without-a-parliament-how-latin-americas-colonial-cities-thrived-without-corte#/); Helen Nader: „The More Communes, the Greater the King“. *Hidden Communes in Absolutist Theory*, in: Peter Blickle (Hg.): *Theorien kommunaler Ordnung in Europa*, München 1996, S. 215–224; vgl. dies.: *Liberty in Absolutist Spain. The Habsburg Sale of Towns, 1516–1700*, Baltimore 1990. Siehe ferner Manuel Rivero Rodríguez: *La España de Don Quijote. Un viaje al Siglo de Oro*, Madrid 2005, S. 243–244; vgl. Regina Grafe: *Distant Tyranny. Markets, Power and Backwardness in Spain, 1650–1800*, Princeton, N. J. 2012, bes. S. 19–32.

Art Priesterkönig, was freilich seinen sehr ausgedehnten Kompetenzen in kirchlichen Angelegenheiten etwa bei der Besetzung der Bistümer keinen Abbruch tat.⁶

Wenn schon in Kastilien die Rechte des Königs eingeschränkt waren, galt das noch sehr viel mehr für die Nebenlande der Monarchie, ganz besonders ausgeprägt übrigens für die Länder der Krone Aragon, die eine sehr starke Tradition ständischer Freiheitsrechte besaßen. Aber auch den portugiesischen Ständen hatte man Zugeständnisse machen müssen, als Philipp II. dort 1580 erfolgreich nach dem Verschwinden König Sebastians in Marokko die Krone beanspruchte.⁷

Von daher ist das spanische Großreich jedenfalls in Europa ein gutes Beispiel dafür, dass Imperien nur durch ein hohes Maß an Heterogenitätstoleranz überhaupt überleben konnten. Man könnte auch sagen, dass man in Madrid durchaus manches aus dem niederländischen Aufstand der 1560er- und 70er-Jahre, der nicht zuletzt eine Reaktion auf den Versuch war, dortige ständische Rechte einzuschränken, gelernt hatte. Ein solches Desaster wollte man kein zweites Mal erleben, daher wurden die Sonderrechte der peripheren Kronlande in der Regel doch respektiert, auch wenn namentlich in den 1620er- und 30er-Jahren der Druck auf sie zunahm, einen angemessenen militärischen und finanziellen Beitrag zur Verteidigung des Imperiums zu leisten. Namentlich der Conde Duque Olivares übte Druck auf die Länder der Krone Aragon, aber auch auf andere Territorien aus, im Rahmen der sogenannten *Union de armas* höhere militärische Lasten zu tragen; sehr erfolgreich war diese Politik freilich nicht.⁸

Das Grundproblem blieb, wie man überhaupt in einem so heterogenen Reich, das in Europa von Lissabon bis zur burgundischen Pforte reichte und von Palermo bis nach Antwerpen, ein Minimum an Loyalität und Kohärenz gewährleisten konnte. Der militante Katholizismus mit seinen spezifischen Feindbildern wirkte hier ohne Zweifel als ein Element, das ein Zusammengehörigkeitsgefühl schuf.⁹ Allerdings dürften z. B. die Sizilianer die Muslime Nordafrikas viel stärker als Bedrohung wahrgenommen haben als die Protestanten Hollands oder Englands. Und selbst in Kastilien breitete sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts gegenüber den Ketzern in den

⁶ Fanny Cosandey/Isabelle Poutrin: *Monarchies espagnole et française, 1550–1714*. Neuilly 2001, S. 303–305; Henry Kamen: *The Escorial. Art and Power in the Renaissance*, New Haven, Ct. 2010, S. 202–205; vgl. mit allerdings etwas anderer Akzentuierung José Manuel Nieto Soria: *Fundamentos Ideológicos de poder real en Castilla, siglos XIII–XVI*, Madrid 1988.

⁷ Rivero Rodríguez: *Don Quijote*, S. 225–280.

⁸ Zur *Union de armas*: John H. Elliott: *The Count-Duke of Olivares. The Statesman in an Age of Decline*, New Haven, Conn. 1986, S. 244–277; Bartolomé Yun-Casalilla: *Iberian World Empires and the Globalization of Europe 1415–1668*, Basingstoke 2019, S. 377–381.

⁹ Alistair Malcolm: *Royal Favouritism and the Governing Elite of the Spanish Monarchy, 1640–1665*, Oxford 2017, S. 107–110; und Thomas James Dandeleit/John A. Marino (Hg.): *Spain in Italy. Politics, Society and Religion, 1500–1700*, Leiden 2007; sowie Piers Baker-Bates (Hg.): *The Spanish Presence in Sixteenth-Century Italy. Images of Iberia*, Farnham 2015; Pedro Cardim: *Portugal unido y separado. Felipe II, la unión de territorios y el debate sobre la condición política del Reino de Portugal*, Valladolid 2014.

nördlichen Niederlanden und generell in Nordeuropa eine Haltung der relativen Indifferenz aus, angesichts des klaren Willens dieser Häretiker, auf eigene Faust zur Hölle zu fahren.¹⁰

Ein wichtiger Faktor der Kohärenz war zudem sicherlich die Beteiligung der regionalen Eliten an der Machtausübung. Auf vielfältige Weise konnten Adlige etwa in Neapel oder Mailand profitieren, wenn sie mit Madrid kooperierten. Neue Adelstitel und Privilegien boten hier einen Anreiz. Auch die direkte oder indirekte Beteiligung an den Steuereinnahmen der Krone ist hier zu nennen; ein Prozess, der sich im Übrigen besonders in Süditalien im 17. Jahrhundert noch stark intensivierte, aber das System war vorher schon ein ähnliches.¹¹ Man hat daher mit Recht argumentiert, die spanische Monarchie sei eine *stake holder society* gewesen, was übrigens natürlich auch für die Kolonien galt.¹² Der Vorteil des Systems war, dass es tatsächlich lange Zeit Loyalität verbürgte, der Nachteil, dass lokale und regionale Amtsträger und Eliten es als ihr Recht ansahen, einen Teil der königlichen Einnahmen in ihre eigene Tasche zu lenken, in welcher Form auch immer – bis hin zu Formen der offenen Korruption.¹³ Solche Prozesse konnte man vielleicht zeitweilig eindämmen und kanalisieren, aber nicht beenden, weil die Legitimität des Reiches aus der Sicht der Kreolen in Mexiko ebenso wie aus der Sicht des Adels in Neapel eben darauf beruhte, dass es einem solche Chancen bot, was das Reich wiederum schwächte.

Unter den Institutionen, die die Kohärenz des Imperium gewährleisten sollten, muss aber auch der königliche Hof erwähnt werden. Er galt dem Anspruch nach als *patria de todos*, als gemeinsames Vaterland aller Untertanen des Königs, womit natürlich in erster Linie die Aristokraten und die Eliten aller Kronländer gemeint waren.¹⁴ Der Hof der spanischen Monarchie inszenierte sich bewusst als gemeinsame Heimat aller Untertanen des Königs. Auch um diesen Anspruch glaubwürdig werden zu lassen, unterhielten die Habsburger in Madrid eigene Ratsgremien, die für die einzelnen Reichsteile, also Aragon, Italien, die burgundischen Lande und Portugal sowie für Indien, also die Kolonien, zuständig waren. Für die Angehörigen der einzelnen Nationen des Reiches stellten die territorialen Ratsgremien in Madrid wichtige

¹⁰ I. A. A. Thompson: Castile, Spain and the Monarchy. The Political Community from Patria Natural to Patria Nacional, in: Richard L. Kagan/Geoffrey Parker (Hg.): Spain, Europe and the Atlantic World. Essays in Honour of John H. Elliott, Cambridge 1995, S. 125–159.

¹¹ Benigno, Francesco: Integration and Conflict in Spanish Sicily, in: Dandele/Marino, Spain in Italy, S. 23–44; vgl. Giovanni Muti: La nobleza napolitana en el contexto de la Monarquía Hispánica. Algunos planteamientos, in: Bartolomé Yun Casalilla (Hg.): Las Redes del Imperio, Madrid 2009, 135–172; vgl. auch John H. Elliott: Reform and Revolution in the Early Modern Mezzogiorno, in: Past and Present 224 (2014), S. 283–296.

¹² Bartolomé Yun-Casalilla: Iberian World Empires and the Globalization of Europe, 1415–1668, London 2019, S. 337–342; vgl. Malcolm: Royal Favouritism, S. 107–111 und 93–100.

¹³ Casalilla: World Empires, S. 282–284 (mit dem Fokus auf den Kolonien in der Neuen Welt).

¹⁴ Zum Hof als Patria de Todos: Pablo Fernández Albaladejo: Dinastía y comunidad política. El momento de la patria, in: ders.: Los Borbones. Dinastía y memoria de nación en la España des siglo XVIII, Madrid 2001, S. 485–532, hier S. 497.

Anlaufstellen dar, zumal die Kanzleien der *consejos* auch in Anspruch genommen wurden, um Rechtsakte, Heiratsvereinbarungen und Verträge zu beglaubigen und zu registrieren.

Die Provinzialräte stellten somit einen Außenposten ihrer Heimatprovinzen in der Hauptstadt dar und folgten in ihren Amtshandlungen der Doktrin, dass sie ihre Tätigkeit so ausübten, als ob sie nicht in Kastilien, sondern im jeweiligen Ursprungsland ihren Amtssitz hätten. Diese Präsenz der peripheren Königreiche und Fürstentümer am Hof oder in seinem Umfeld war auch deshalb wichtig, weil in vielen Provinzen der Monarchie das Prinzip galt, dass ein abwesender Herrscher weniger Rechte – etwa bei der Gesetzgebung – hatte als ein vor Ort anwesender. Die Fiktion, dass etwa Philipp IV. von Spanien in Madrid nicht einfach nur als König von Kastilien Hof hielt, sondern zum Beispiel auch als König von Neapel und er somit sich so verhalten konnte als sei er selbst in Süditalien anwesend, war wichtig um solche Einwände auszuräumen¹⁵ Am Hof war der König mit Blick z. B. auf Neapel oder Portugal nicht im „Ausland“ – der Hof war das gemeinsame Zentrum aller Reiche und vergegenwärtigte diese mit ihren Traditionen und besonderen Rechten vor den Augen des Königs.

Zusätzlich wurde der Monarch in den peripheren Teilen seine Reiches durch Statthalter oder Vizekönige vertreten, die oft eine eigene umfangreiche Hofhaltung unterhielten, die als sozialer Fokus für die regionalen Eliten gedacht war. Diese Tendenz verstärkte sich in der spanischen Monarchie im 17. Jahrhundert sogar noch einmal. Gerade der Herzog von Olivares, der Favorit Philipps IV. in den 1620er- und 1630er-Jahre, war bemüht, hohe Adlige oder auch Mitglieder von europäischen Dynastien, die mit dem Haus Österreich durch Verwandtschaft verbunden waren, in den Dienst der Monarchie zu stellen und ihr Prestige und ihre Ressourcen für das Reich zu nutzen. Diesen Fürsten und Adligen wurden oft sehr weitreichende Vollmachten übertragen, etwa dem Prinzen Emmanuel Philibert von Savoyen, der in Palermo Anfang der 1620er-Jahre wirklich wie ein König residierte und dessen dortige Hofhaltung kaum weniger prunkvoll und aufwendig war als die des Königs in Madrid.¹⁶ Aber wirkten solche Maßnahmen wirklich integrativ? War nicht die enorme Machtstellung fürstlicher oder hochadliger Vizekönige eher ein Faktor, der die Einheit des Reiches gefährdete, da den lokalen Eliten damit der Weg nach Madrid etwa über Petitionen und persönliche Kontakte versperrt war, wie Manuel Rivero Rodríguez argumentiert hat?¹⁷ Wir stoßen hier übrigens auf ein Problem, das generell für Imperien eine Rolle spielt: die Funktion der Prokonsuln. Kein Großreich kommt ganz ohne

¹⁵ Manuel Rivero Rodríguez: *El conde duque de Olivares. La búsqueda de la prianza perfecta*, Madrid 2017, S. 244: „la Corte era el espacio que transportaba los reinos a la presencia del rey“ und S. 245: „el rey en la Corte no está en el extranjero“. („Der Hof war der Raum der die Königreiche vor dem König präsent werden ließ“, und: „Der König inmitten des Hofes befand sich nicht im Ausland.“)

¹⁶ Ebd., S. 178–179, dort auch zur Kulturpatronage.

¹⁷ Ebd., S. 182–183; vgl. Ders.: *The Court of Madrid and the Courts of the Viceroy*, in: René Vermeir u. a. (Hg.): *A Constellation of Courts. The Courts and Households of Habsburg Europe 1555–1665*, Löwen 2014, S. 59–76, bes. S. 73–74.

solche Prokonsuln oder Statthalter aus, deren Autorität aber oft ein Eigenleben entfalten kann, das zumindest in Epochen ohne problemlose Kommunikation über große Distanzen auch zur Gefahr für ein Imperium werden kann.¹⁸

In jedem Fall stellt der Ausbau der Macht der Vizekönige in der spanischen Monarchie im frühen 17. Jahrhundert einen Prozess der De-Bürokratisierung der Verwaltung des Reiches dar, denn das Verhältnis der Vizekönige zum Monarchen selber ließ sich nur schwer in juristische und bürokratische Regeln fassen. Es war letzten Endes ein Verhältnis des persönlichen Vertrauens und – von Seiten des Herrschers – der Gunst. Ein Ethos der persönlichen Loyalität und der aristokratischen Ehre war für die Statthalter wichtiger als die Beachtung eng gefasster Verfahrensregeln.¹⁹

II

Ebenso wichtig wie derartige Integrationsmechanismen war aber die symbolische Darstellung von Herrschaft, die nicht zuletzt den Zweck verfolgte, die Reputation der Dynastie zu festigen. Diese Reputation stellte ein politisches und kulturelles Kapital dar, das andere Defizite etwa im fiskalischen Bereich durchaus bis zu einem gewissen Grade kompensieren konnte. Das galt natürlich für alle europäischen Dynastien, nicht nur für die Casa d’Austria. Diese hatte freilich bis zur Abdankung Karls V. eine ganz andere Strategie verfolgt als dann in den folgenden 150 Jahren. Karl V. besaß keine zentrale Residenz oder gar Hauptstadt. Er zog ständig von Ort zu Ort, und eine der Städte, in denen er sich besonders häufig aufhielt, die Reichsstadt Augsburg, gehörte gar nicht zu seinen Erblanden, auch wenn sie seiner Oberhoheit als Kaiser unterstand. Karl V. inszenierte sich als Herrscher in großen Festen, bei feierlichen Einzügen und bei politischen Ritualen, etwa der Belehnung von Fürsten auf den Reichstagen. Palastbauten dagegen hatten für ihn keine hohe Priorität.²⁰ Eines seiner wenigen ehrgeizigen Projekte war ein neuer Palast in Granada, im Stil der Renaissance,²¹ selber genutzt hat er diesen Palast jedoch nie und er blieb auch unvollendet. Sinn des Palastbaus war es wohl die alte arabische Residenzstadt, die erst 1492 erobert worden war, zu hispanisieren.

Philipp II. herrschte bekanntlich ganz anders als sein Vater. Er machte Madrid, bislang eine unbedeutende Provinzstadt, in den 1560er-Jahren zu seiner Residenz und hielt sich dort oder in einem der Schlösser in der weiteren oder näheren Umgebung – in einer Region, die etwa von

¹⁸ Vgl. jetzt Philippe Chareyre u. a. (Hg.): *Les alter ego des souverains. Vice-rois et lieutenants généraux en Europe et dans les Amériques (xve–xviie siècle)*, Pau 2021.

¹⁹ Rivero Rodríguez: *Constellation*, S. 67; vgl. ders.: *La edad de oro de los virreyes. El virreinato en la Monarquía Hispánica durante los siglos XVI y XVII*, Madrid 2011, S. 115.

²⁰ Aus der Fülle der Literatur: Heinz Schilling: *Karl V. Der Kaiser, dem die Welt zerbrach*. Biographie, München 2020.

²¹ Rainer Wohlfeil: *Kriegsheld oder Friedensfürst? Eine Studie zum Bildprogramm des Palastes Karls V. in der Alhambra zu Granada*, in: Christine Roll u. a. (Hg.): *Recht und Reich im Zeitalter der Reformation*. Festschrift für Horst Rabe, Frankfurt/M. u. a. 1997, S. 57–96.

Segovia im Norden bis Toledo im Süden reichte – auch meistens auf. Zwar verbrachte er insgesamt doch an die drei Jahre in den Ländern der Krone Aragon, und vor 1560 auch fast fünf Jahre in den Niederlanden, aber insgesamt beherrschte er seine Länder doch viel stärker als ein Vater aus der Distanz.²²

Der am stärksten mit seinem Namen verbundene Palast ist ohne Zweifel der Escorial etwa 40 km nordwestlich von Madrid.²³ Das Besondere an diesem Schloss ist, dass es eine Verbindung von Residenz, Kloster, Grablege und Bibliothek war. Ein Kloster als königliches Schloss zu nutzen, mag auf den ersten Blick überraschen, war in Spanien im Mittelalter aber nicht ungewöhnlich gewesen; damals natürlich nicht als permanente Residenz, sondern als eine Art Pfalz, in der man sich einige Tage oder Wochen aufhielt, bevor man wieder weiterzog. Der Grund, warum Philipp II. seine Residenz mit einem Kloster verband war aber noch ein anderer, denn die Kirche des Escorial, San Lorenzo, sollte auch als Grablege für seine Vorfahren und generell die Mitglieder seiner Dynastie dienen. Die Aufgabe der Mönche des Klosters war es, für das Seelenheil der Verstorbenen zu beten. Grablegen als Zentrum der Identität einer Dynastie waren natürlich seit Jahrhunderten von großer Bedeutung, aber anders als die französischen Könige, die in Saint Denis bei Paris bestattet wurden, besaßen die Habsburger damals keine zentrale Grablege. Der Urgroßvater Philipps II., Kaiser Maximilian, war in der Wiener Neustadt bestattet worden, obwohl auch in der Innsbrucker Hofkirche ein großes Grabmal für ihn errichtet wurde, das aber leer blieb. Maximilians Vater Friedrich III. besitzt bekanntlich ein imposantes Grab im Stephansdom in Wien.

Karl V. hatte lange Zeit Granada – wo auch die katholischen Könige, seine Großeltern bestattet waren – als Ort für sein Grab vorgesehen, hatte in seinem letzten Testament aber auch den Wunsch nach einem eigenen neuen Mausoleum für sich und seine Nachkommen zum Ausdruck gebracht.²⁴ Hier mag auch eine Rolle gespielt haben, dass die alte in den 1380er-Jahren begründete Grablege der Herzöge von Burgund, von denen Karl V. in weiblicher Linie abstammte und mit deren Geschichte er sich in ganz besonderer Weise identifizierte, die Kartause von Champmol bei Dijon nach 1477 unter französische Kontrolle geraten war und daher nicht mehr zur Verfügung stand. Auch wenn die burgundische Tradition für Philipp II. weniger wichtig war als für seinen Vater, kann man im Escorial wohl dennoch einen Ersatz für das verloren gegangene Champmol sehen; die Kombination von Kloster und Grablege ist jedenfalls vergleichbar, nur dass der Escorial eben auch noch eine Residenz war.

²² Henry Kamen: Philip of Spain, New Haven, Ct. 1997, S. 199–200.

²³ Siehe Turismo Madrid Concorcio Turístico: Monasterio de San Lorenzo de El Escorial, in: Wikipedia, URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Real_Sitio_de_San_Lorenzo_de_El_Escorial#/media/Datei:Vista_aerea_del_Monasterio_de_El_Escorial.jpg> (17.06.2022).

²⁴ Juan Rafael de la Cuadra Blanco: Arquitectura e historia sagrada. Nuevas consideraciones sobre la idea de El Escorial y el templo de Jerusalén, Madrid 2013, S. 72.

Unter den zahlreichen Historikern und Kunsthistorikern, die sich mit dem Escorial beschäftigt haben, muss vor allem Henry Kamen genannt werden. Seine 2010 erschienene Monographie wendet sich ebenso wie seine einflussreiche Biographie des Königs gegen die – vor allem negativen – Legenden, die mit dem Escorial und mit Philipp II. verbunden sind.²⁵ Der Escorial als Schloss eines düsteren religiösen Fanatikers, oder Monument der Eitelkeit eines Größenwahnsinnigen Machtmenschen – das sind Interpretationen für die Kamen keinerlei Sympathie hat. Schon in seiner Biographie des Königs versuchte er Philipp II. als „normalen“ Herrscher der Spätrenaissance darzustellen. Wenn der König überhaupt als religiöser Eiferer betrachtet werden könne, dann bestenfalls in seinen beiden letzten Lebensjahrzehnten, nach dem Tod seiner vierten und letzten Gemahlin, als er sich auch immer mehr in den Escorial zurückzog.²⁶ Er habe aber niemals ein Programm der Bekämpfung des Protestantismus in ganz Europa verfolgt, ihm sei es immer nur darum gegangen, seine eigenen Untertanen gegen die Versuchungen der Häresie zu schützen, wenn auch mit harter Hand und unter vollem Einsatz der Zwangsmittel der Inquisition, die er rückhaltlos unterstützte, wie das in Spanien üblich war. Liest man hingegen eine andere neue Biographie, die von Geoffrey Parker, ergibt sich ein ganz anderes Bild. Für Parker war der König besessen vom Gedanken, eine heilige, messianische Sendung zu besitzen.²⁷ Weil er sich als Werkzeug Gottes im Kampf gegen die Ketzerei, aber auch den Islam sah, vertraute er oft blind auf die Hilfe der göttlichen Vorsehung und ließ sich politisch ebenso wie militärisch nicht selten auf Unternehmungen ein, die eigentlich nur geringe Erfolgsaussichten besaßen wie z. B. die Expedition der Großen Armada 1588 gegen England. Dem könnte man freilich das Argument entgegensetzen, dass Philipp außenpolitisch durchaus pragmatisch zu agieren verstand. Den Krieg gegen England nahm er erst auf, als die Monarchie der Tudors für ihn durch ihre Unterstützung für die Rebellen in den Niederlanden und durch englische Angriffe auf das spanische Kolonialreich zur Gefahr wurde.

Aber entscheidend in diesem Zusammenhang ist vielleicht weniger die psychische Verfassung des Königs als die innere Logik der imperialen Machtstellung Spaniens in Europa und der Welt und der Zwänge, die diese Logik mit sich brachte. Imperien tendieren grundsätzlich dazu, Hegemonialansprüche gegenüber anderen Mächten – jedenfalls für eine größere Einflussphäre jenseits ihrer Grenzen – zu entwickeln und daraus das Recht, aber auch die Pflicht, zu Interventionen in fremden Herrschaftsgebieten abzuleiten.²⁸ Die Reputation Philipps II., die für seine Legitimation als Herrscher über ein recht heterogenes Reich von entscheidender

²⁵ Kamen: Escorial.

²⁶ Kamen, Philip of Spain, S. 230–231.

²⁷ Geoffrey Parker: *Imprudent King. A New Life of Philip II.*, New Haven 2014; vgl. Ders.: *Lecture II. The Messianic Vision of Philip II.*, in: ders. (Hg.): *The World is Not Enough. The Imperial Vision of Philip II of Spain*, Waco, Texas, 2000, S. 29–53; und ders.: *The grand strategy of Philip II*, New Haven 1998, S. 77–110.

²⁸ Zu diesem Aspekt imperialer Politik vergl. jetzt auch Julian Katz: „Para cumplir con el renombre de Rey Católico“. Zum Verhältnis von Reputation, Intervention und Sicherheit in Spaniens Beziehungen mit England, ca. 1568–1604,

Bedeutung war, beruhte nicht zuletzt auf seiner Position als Patron und Schutzherr von bedrängten Katholiken in ganz Europa, gleichgültig ob es sich nun um Irland, Frankreich oder das Heilige Römische Reich handelte. Daraus leitete er ein Recht zur militärischen Intervention ab, konnte sich aber dem Zwang zu solchen Interventionen, wie etwa in Frankreich in den 1590er-Jahren auch kaum entziehen.²⁹

Für die Deutung des Escorials als Bauwerk und seiner politischen Botschaft ist dieser Blick auf die Person des Erbauers, aber auch auf das Selbstverständnis der spanischen Monarchie im späten 16. Jahrhundert nicht unwichtig, denn ohne Zweifel sollte der Klosterpalast auch diesem Selbstverständnis Ausdruck verleihen. Kamen hat in seiner Studie über den Escorial versucht, diesen wichtigen Gedächtnisort der spanischen Geschichte zu entmythologisieren: Der Escorial ist für ihn, wie schon betont, nicht die Zwingburg eines düsteren religiösen Fanatiklers, aber eben auch nicht ein Monument ewiger spanischer Größe und Überlegenheit aus einer Epoche, als Spanien die halbe Welt beherrschte. Dabei geht es ihm wesentlich auch darum, die These zu widerlegen, im Escorial finde das überzogene Geltungsstreben seines Erbauers seinen Ausdruck. Dass Philipp II. dynastischer Stolz und ein starkes persönliches Geltungsstreben fremd waren, scheint allerdings eine kühne Behauptung, angesichts seiner Politik in den Niederlanden, in Frankreich oder gegenüber England. Richtig ist allerdings, dass der König für sich keine öffentlichen Denkmäler errichten ließ – das heroisierende Herrscherdenkmal war allerdings ohnehin eine italienische Erfindung und breitete sich erst nach der Wende zum 17. Jahrhundert stärker über die Halbinsel hinaus aus.³⁰

Allerdings waren auch große Staatsporträts, die den Herrscher als Sieger auf dem Schlachtfeld oder sonst als Triumphator zeigen, für die Herrschaft Philipps II. nicht typisch, und der König scheint den Escorial nicht systematisch mit solchen Bildern ausgeschmückt zu haben. Das heißt nicht, dass Bilder, die den wichtigsten spanischen Seesieg des späten 16. Jahrhunderts in der Schlacht von Lepanto feierten, in den königlichen Sammlungen fehlten, zumal man nicht vergessen darf, dass der Escorial als Kloster für bestimmte Formen der monarchischen Selbstdarstellung eben keine geeignete Bühne bot, die daher anderen Residenzen vorbehalten blieben.³¹

in: Christoph Kampmann u. a. (Hg.): *Recht zur Intervention – Pflicht zur Intervention? Zum Verhältnis von Schutzverantwortung, Reputation und Sicherheit in der Frühen Neuzeit*, Baden Baden 2021, S. 242–302.

²⁹ José Javier Ruiz Ibáñez: *Las percepciones de la Monarquía hispánica como un proyecto universal*, in: Pedro Cardim/Gaetano Sabatini (Hg.): *António Viera. Roma e o universalismo das monarquias portuguesa e espanhola*, Lissabon 2011, S. 29–52; ders.: *Les acteurs de l'hégémonie hispanique. Du monde à la péninsule Ibérique*, in: *Annales. Histoire, Sciences Sociales* 69 (2014), S. 927–954; siehe auch ders.: *Inventar una monarquía doblemente católica. Los partidarios de Felipe II en Europa y su visión de la hegemonía española*, in: *Estudis. Revista de historia moderna* 24 (2008), S. 87–109.

³⁰ Katharina Helm: *Heroisierung als visuelle Rhetorik in Standbildern der Frühen Neuzeit in Italien und Frankreich*, Würzburg 2022, mit der älteren Literatur.

³¹ Der Escorial war von Anfang an als Rückzugsort für den König gedacht, ein Ort, wo er seine „vacaciones sagradas“ verbringen konnte. Bezeichnenderweise besaß der eigentliche Palastteil anders als das Kloster und die Kirche kein

Aber auch die Sammlungen des Escorial wiesen ursprünglich das eine oder andere Kunstwerk auf, das den Monarchen heroisierte oder ihn als Vollstrecker eines göttlichen Auftrages zeigte. So erwarb der König in den 1580er-Jahren sechs Bilder italienischer Künstler, die den Sieg von Lepanto feierten (Kamen 189-191) – sie hatten ursprünglich seinem in Ungnade gefallen Sekretär Antonio Pérez gehört – auch wenn diese Bilder im Escorial nie einen wirklich prominenten Platz fanden, sondern in einem Nebenraum aufbewahrt wurden.³² Zu den Werken, die Lepanto verherrlichten, gehörte auch Tizians *Allegorie des Sieges*, die der König explizit in Auftrag gegeben hatte, um ein Gegenstück zum Bild desselben Künstlers zu besitzen, das seinen Vater auf dem Schlachtfeld von Mühlberg als Sieger zeigte.³³ Mit seinem Vater als Schlachtensieger gleichzuziehen, war also offenbar ein Gedanke, der ihm doch nicht ganz fern lag. Am bekanntesten von den bildlichen Darstellungen, die den Sieg von Lepanto feierten, ist wohl El Grecos *Der Traum Philipp II.*, das den König zusammen mit dem Dogen und dem Papst, seinen Verbündeten im Kampf gegen die Osmanen, in der Anbetung des Namens Jesu zeigte, übrigens direkt neben dem Höllenschlund kniend. Eine Fassung des Bildes befindet sich noch heute im Escorial.³⁴

El Grecos Vision passt recht gut zur gesamten Anlage des Escorial. Wenn der Escorial eine spezifische Botschaft hatte, dann sollte er wohl vor allem die Pietas des Herrschers darstellen, zumal die Betonung der *pietas Austriaca* schon seit langem ein wesentlicher Teil der Selbstdarstellung der Habsburger als Dynastie war.³⁵ Das schloss den Hinweis auf die eigene Demut gegenüber der Kirche und ihren Repräsentanten ein. Natürlich kann man sagen, dass das alles nur Inszenierung, das Spielen einer Rolle war, aber es war eben eine Rolle, auf deren publikumswirksame Aufführung die Habsburger großen Wert legten. Die militärische Selbstinszenierung des Königs als Schlachtensieger spielte demgegenüber im Escorial – anders als in anderen Residenzen – nur eine untergeordnete Rolle. Man sollte dabei freilich nicht vergessen, dass der Sieg, den das Heer des Königs 1557 bei Saint Quentin über die Franzosen errungen hatte, ein wichtiger Anlass für die Gründung des Klosters gewesen war. Die Klosterkirche des Escorial war St. Laurentius geweiht, dem Heiligen, dessen Tag am 10. August – das Datum des ersten Sieges bei

repräsentatives Portal. Der Escorial war eben primär ein Monument der „Pietas Austriaca“. Siehe dazu Fernando Checa Cremades: Felipe II. Mecenaz de las artes, Madrid ²1993, S. 228, 231 und 284–99. Vgl. ders.: Felipe II en El Escorial. La representación del poder real, in: *Anales de Historia del Arte I* (1989), S. 121–140, wo Checa Cremades betont, dass das Charisma des Königtums in Spanien gerade in der Unzugänglichkeit und Verborgenheit des Königs bestand und Phillip II. sich im Escorial entsprechend inszenierte.

³² Kamen: Escorial, S. 189–191.

³³ Vgl. dazu Bruce Cole: Titian and the Idea of Originality, in: Andrew Ladis u. a. (Hg.): *The Craft of Art. Originality and Industry in the Italian Renaissance and Baroque Workshop*, Athens, Georgia 1995, S. 86–122, hier S. 108. Das Bild war als Gegenstück zum Porträt Karls V. auf dem Schlachtfeld von Mühlberg (ebenfalls von Tizian) konzipiert.

³⁴ El Greco: *The Adoration of the Name of Jesus*, National Gallery, London, in: Wikipedia, URL: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:El_Greco,_The_Adoration_of_the_Name_of_Jesus.png> (17.06.2022).

³⁵ Vgl. dazu auch Rosemarie Mulcahy: *The King at Prayer*, in: dies.: *Philip II of Spain, Patron of the Arts*, Dublin 2004, S. 53–70.

Saint Quentin – gefeiert wurde. In den ersten Jahren nach Baubeginn wurde die Kirche auch inoffiziell als „Sant Lorenzo de la Victoria“ bezeichnet, später trat allerdings die Funktion der Kirche als Grablege für Karl V. und die gesamte Dynastie in den Vordergrund.³⁶

Ungeachtet der zentralen Funktion des Escorial als Grablege war die entscheidende Schlacht von Saint Quentin im Escorial auch im sogenannten Saal der Schlachten durch ein Wandgemälde dargestellt, ebenso wie ein Seesieg gegen die Franzosen bei den Azoren im Jahre 1582 im Kontext des Kampfes um die Absicherung des Erbanspruches Philipps II. auf die portugiesische Krone. Ansonsten wurde dieser Raum aber dominiert durch die Darstellung eines Gefechtes gegen die Mauren aus dem 15. Jahrhundert, das eigentlich politisch und militärisch von begrenzter Relevanz gewesen war, der Schlacht von Higuera (1431), die Johann II. von Kastilien gegen den Emir von Granada gewonnen hatte. Es ist denkbar, dass Philipp II. mit diesem Fresko auch seinen eigenen Sieg über die aufständischen Moriscos in der Alpujarras-Revolution (1568-71) feiern wollte. Darüber hinaus war offenbar der ästhetische und antiquarische Reiz der exakten Abbildung einer solchen mittelalterlichen Schlacht für den König per se wichtig. Das Fresko beruht im übrigen auf einer älteren Darstellung des Gefechtes auf einer Leinwandrolle, die wenige Jahre zuvor wiederentdeckt worden war und die der König durch die Übertragung auf ein Fresko offenbar bewahren wollte.³⁷ In jedem Fall ist die Wahl von Higuera als Motiv für den Saal der Schlachten ein Bekenntnis zum Kampf gegen den Islam als Grundmotiv des Selbstverständnisses der spanischen Monarchie.

Im Übrigen war der Escorial, wie bereits hervorgehoben, nicht die einzige königliche Residenz und im Prado im Nordwesten von Madrid waren noch andere Siege des Hauses Habsburg dargestellt, nämlich die Siege Karls V. bei Tunis und bei Pavia, sowie die Einnahme von Antwerpen 1585 und der Festung Sluis 1587. Beides waren militärische Erfolge in den Niederlanden, allerdings ohne nachhaltige Wirkung, aber offenbar war es Philipp II. doch wichtig, auf diese militärischen Erfolge hinzuweisen.³⁸

Im Escorial gab es freilich andere Prioritäten als die Feier des Königs als Schlachtensieger. Im Mittelpunkt standen eher die Frömmigkeit und die „Weisheit“ des Herrschers. Um diesen Anspruch darauf, ein Förderer der Gelehrsamkeit und ein weiser Herrscher zu sein, zu bekräftigen, schuf der Monarch u. a. eine gewaltige Bibliothek, die zwar auch für interessierte Leser offen stehen sollte, die aber vor allem den König als Mäzen der Wissenschaften und als weisen Herrscher, mutmaßlich in der Nachfolge des biblischen Herrschers Salomo, feiern sollte.

³⁶ De La Cuadra Blanco: *Arquitectura e historia sagrada*, S. 70.

³⁷ Kamen: *Escorial*, S. 195–196; Checa Cremades: *Felipe II mecenas*, S. 366–367.

³⁸ Jonathan Brown/J. H. Elliott: *A Palace for a King. The Buen Retiro and the Court of Philip IV*, New Haven 1986, S. 51; vgl. Laura Fernández-González: *Philip II of Spain and the Architecture of Empire*, University Park, Pennsylvania. 2021, S. 147.

Unter anderem erwarb er für die Bibliothek auch zahlreiche arabische Manuskripte, so dass die Bibliothek lange Zeit die wichtigste Sammlung solcher Schriften in Westeuropa beherbergte.³⁹ Zur Vervollständigung seines Arsenal von Büchern und Manuskripten gab der König auch eine Naturgeschichte der Neuen Welt in Auftrag, die die dortige Flora und Fauna dokumentieren sollte. Der Autor dieses gigantischen Werkes, das über 3.000 Pflanzen beschrieb und abbildete, war der Arzt Francisco Hernández, gedruckt wurde es allerdings nach einer Abschrift erst im 17. Jahrhundert in Italien. Aber die Sammlungen zeigen, dass der Escorial auch als Tempel der Weisheit konzipiert war, wobei die bloße Präsenz der Bücher und Manuskripte offenbar am Ende wichtiger war als ihre wirkliche Nutzung und Auswertung, denn des Königs eigene Handbibliothek war natürlich sehr viel kleiner und selektiver, und öffentlich zugänglich war die Bibliothek kaum.⁴⁰

Umstritten ist freilich, ob dieser Versuch, den Escorial zu einem Tempel der Weisheit zu machen, Teil eines weiterreichenden Konzeptes war, nämlich einer Selbstdarstellung des Königs als neuer Salomon, und der Inszenierung des Escorial als salomonischer Tempel. Eine solche Verbindung zwischen dem jüdischen Tempel in Jerusalem in einer seiner Ausgestaltungen und dem Escorial wurde zumindest seit den 1590er-Jahren auch schon von Zeitgenossen explizit hergestellt, etwa von dem Jesuiten Juan Bautista Villalpando, dem wir eine große Rekonstruktion des Tempels verdanken. Zwar erschien seine Abhandlung über den Salomonischen Tempel erst nach dem Tode Phillips II., aber der König hatte das Werk noch zu Lebzeiten gefördert und nahm an seinem Fortgang anscheinend Anteil.⁴¹ Dennoch ist es in der Forschung umstritten, ob Philipp II. wirklich versuchte, sich mit dem Bau des Escorial in irgendeiner Weise als legitimer Nachfolger des biblischen Herrschers darzustellen. Henry Kamen hat dies in seiner Monographie über den Escorial vehement bestritten. Er geht dabei allerdings so weit, auch den prominenten Skulpturenschmuck der Fassade von San Lorenzo im Escorial – die Statuen von sechs Königen des Alten Testaments, dabei an zentraler Stelle die Figuren von David und Salomon, der als Erbauer des Tempels durch eine Inschrift identifiziert wird – als irrelevant abzutun.⁴² Diese Skulpturen habe der Bibliothekar und Berater des Königs Arias Montano während der Abwesenheit Philipps errichten lassen, ohne den Monarchen zu konsultieren.⁴³ Das klingt

³⁹ Kamen: Escorial, S. 108.

⁴⁰ Kamen: Escorial, S. 115 und generell S. 101–116; vgl. Checa Cremades: Felipe II en El Escorial, S. 131–135.

⁴¹ Villalpando publizierte seine Rekonstruktion des Tempels allerdings erst 1604/05: Jerónimo Prado/Juan Bautista Villalpando: In Ezechielem Explanaciones et Apparatus Urbis, ac Templi Hierosoloymitani, 2 Bde., Rom 1596–1605; es war hier vor allem der zweite Band, der von Villalpando stammte und in dem die Baugeschichte des Salomonischen Tempels erörtert wurde; vgl. zur Förderung des Werkes durch den König Checa Cremades: Felipe II en El Escorial, S. 132–133.

⁴² Zum Hof der Könige siehe Pol Mayer: El Escorial, West Façade, in: Wikipedia, URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Real_Sitio_de_San_Lorenzo_de_El_Escorial#/media/Datei:El_Escorial-PM_16933.jpg> (17.06.2022).

⁴³ Kamen: Escorial, S. 90–94, 162. Zu Arias Montano vgl. auch Ramiro Flórez/Isabel Balsinde: El Escorial y Arias Montano, Madrid 2000.

wenig wahrscheinlich, denn wir wissen, dass Philipp sich bis in die Details hinein mit dem Bau der Klosterresidenz beschäftigte und die Konstruktion entsprechend pedantisch überwachte.⁴⁴ Überdies ließ der König unterhalb der Statuen zwei Gedenksteine anbringen, die die Stiftung des Klosters und die Weihe der Kirche für die Nachwelt festhielten. Auf den Inschriften dieser Tafeln bezeichnete er sich als König von Spanien (genau genommen aller spanischen Königreiche: „omnium Hispaniae regnorum“), beider Sizilien und von Jerusalem,⁴⁵ andere mögliche Titel etwa „rey de las Indias Orientales y Occidentales“, oder als Erzherzog von Österreich wurden nicht erwähnt, obwohl der Titel eines Königs von Jerusalem natürlich nur symbolische Bedeutung hatte, wenn er auch zu den vornehmsten Titeln des Monarchen gehörte. Aber offenbar ging es Philipp darum, sich als legitimer Nachfolger der biblischen Könige darzustellen und der bedeutendste Bauherr unter diesen Monarchen war nun einmal Salomon. Außerdem verweisen in Kloster und Palast mehrere Fresken und Gemälde auf Episoden aus dem Leben Salomons, wie es die Bibel überliefert.⁴⁶ Das alles nur als konventionelles Herrscherlob abzutun, wie man es an jedem beliebigen Hof in Europa finden kann, scheint doch recht weit hergeholt. Außerdem hebt Juan Rafael de la Cuadra Blanco in einer neueren schon zitierten Studie mit Nachdruck hervor, wie stark die Identifikation mit Salomon an Philipp während seines Aufenthaltes in den Niederlanden durch Darstellungen und Reden bei feierlichen Einzügen oder durch Predigten herangetragen wurde.⁴⁷ Hier spielte natürlich auch immer eine Rolle, dass Karl V. als David und damit als heroischer Krieger erschien, während seinem Sohn eine etwas andere Rolle zugedacht war. Aber welche war diese Rolle? Das lassen, wie de la Cuadra Blanco hervorgehoben hat, einschlägige Texte etwa von Kardinal Pole in England oder die Leichenpredigt auf Karl V. von François Richardot (dem späteren Bischof von Arras), die dieser 1558 in Gegenwart des Königs hielt, erkennen. Der Tempel Salomons wurde als Sinnbild der Kirche gesehen, die es nach den Zerstörungen durch die Reformation wieder aufzubauen gelte.⁴⁸ Beim Bau des Klosters von San Lorenzo und seiner Kirche mag dabei auch der Gedanken eine Rolle gespielt haben, dass hier Gott physisch erfahrbar präsent war, nämlich in der Eucharistie, so wie er im Jerusalemer Tempel in der Bundeslade unsichtbar präsent gewesen war. Jedenfalls waren die Grabmäler Karls V. und Philipps II. und ihrer Familien auf den Altar als Ort der Transsubstan-

⁴⁴ Parker: *Imprudent King*, S. 106–07; vgl. Checa Cremades: *Felipe II mecenas*, S. 295, der davon ausgeht, dass der König die Aufstellung der Statuen selbst überwachte.

⁴⁵ De La Cuadra Blanco: *Arquitectura e historia sagrada*, S. 141–142; der Anspruch auf den Titel eines Königs von Jerusalem, den Philipp erhob, ging auf den Stauferkönig Friedrich II. als Herrscher von Sizilien zurück, der ihn unter seinen Vorfahren als erster getragen hatte, daher wird hier auch das Königreich beider Sizilien genannt. Zu bedenken ist allerdings auch, dass Philipp II. neben den diversen iberischen Königstiteln nur Erbe zweier weiterer königlicher Herrschaftstitel war, des sizilianischen und eben des Anspruchs der Herrschaft über Jerusalem. Das relativiert die Aufführung dieser Titel auf den Gedenktafeln im Escorial.

⁴⁶ Ebd., S. 129–139.

⁴⁷ Ebd., S. 31–38, S. 52–56.

⁴⁸ Ebd., S. 37–39, S. 53–56, sowie S. 71.

tiation in der Messe ausgerichtet. Dieser Hinweis auf die real erfahrbar Präsenz Gottes, wenn er denn in der Tat beabsichtigt war, hätte sich gegen die protestantische Lehre vom Abendmahl namentlich in ihrer reformierten Zuspitzung gerichtet.⁴⁹

Solche Deutungen mögen ein Stück weit spekulativ sein, kein Zweifel kann aber daran bestehen, dass Philipp II. den Escorial als spirituelles Zentrum seines Weltreiches plante, so wie eben Jerusalem mit seinem Tempel der Mittelpunkt des Reiches der biblischen Könige seit Salomon gewesen war. Von daher liegt es durchaus nahe, dass er sich selber in der Nachfolge Salomons sah. Unbestritten ist auch, dass für ihn und seinen Berater Arias Montano, der auch der Herausgeber einer großen polyglotten Bibel in den Sprachen Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Altsyrisch und Chaldäisch war, die jüdischen Ursprünge des Christentums von großer Bedeutung waren, obwohl die Inquisition eine so starke Betonung solcher Kontinuitäten mit Argwohn sah und als potentiell „judaisierend“ betrachtete, wie Montano auch persönlich erfahren musste.⁵⁰

Sicherlich ist die Lesart des Escorial als Tempel Salomons nur eine von mehreren möglichen Interpretationen der symbolischen Bedeutung der Klosterresidenz. Dass dem König die Wirkung seines Bauwerkes als Zeichen seiner Herrschaft und ihrer Verbindung mit der Sache der Römischen Kirche wichtig war, lässt sich freilich schwer bezweifeln, denn auch, wenn der Escorial und seine Kirche nur wenigen seiner Untertanen zugänglich waren, wie Kamen zurecht betont,⁵¹ sorgten graphische Darstellungen dafür, dass den Spaniern, aber auch den anderen Vasallen des Königs die Klosterresidenz visuell vertraut wurde. So publizierte der flämische Kupferstecher Pieter Perret (spanisch: Pedro Perret) 1587 eine Serie von zwölf Stichen, die den Escorial dem Leser als das bedeutendste Bauwerk seit der Antike präsentierten. Auch andere Graphiken, die den König als Verteidiger des Glaubens feierten, zeigten im Hintergrund bezeichnenderweise den Escorial.⁵²

III

Der Buen Retiro trägt einen ganz anderen Charakter als der Escorial. Diese Residenz diente ganz konkreten Repräsentationsbedürfnissen in einem Moment der Krise der Monarchie und der Dynastie, für diese wurde er kurzfristig entworfen. Eine dauerhafte Nutzung über 100 Jahre oder länger stand nicht im Mittelpunkt der Planungen. Entsprechend schnell vollzog sich auch die Umsetzung des Bauvorhabens.⁵³ Während der Escorial im Laufe von 20 Jahren nach und

⁴⁹ Ebd., S. 73.

⁵⁰ Zu ebd., S. 50–51, S. 169–71; vgl. María M. Portuondo: *The Spanish Disquiet. The Biblical Natural Philosophy of Benito Arias Montano*, Chicago 2019.

⁵¹ Kamen: *Escorial*, S. 210.

⁵² Mulcahy: *The King at Prayer*, S. 56–57.

⁵³ Grundlegend für die Baugeschichte Brown/Elliott: *Palace*; vgl. Mercedes Simal López: *El escenario des valido. El*

nach erbaut wurde, entstand der Buen Retiro am damaligen Rande von Madrid in wenigen Jahren ab 1630. Besondere Mühe gab man sich mit dem Bau nicht und verwendete zum Teil auch zweitklassiges Material. Durch seinen äußeren Glanz beeindruckte der Palast also weniger, auch wenn er von einem großen Park umgeben war. Aber die Funktion des Buen Retiro war auch eine andere: Diese Sommerresidenz diente vor allem als Bühne für höfische Feste und Theateraufführungen. Den Besucher sollte der Palast weniger durch seine Architektur beeindrucken, sondern durch seine Kunstsammlungen und seine sonstige Ausstattung.⁵⁴

Der eigentlich spiritus rector des Bauprojektes war der Favorit des Königs, der Herzog von Olivares, der seit der Thronbesteigung Philipps IV. 1621 respektive seit 1622 die Richtlinien der spanischen Politik weitgehend bestimmte. Olivares' Macht beruhte nicht nur auf der Gunst des Königs, sondern auch auf seinen Ämtern. Als Erster Kammerherr, summiller de corps und Oberstallmeister sowie später auch als Oberstkämmerer kontrollierte er weitgehend den Zugang zum Herrscher am Hof.⁵⁵ Allerdings war seine Position nie ganz ungefährdet: In dem Maße wie die politischen und militärischen Erfolge ausblieben, und das war ab Ende der 1620er-Jahre zunehmend der Fall, wandten sich Teile der Aristokratie gegen den allmächtigen Favoriten und demonstrierten ihre Unzufriedenheit nicht zuletzt dadurch, dass sie dem Hof ganz fernblieben – sie traten gewissermaßen als Höflinge in den Streik.⁵⁶

Der Bau des Buen Retiro war nicht zuletzt eine Reaktion auf die Krise des Regimes, die sich um 1630 abzeichnete. Der Hof sollte für die Aristokratie wieder attraktiver werden und zugleich sollte das politische Programm des leitenden Ministers in diesem Palast und seinem künstlerischen Dekor einen angemessenen symbolischen Ausdruck finden. Es ging darum, die malcontente Aristokratie wieder in das Herrschaftssystem zu integrieren. Dabei mussten natürlich auch die Rückschläge der vergangenen Jahre überspielt werden. Waren die Anfangsjahre des Dreißigjährigen Krieges respektive die zweite Hälfte des Achtzigjährigen Krieges gegen die nördlichen Niederlande, der 1621 wieder aufgenommen worden war, noch durch große spanische Erfolge gekennzeichnet gewesen, so wendete sich das Blatt ab 1629/30. Frankreich erlangte nach langen Jahren der inneren Wirren seine Handlungsfähigkeit zurück und griff in Oberitalien auf der Seite der Gegner Spaniens in bestehende Konflikte ein. Zugleich half es, die schwedische Inter-

conde-duque de Olivares y el Palacio del Buen Retiro, in: Cuadernos de Historia Moderna 45 (2020), S. 565–601; siehe auch Andrés Úbeda de los Cobos (Hg.): El Palacio del Rey Planeta. Felipe IV y el Buen Retiro, Madrid 2005 und Barbara von Barghahn: Philip IV and the "Golden House" of the Buen Retiro in the Tradition of Caesar, 2 Bde., New York 1986.

⁵⁴ Zur visuellen Gestalt des Palastes siehe El Palacio del Buen Retiro, Jusepe Leonardo (zugeschrieben), Öl auf Leinwand, 1637, o. O., einsehbar in: Wikipedia, URL: <https://en.wikipedia.org/wiki/Buen_Retiro_Palace#/media/File:Palacio_Buen_Retiro_Leonardo.jpg> (17.06.2022).

⁵⁵ Robert A. Stradling: Philip IV and the Government of Spain, 1621–1665, Cambridge 1988, S. 42–45 und S. 114–115.

⁵⁶ Fernando Marías Franco: Pinturas de historia, imágenes políticas. Repensando el Salón de Reinos, Madrid, 2012, S. 32–33; Elliott: Olivares, S. 425–456.

vention in Deutschland, die zum Zusammenbruch der katholisch-kaiserlichen Machtstellung in den Jahren 1631–32 führte, zu finanzieren, während die spanische Monarchie einmal mehr finanziell am Rande des Abgrunds stand.

In dieser Situation sollte das Prestigeprojekt des Buen Retiro das Vertrauen in die Herrschaft Philipps IV. und seines Favoriten wiederherstellen. Der Palast war aber auch in rein praktischer Hinsicht als Machtbastion des Conde Duque geplant, denn Olivares hatte sich das Amt des Schlossvogtes, des *Alcaide* des Buen Retiro übertragen lassen.⁵⁷ Damit waren nicht nur Wohnrechte im Palast verbunden, sondern noch mehr als an anderen Orten war er dadurch dort in der Lage, den Zugang zum Herrscher kraft seines Amtes zu kontrollieren.

Kern des Palastes, jedenfalls mit Blick auf die symbolische Darstellung von Autorität, war der Saal der Königreiche, ein großer Festsaal, der mit den Wappen der 24 Kronlande der spanischen Monarchie geschmückt war.⁵⁸ Vor allem aber feierten die Gemälde, die Olivares für den Saal in Auftrag gab, die militärischen Erfolge der Monarchie in den Jahren 1621 bis 1633.⁵⁹ Eine Darstellung der militärischen Kraft der Monarchie schien umso wichtiger, weil sich die militärische Lage zu Beginn der 1630er-Jahre verschlechtert hatte. In den Niederlanden hatten die Rebellen aus dem Norden erneut die Oberhand gewonnen und die mit Madrid verbündeten Habsburger der österreichischen Linie hatten seit 1630, seit der Intervention Schwedens in Deutschland, fast nur Niederlagen erlitten. Der große spanische und kaiserliche Sieg von Nördlingen im Jahre 1634 lag hingegen noch in der Zukunft, als das Bildprogramm für den Saal der Königreiches geplant wurde.

Dargestellt waren zwölf Schlachten.⁶⁰ Allein fünf davon entfielen auf das *annus mirabilis* der spanischen Monarchie 1625, nämlich die Einnahme der niederländischen Festung Breda durch Ambrogio Spinola, die Wiedereroberung von Salvador de Bahia in Brasilien, das die Niederländer besetzt hatten, die Entsetzung von Genua, das eine französisch-savoyische Armee belagerte, die Vertreibung der Niederländer von der Insel Puerto Rico in der Karibik und die siegreiche Verteidigung der Hafenstadt Cadix gegen einen englischen Angriff. Weitere drei militärische Siege entfielen auf das Jahr 1633, nämlich die Entsetzung des belagerten Konstanz, die

⁵⁷ Simal López: El escenario, S. 565–601.

⁵⁸ Zur visuellen Gestalt der Halle der Königreiche und ihrer Ausschmückung siehe Bilder in Salón des Reinos, in: Wikipedia, URL: <https://es.wikipedia.org/wiki/Sal%C3%B3n_de_Reinos> (17.06.2022).

⁵⁹ Zum Salón de Reinos Brown/Elliott: Palace, S. 141–192; vgl. Ulrich Pfisterer: Malerei als Herrschafts-Metapher. Velázquez und das Bildprogramm des Salón de Reinos, in: Marburger Jb. für Kunstwissenschaft 29 (2002), S. 199–252 und Laura García Sánchez: Arte, ostentación y poder. Felipe IV y el programa iconográfico del Salón des Reinos del Palacio del Buen Retiro. El context Atlántico, in: Cuadernos de Historia del Arte 33 (2019), S. 111–158 und Miguel Hermoso Cuesta: The Hall of Realms. A Space for Royal Magnificence, in: Gijs Versteegen u. a. (Hg.): Magnificence in the 17th century, Boston 2021, S. 89–112, S. 102–105 zu Maíno. Die Bilder zeigen den König weniger als Eroberer, sondern als Bewahrer des Friedens in einer weltweiten Ordnung; vgl. Jonathan Brown: La Sala de Batallas de El Escorial. La Obra de Arte como Artefacto Cultural, Salamanca 1998.

⁶⁰ Brown/Elliott: Palace, S. 161–177.

Belagerung von Rheinfelden am Oberrhein und die Befreiung von Breisach, das die Schweden ebenso wie Konstanz belagert hatten. Darüber hinaus war dargestellt die Einnahme der Festung Jülich durch Spinola im Jahr 1622, der Sieg von Gonzalo Fernández de Córdoba über den Herzog Christian von Braunschweig und den Grafen Mansfeld bei Fleurus im selben Jahr, sowie die Rückeroberungen von S. Cristobal in der Karibik im Jahr 1629 und der Insel St. Martin im selben Jahr.

Insgesamt kam den einzelnen Gefechten eine recht unterschiedliche Bedeutung zu. Eher unbedeutende Gefechte in der Karibik standen neben erfolgreichen Belagerungen oder Entsatzzunehmungen von potentiell kriegswichtiger Bedeutung. Wichtig ist aber in jedem Fall die globale Perspektive. Wer den Saal der Königreiche betrat, dem wurde vor Augen geführt, dass Philipp IV. als Herrscher in der Neuen Welt ebenso präsent war wie in der Alten. Entsprechend waren unter den Wappen der unterschiedlichen Königreiche und Fürstentümer im Saal auch Mexiko und Peru vertreten.

Insgesamt drei Bilder – und das ist nicht unwichtig – stellten spanische Feldherren dar, wie sie die Kapitulation eines besiegten Gegners entgegennahmten respektive diesen Gegner begnadigten: die Übergabe von Breda von Velázquez, wohl das berühmteste Bild des Zyklus, die Wiedereroberung von Bahia und die Kapitulation von Jülich.⁶¹ Was an diesen Bildern auffällt ist, dass sie betonen, wie schonend und zum Teil auch ehrenvoll man mit den Besiegten umging. Sie stellen die *clementia principis*, die Milde des Monarchen, in den Vordergrund, auch wenn dieser durch seine Feldherren vertreten wird. Dieser Gestus war nicht selbstverständlich, denn in der ersten Hälfte des Achtzigjährigen Krieges waren die Niederländer, die sich gegen Spanien aufgelehnt hatten, einfach als Rebellen betrachtet und auch so behandelt worden, nicht als potentiell gleichwertige Kriegsgegner. Im Verhältnis zur Zeit vor 1609 hatte sich die Kriegsführung tatsächlich geändert und orientierte sich stärker an Regeln, die die schlimmsten Exzesse vermeiden sollten. Auch sahen die spanischen Kommandeure in ihren Gegnern nun ganz bewusst auch Standesgenossen, die zu einer gemeinsamen aristokratischen Gesellschaft gehörten⁶² – das bringt das Bild von Velázquez gut zum Ausdruck. Komplizierter war die Lage in Brasilien. Die gefangenen Holländer schickte man tatsächlich in ihre Heimat zurück. Sie wurden begnadigt, allerdings unter eher demütigenden Bedingungen; die portugiesischen Untertanen, die sich den Niederländern angeschlossen und mit ihnen gemeinsame Sache gemacht hatten, wurden

⁶¹ Zur Übergabe von Breda: La rendición de Breda, Diego Velázquez, Öl auf Leinwand, ca. 1635, Museo Nacional del Prado, Madrid, Inv.-Nr. P001172, einsehbar über Wikipedia, URL: <[https://de.wikipedia.org/wiki/Die_%C3%9Cbergabe_von_Breda#/media/Datei:Vel%C3%A1zquez_-_de_Breda_o_Las_Lanzas_\(Museo_del_Prado,_1634-35\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Die_%C3%9Cbergabe_von_Breda#/media/Datei:Vel%C3%A1zquez_-_de_Breda_o_Las_Lanzas_(Museo_del_Prado,_1634-35).jpg)> (17.06.2022). Und zur Rückgewinnung von Bahia (von Maíno): La recuperación de Bahía de Todos los Santos, Juan Bautista Maíno, Öl auf Leinwand, 1634–1635, Museo Nacional del Prado, Madrid, Inv.-Nr. P000885, einsehbar auf Wikipedia, URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Fray_Juan_Bautista_Maino_-_The_Recapture_of_Bahia_in_1625_-_WGA13872.jpg> (17.06.2022).

⁶² Zu diesem Wandel der Kriegsführung siehe Fernando González de León: The Road to Rocroi. Class, Culture and Command in the Spanish Army of Flanders, 1567–1659, Leiden 2009, bes. S. 103–104.



Abbildung 32: La recuperación de Bahía de Todos los Santos, Juan Bautista Maíno, Öl auf Leinwand, 1634–1635, Museo Nacional del Prado, Madrid, Inv.-Nr. P000885, URL: <<https://www.museodelprado.es/coleccion/obra-de-arte/la-recuperacion-de-bahia-de-todos-los-santos/6097f5ec-0faa-46b4-bee6-aa48043ab2c1>>. Abgedruckt mit freundlicher Genehmigung des Museo Nacional del Prado. Jegliche Weiterverwendung bedarf der Genehmigung durch das Museo del Prado.

hingegen bestraft und hingerichtet. Das galt besonders für die portugiesischen Neuchristen, die in Bahia lebten, also jüdische Untertanen.⁶³ Diese exemplarische Bestrafung der Kollaborateure, wenn man sie so nennen will, war in Lope de Vegas Drama über die Rückeroberung Brasiliens *El Brasil restituído*, das die Vorlage für Maínos bildnerische Darstellung des Geschehens darstellte, auch ausdrücklich hervorgehoben und als gerechte Rache für den Tod zahlreicher Portugiesen präsentiert worden.⁶⁴ Von daher war das Porträt des milden, gnädigen Herrschers, das die Schlachtenbilder zeichneten, doch in bestimmten Aspekten stark geschönt.

Auffällig bei den zwölf Schlachten- oder Kapitulationsszenen ist, dass eigentlich immer ein bestimmter Feldherr eine prominente Rolle einnimmt, ob es nun Spinola ist, der Herzog von Feria oder Don Fadrique Álvarez de Toledo, der Befreier Brasiliens von der niederländischen Herrschaft. Nicht wenige dieser Generäle und Admiräle waren jedoch zu Lebzeiten eher Gegenspieler des königlichen Favoriten gewesen oder hatten sich irgendwann mit ihm überworfen. Spinola war frühzeitig überzeugt, dass sich der Krieg gegen die niederländische Republik nicht würde gewinnen lassen. Er trat daher für einen Kompromissfrieden ein. Die Quittung hierfür

⁶³ Marías: Pinturas, S. 54–55.

⁶⁴ Claudia Cornejo Happel: "El Brasil Restituído de Lope de Vega, ¿un caso de propaganda política?", in: Ricardo de la Fuentes u. a. (Hg.): *Del Barroco al Neobarroco. Realidades y Transferencias Culturales*, Madrid 2009, S. 111–121.

erhielt er, als Olivares ihm sein Kommando in Flandern nahm und ihn nach Oberitalien schickte, wo er im Mantuanischen Erbfolgekrieg an der Pest erkrankte und starb, eigentlich als Opfer der Politik des Conde Duque.⁶⁵ Noch schlimmer erging es Don Fadrique. Sein Verhältnis zum Favoriten mag immer schwierig gewesen sein, da er als Nachkomme des Herzogs von Alba Olivares vermutlich als *homo novus* betrachtete, als Aufsteiger. Einen Tiefpunkt erreichten seine Beziehungen zu Olivares 1630, als dieser ihn mit einer Flotte nach Pernambuco schicken wollte, um die Niederländer erneut aus Nordbrasilien zu vertreiben. Don Fadrique lehnte diese Mission ab, da er sie als aussichtslos betrachtete – die finanziellen Mittel fehlten, um sie ausreichend vorzubereiten. Daraufhin fiel er in Ungnade, verlor alle seine Ämter und Pensionen und wurde zeitweilig sogar eingekerkert. Erst kurz vor seinem Tode 1634 wurde er rehabilitiert.⁶⁶ Es muss daher überraschen, dass er so prominent auf einem Gemälde im Saal der Königreiche dargestellt ist. Allerdings ist es auch das einzige Bild, auf dem neben dem jeweiligen Feldherren auch der König zu sehen ist – wenn auch nur als Bild im Bild –, aber man könnte in dieser Präsenz des Königs doch den Versuch sehen, dieses eine Mal zu zeigen, dass er der eigentliche Sieger war und nicht sein Feldherr.

Aber offenbar ging es Olivares mit dem ikonographischen Programm für den Saal der Königreiche darum, eine bestimmte Botschaft zu vermitteln. Dem höheren Adel Kastiliens, aber auch der anderen Reiche, sollte gezeigt werden, dass es sich lohnte, für den Ruhm und die Macht der Casa d’Austria zu kämpfen. Selbst dann, wenn man vorübergehend in Ungnade fiel, ewiger Ruhm war einem gewiss, wenn es einem gelang, militärische Erfolge im Kampf gegen die Gegner der Monarchie zu erringen. Von daher war der Salón de Reinos nicht nur eine Verherrlichung Philipps IV. als Kriegsherr, sondern auch eine Ruhmeshalle seiner Feldherren, wie der spanische Kunsthistoriker Fernando Marías zu recht betont hat.⁶⁷ Das passt zu dem politischen Programm, das Olivares in den 1630er-Jahren verfolgte. Die hohe Aristokratie sollte motiviert werden, sich wieder aktiver an den Kriegen des Königs zu beteiligen, sowohl organisatorisch, etwa bei der Rekrutierung von Soldaten wie auch durch die Übernahme von Kommandostellen im Heer oder der Marine. Olivares setzte auf eine Re-Aristokratisierung des militärischen Apparates, sicher auch um die materiellen Ressourcen der Aristokratie in vollem Umfang für die Kriegsanstrengungen mobilisieren zu können. In diesem Kontext verfolgte er sogar eine Art pädagogisches Programm für die Söhne des hohen Adels, denen eine militärische Karriere schmackhaft gemacht werden sollte.⁶⁸ Ob diese Politik sachdienlich war ist strittig, den Nie-

⁶⁵ Elliott: Olivares, S. 347–354, S. 370–372.

⁶⁶ Marías: Pinturas, S. 32–33, S. 67; vgl. jetzt auch Álvaro Bueno Blanco: Don Fadrique Álvarez de Toledo. El Sueño, la gloria y la Realidad del poder, Madrid 2021.

⁶⁷ Marías: Pinturas, S. 67–68.

⁶⁸ Elliott: Olivares, S. 187–188, S. 509–510, S. 536–537; vgl. I. A. A. Thompson: Consideraciones sobre el papel de la nobleza como recurso militar en la España moderna, in: Antonio Jiménez Estrella/Francisco Andújar Castillo (Hg.): Los nervios de la guerra. Estudios sociales sobre el ejército de la monarquía hispánica (siglos XVI-XVIII), Granada

dergang der Monarchie konnte sie jedenfalls nicht verhindern. Der Buen Retiro aber, das zeigt die Forschung, war mit seinem Dekor und seinem Bildprogramm Teil dieser Politik, die um die Aristokratie zugleich warb und auf sie Druck ausübte.

Aber die Bilder des Salón des Reinos sind noch in anderer Hinsicht aussagekräftig, wenn man nach dem politischen Programm des Conde Duque fragt und nach der Form der Repräsentation imperialer Autorität, der er zur Geltung verhelfen wollte. Das gilt besonders für das Schlüsselbild des Saales, die Rückeroberung von Bahia, denn in der Tat ist dies das zentrale Bild und nicht die Übergabe von Breda, das vielleicht künstlerisch bedeutender ist und auch einem größeren Publikum bekannter sein dürfte als das Werk von Maíno. Das Bild von Maíno ist, wie schon betont, das einzige der Serie von Schlachtenbildern, auf dem der König zu sehen ist und zwar in Begleitung von Olivares, als Bild im Bild, auf einem Wandteppich. Die Vorlage zu dieser Bildidee lieferte im Übrigen, wie bereits angedeutet, der Dichter Lope de Vega durch seine Komödie *El Brasil Restituido*, in der bereits eine Szene vorkam, in der ein Abbild des Königs die besiegten Holländer begnadigt.

Wir wissen außerdem, dass von den Gedichten, die nach seiner Fertigstellung den Buen Retiro und den Salón de Reinos feierten, allein drei dem Bild von Maíno gewidmet waren, mehr als jedem anderen Bild.⁶⁹ Eine besondere Bedeutung dürfte das Bild auch gehabt haben, weil es die enge militärische Kooperation zwischen Kastilien und Portugal darstellte. Portugiesen, die den Hof aufsuchten, sollte signalisiert werden, dass der König die Verteidigung ihrer Kolonien wirklich ernst nahm, denn daran zweifelte man in Lissabon durchaus, und argwöhnte überdies, in Madrid betrachte man Portugal eher als eroberte Provinz. Dieses Misstrauen wollte Olivares durch sein Bildprogramm offenbar abbauen. Dazu passte es, dass der Maler Maíno, ein Dominikanermönch, mütterlicherseits portugiesischer Herkunft war.⁷⁰

Betrachten wir das Bild noch etwas näher. Im Vordergrund sind nicht etwa Soldaten dargestellt, sondern portugiesische Zivilisten, darunter viele Kinder und Frauen und ein verletzter Mann, der von einer Frau versorgt wird. Die Anteilnahme des Betrachters soll offenbar auf diese Menschen gelenkt werden. Überdies wird ihm zu verstehen gegeben, dass auch der König, der ja im Bild symbolisch präsent ist, und sein valido am Schicksal dieser Menschen fürsorglich Anteil nehmen.⁷¹ Die Niederländer, die um Gnade flehen, sieht man hingegen nur von hinten. Sie bleiben weitgehend gesichtslos, blicken aber auf den Wandteppich, auf dem Philipp IV. darge-

2007, S. 15–36, bes. S. 20–23 und ders.: *La guerra y el soldado*, in: Antonio Feros/Juan Gelabert (Hg.): *España en tiempos de Quijote*, Madrid 2004, S. 159–195.

⁶⁹ Marías: *Pinturas*, S. 35–39.

⁷⁰ Zu dieser Funktion des Bildes siehe Manuel Rivero Rodríguez: *El enemigo holandés, el Conde Duque de Olivares y el servicio de los vasallos en la recuperación de Bahía de Brasil*, in: *Eikon Imago* 15 (2020), S. 227–254, bes. S. 243–251.

⁷¹ Ebd., S. 245–247 und S. 250–251; Marías: *Pinturas*, S. 62–63.

stellt ist und auf den auch der Admiral Fadrique de Toledo zeigt. Dieser Wandteppich hängt unter einem Baldachin, so wie in den königlichen Residenzen der Thron des Herrscher unter einem solchen Baldachin stand, der auch ein Herrschaftssymbol war. Der König steht im Bild zwischen der Göttin Minerva und seinem leitenden Minister Olivares. Minerva überreicht ihm die Siegespalme; die Göttin und Olivares krönen ihn gemeinsam mit dem Lorbeerkranz. Olivares trägt ein massives Schwert, das wir wohl mit dem Zeremonialschwert identifizieren können, das der Oberstallmeister dem König bei bestimmten öffentlichen Auftritten voranzutragen pflegte. Das Schwert ist freilich mit Olivenzweigen umkränzt, also einem Symbol des Friedens. Erwähnen sollte man noch, dass der König und sein Favorit die Gestalten der Häresie, der Zwietracht und der Heuchelei respektive des Verrats zu Boden treten, ein nicht seltenes, emblematisches Bildmotiv.⁷²

Die Darstellung des Königs vermittelt also beides: Den Eindruck, dass der Monarch stark genug ist, um die Gegner seines Reiches mit Gewalt zu besiegen, aber auch dass seine Herrschaft für eine Blüte der Kultur – darauf deutet Minerva hin – und vor allem für Frieden steht.⁷³ Damit entspricht das Bild in vielem dem Selbstverständnis der spanischen Habsburger im frühen 17. Jahrhundert, sagt aber auch generell etwas aus über die Art und Weise, auf die Imperien sich legitimieren. Sie kommen nicht aus ohne die Fähigkeit, Widerstand gewaltsam niederzuwerfen oder äußere Feinde in ihre Schranken zu verweisen, aber sie brauchen zu ihrer Legitimation auch eine Ordnungsvision etwa in Form einer Vorstellung eines dauerhaften Frieden, den das Imperium garantiert wie hier in Gestalt der *Pax Hispanica*.

Im Falle Spaniens sollte diese Politik allerdings schon ein Jahrzehnt, nachdem der Buen Retiro vollendet wurde vor ihrem Scheitern stehen. Olivares hatte die Kräfte des Reiches überspannt – gleichzeitig gegen die Niederlande und Frankreich zu kämpfen und noch dazu gegenrische Mächte wie Venedig in Italien oder die Protestanten in Deutschland in Schach zu halten, diese Aufgabe ließ sich kaum bewältigen. Der Versuch, die peripheren Provinzen des Reiches zur Übernahme immer größerer fiskalischer und militärischer Lasten zu bewegen, führte überdies zu Rebellionen wie namentlich in Katalonien 1640. Auch Portugal wandte sich von Madrid ab, eben auch weil Spanien sich außerstande sah, das portugiesische Kolonialreich in Asien oder in Amerika gegen die Kolonialpolitik der Niederländer zu schützen. Die Rückeroberung von Bahia war eben nur eine Episode gewesen. Als die Westindische Kompanie sich 1630 erneut in Brasilien festsetzte, konnte sie nicht mehr vertrieben werden. Erst dem unab-

⁷² Marías: Pinturas, S. 64–65; vgl. Pfisterer: Malerei, S. 220–225.

⁷³ Diesen Aspekt des gesamten Gemäldezyklus, aber auch des Bildes von Maíno insbesondere, betont Hermoso Cuest: The Hall of Realms, bes. S. 102–105, der hervorhebt, dass keine einzige Eroberung im engeren Sinne, sondern stets nur Rückeroberungen oder erfolgreiche Verteidigungsoperationen dargestellt sind. Die Botschaft ist am Ende, dass die Herrschaft der Casa d'Austria für eine weltumspannende Friedensordnung steht.

hängig gewordenen Portugal gelang es 1654 Nordbrasilien auch mit Hilfe indigener Verbündeter zurückzuerobern; den Niederländern blieb nur das relativ kleine Surinam als Besitz.

Die Vision imperialer Größe, die der Salón de Reinos vermitteln sollte, durchaus in einem globalen Maßstab, erwies sich somit weitgehend als Illusion. Jenseits des rein Ästhetischen liegt die Bedeutung des Buen Retiros und seiner Ausgestaltung dennoch darin, dass er zeigt, wie sich Imperien zu legitimieren versuchen. Sicherlich werden Großreich in der Regel auch durch Gewalt geschaffen und durch militärische Gewalt verteidigt, aber zumindest in der frühen Neuzeit waren imperiale Herrschaftssysteme in letzter Instanz immer auch darauf angewiesen, Akzeptanz zu finden; Akzeptanz zumindest bei den relevanten Eliten der einzelnen Reichsteile. Gewalt um Widerstand zu brechen, konnte natürlich eingesetzt werden, aber in der Regel nur punktuell, nie flächendeckend. Das hätte die Kraft frühneuzeitlicher Imperien überfordert, also musste man um Konsens oder zumindest Akzeptanz werben. Das war auch der Sinn des Bildprogramms des Salón de Reinos. Wenn dieses Projekt scheiterte, und es scheiterte in der Tat, dann sicherlich nicht daran, dass es künstlerisch unzureichend ausgeführt war, sondern aus ganz anderen Gründen.

Das Imperium in Farbe. Das Projekt des russischen Fotografen Prokudin-Gorskij 1903–1913

Dietmar Neutatz

Zwischen der Jahrhundertwende und dem Beginn des Ersten Weltkriegs wurde in Russland ein in vielerlei Hinsicht bemerkenswertes Projekt zur fotografischen Dokumentation des Imperiums realisiert. Das Ergebnis dieses Projekts ist eine einzigartige Kollektion von Farbfotos, die jahrzehntelang nicht beachtet wurde und erst in den letzten fünfzehn Jahren in der Forschung Aufmerksamkeit gefunden hat.

Im Folgenden soll die Entstehungsgeschichte dieser Kollektion erläutert, nach den dahinterstehenden Motiven gefragt und die Sammlung anhand von Kategorien analysiert werden, die für die Imperienforschung von Relevanz sind. Gleichzeitig ermöglicht das Material eine visuelle Reise durch das Russländische Reich am Vorabend des Ersten Weltkriegs – mit ungewohnt bunten Einblicken in eine Welt, die in der rückblickenden Imagination üblicherweise nur in Schwarz-Weiß präsent ist, denn das kollektive visuelle Gedächtnis beginnt erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durchgängig farbig zu werden. Auf diese Weise werden Sehgewohnheiten durchbrochen, was nicht ohne Einfluss auf das Bild bleiben kann, das sich Betrachterinnen und Betrachter von der Vergangenheit machen.

PERSON UND PROJEKT

Der Urheber des Projekts, Sergej Michajlovič Prokudin-Gorskij, wurde 1863 in eine Adelsfamilie geboren. Er studierte in St. Petersburg Naturwissenschaften. 1889–1891 setzte er seine Studien in Deutschland fort, hielt selbst Vorlesungen über Fotochemie und Spektralanalyse an der Technischen Hochschule Charlottenburg.¹ Er arbeitete dort im Laboratorium von Prof. Adolf Miethe, der zu Farbfotografie forschte.²

Adolf Miethe hatte eine Kamera konstruiert, mit der man Farbaufnahmen machen und mit Projektoren sichtbar machen konnte. Prokudin-Gorskij eignete sich diese Technik an und begann selbst mit Farbfotografie zu experimentieren. 1905 ließ er sich ein Verfahren patentieren, das auf dem Verfahren von Miethe aufbaute. 1902 gelang es ihm, die ersten Farbaufnahmen zu machen. Er arbeitete in den 1890er Jahren abwechselnd im Ausland und in Russland und wurde zu einem Pionier der Fotografie. Er engagierte sich in der Kaiserlich-Technischen Gesellschaft, hielt Vorlesungen zur Fotografie und ihrer Anwendung in Medizin und

¹ Vgl. Estelle Blaschke: Auf der Suche nach einem verschwundenen Raum, einer verschwundenen Zeit. Die Farbfotografien von Sergei Michailowitsch Prokudin-Gorskij, in: Robert Klanten (Hg.): *Nostalgia. Das Russland von Zar Nikolaus II. in Farbfotografien von Sergei Michailowitsch Prokudin-Gorski*, Berlin 2012, S. 6.

² Vgl. Svetlana P. Garanina: Sergej Michajlovič Prokudin-Gorskij, in: Dies. (Hg.): *Dostoprimečatel'nosti Rossii v natural'nych cvetach: ves' Prokudin-Gorskij 1905–1916. The splendors of Russia in natural colors: the complete Prokudin-Gorsky: 1905–1916*, Moskau 2003, S. 8.

Biologie, veröffentlichte Handbücher, gab ab 1906 die Zeitschrift *Fotograf-ljubitel'* [Der Amateur-Fotograf] heraus, eine der ersten russischen Zeitschriften für Fotografie.³ 1906 hielt er sich viel im europäischen Ausland auf, nahm an wissenschaftlichen Kongressen und Fotoausstellungen teil, erhielt mehrere Auszeichnungen und wurde Professor für Fotochemie am Kaiserlichen Technologischen Institut.⁴

1905 unternahm er eine erste große Fotoexpedition durch Russland. Sie führte ihn in den Kaukasus, auf die Krim und in die Ukraine, wo er 400 Farbfotos machte. Seine Idee, Fotos in großer Menge zu vervielfältigen und für den Schulunterricht bereitzustellen, ließ sich aber nicht verwirklichen, weil es damals noch keine Technik gab, um die Bilder auf Fotopapier zu entwickeln. In weiterer Folge entwickelte er den Plan, Foto-Postkarten zu drucken.⁵ Der Foto-Farbdruck war damals schon möglich, aber extrem aufwändig. Daher und bedingt durch den Russisch-Japanischen Krieg und die Revolution 1905 wurden am Ende nur 90 Ansichtskarten produziert.⁶

Im Winter 1906/7 unternahm er eine erste Reise nach Turkestan, um eine Sonnenfinsternis zu fotografieren. Das gelang ihm nicht, aber als Nebenprodukt entstanden zahlreiche Fotos in Samarkand und Buchara. 1908 fuhr er nach Jasnaja Poljana und machte dort Farbporträts von Lev Tolstoj anlässlich von dessen 80. Geburtstag. Eines dieser Porträts wurde als Farb-Postkarte gedruckt und machte Prokudin-Gorskij einer größeren Öffentlichkeit bekannt.⁷

Der Bruder des Zaren, Großfürst Michail Aleksandrovič, selbst Vorsitzender der Petersburger Fotografischen Gesellschaft, vermittelte Prokudin-Gorskij den Kontakt zu Nikolaus II.⁸ Mit einer Auswahl von Probeaufnahmen erschien Prokudin-Gorskij am 3. Mai 1909 in Carskoe Selo und präsentierte seine Bilder mit einem Projektor in der Zarenresidenz.⁹ Nikolaus II. war begeistert. Prokudin-Gorskij beschrieb dem Zaren sein Projekt, die Schönheiten Russlands, die Größe und Vielfalt des Imperiums und seine Geschichte fotografisch zu dokumentieren.¹⁰

Er erhielt nun staatliche Unterstützung und konnte auf diese Weise sein Projekt in großem Maßstab aufziehen: Der Verkehrsminister ließ ihm einen Eisenbahnwaggon mit einem Foto-

³ Vgl. Blaschke: Auf der Suche, S. 6. Garanina: Sergej Michajlovič Prokudin-Gorskij, S. 10.

⁴ Vgl. Wikipedia. Eintrag "Prokudin-Gorskij, Sergej Michajlovič". <https://ru.wikipedia.org/wiki/> [09.07.2023]. Svetlana P. Garanina: "Kollekcija dostoprimečatel'nostej Rossii" Sergeja Michajloviča Prokudina-Gorskogo [Die "Sammlung der Sehenswürdigkeiten Russlands" von Sergej Michajlovič Prokudin-Gorskij], in: Vestnik Bibliotečnoj Assamblei Evrazii [Bote der Bibliotheksversammlung Eurasiens] Bd. ? (2010), H. 4, S. 86.

⁵ Vgl. Blaschke: Auf der Suche, S. 9.

⁶ Vgl. <https://ru.wikipedia.org/wiki/>, Eintrag "Prokudin-Gorskij".

⁷ Vgl. Garanina: Sergej Michajlovič Prokudin-Gorskij, S. 14–15.

⁸ Vgl. Blaschke: Auf der Suche, S. 7.

⁹ Vgl. Chronologija žizni i tvorčestva S. M. Prokudina-Gorskogo. 1909 g. [Chronologie des Lebens und Werkes von S. M. Prokudin-Gorskij. Das Jahr 1909], URL: <https://oldcolor.livejournal.com/539950.html> (09.07.2023).

¹⁰ Vgl. Garanina: Sergej Michajlovič Prokudin-Gorskij, S. 17–19.

labor ausstatten, damit er auf seinen ausgedehnten Expeditionen gleich vor Ort die Fotos entwickeln und die Qualität prüfen konnte. Für die Fortbewegung auf Flüssen wurden ihm ein kleines Dampfschiff samt Besatzung sowie ein Motorboot zur Verfügung gestellt. Für die Aufnahmen im Ural wurde ihm ein geländegängiges Automobil der Marke ‚Ford‘ geschickt.¹¹

Außerdem erhielt er ein Schreiben des Zaren, das ihm volle Bewegungsfreiheit und Zugang zu allen Orten zusicherte, sowie eine Anordnung des Verkehrsministers, die ihm die Unterstützung lokaler Beamter ermöglichte. In finanzieller Hinsicht war er allerdings auf sich gestellt. Er musste seine Reisen und die Ausgaben für fotografisches Material selbst finanzieren. Er kaufte im Ausland technische Ausrüstungen, Plattenkameras, Projektoren und hochempfindliche Glas-Fotoplatten.¹²

In den folgenden Jahren unternahm er ausgedehnte Expeditionen. Nach jeder Reise berichtete er dem Verkehrsminister und erhielt mehrfach Einladungen, ausgewählte Bilder in der Zarenresidenz zu präsentieren. In seinen Memoiren erzählt er, welche Bilder er auswählte:

Die Auswahl der Themen für den Herrscher war etwas anders. Spezielle Bauten des Ministeriums, wie Dämme, Erdbewegungen für Eisenbahnstrecken, verschiedene Brücken, konnten den Herrscher nicht in dem Maße interessieren, wie er sich für das russische Altertum, alte Denkmäler und die Schönheiten der Natur interessierte.¹³

Wie auch an anderen Beispielen des vorliegenden Bandes deutlich wird, war die Idee, ein Land fotografisch zu dokumentieren, keine russische Erfindung. Prokudin-Gorskij war inspiriert von ausländischen Vorbildern. Er übertraf sie aber alle dadurch, dass er Farbfotografien anfertigte. Auch in Russland hatte es schon fotografische Dokumentationen gegeben, allerdings nur in Schwarz-Weiß. Das prominenteste Beispiel ist das *Turkestan-Album* des Generalgouverneurs Konstantin von Kaufmann aus den 1870er Jahren.¹⁴

Die Technik der Farbfotografie war schon 1855 von James Maxwell erfunden worden. Das Prinzip war einfach: Man machte drei Aufnahmen hintereinander, jeweils mit einem blauen, grünen und roten Filter auf drei normale fotografische Platten. Damit erhielt man drei Schwarz-Weiß-Negative. Mit diesen konnte man Diapositive herstellen und mit einem speziellen Projektor, der drei Bilder gleichzeitig projizierte durch die additive Farbmischung ein farbiges Bild generieren.

Die praktische Umsetzung dieses Verfahrens war allerdings anspruchsvoll. Adolf Miethe war es gelungen, eine Kamera zu konstruieren, mit der man solche Aufnahmen machen konnte. Prokudin-Gorskij verwendete die von Miethe entwickelte Kamera, eine sogenannte Wechselschlit-

¹¹ Vgl. Ebd., S. 19.

¹² Vgl. Blaschke: Auf der Suche, S. 7–8.

¹³ Garanina: Sergej Michajlovič Prokudin-Gorskij, S. 19.

¹⁴ Online verfügbar über die Library of Congress, URL: https://www.loc.gov/rr/print/coll/287_turkestan.html (09.07.2023).

tenkamera, in der sich drei Fotoplatten im Abstand von jeweils einer Sekunde über den Wechselschlitten automatisch verschoben.¹⁵

Das Verfahren ermöglichte beeindruckende Ergebnisse, beschränkte aber die Möglichkeiten des Fotografen: Die Belichtung dauerte drei Sekunden, d.h. in dieser Zeit durfte sich das Motiv nicht bewegen. Wenn Personen fotografiert werden sollten, mussten sie drei Sekunden lang in einer Position stillhalten. Die Fotos von Personen waren also grundsätzlich immer gestellt. Außerdem benötigte das Verfahren sehr gute Lichtverhältnisse. Prokudin-Gorskij musste häufig tagelang warten, bis es hell genug war.¹⁶

ZIELE UND ABSICHTEN

1909–1912 bereiste Prokudin-Gorskij im Rahmen seines Projektes große Teile des Reiches. Die Prioritäten der Foto-Expeditionen folgten den Wünschen, die der Zar geäußert hatte: 1909 unternahm er eine Expedition entlang des Marienkanals, der die Flüsse Wolga und Newa miteinander verband und damit eine Verbindung zwischen Ostsee und Kaspischem Meer herstellte, sowie eine Expedition in die Industrieorte des Ural (Perm). 1910–1912 folgten Expeditionen an die Wolga, in den Ural und nach Turkestan. 1911–1912 fuhr er anlässlich der 100-Jahr-Feiern des Sieges über Napoleon im sogenannten ‚Vaterländischen Krieg‘ an die Schauplätze der wichtigsten Schlachten von 1812. 1912 fuhr er entlang der Oka sowie entlang des damals projektierten, aber nie verwirklichten Kama-Tobol'-Kanals. 1913 bereiste er Russland, um Denkmäler im Zusammenhang mit dem 300-jährigen Jubiläum der Herrscherdynastie der Romanovs zu fotografieren. 1916 dokumentierte er den Bau der Murmanbahn, die mit österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen gebaut wurde, um den sehr ungünstig gelegenen eisfreien Hafen von Murmansk mit einer Eisenbahn an Russland anzubinden.¹⁷

Seinem Schriftwechsel mit dem Finanzminister ist zu entnehmen, dass er auch geplant hatte, die Wolga bis Astrachan sowie den nördlichen Ural zu dokumentieren.¹⁸ Selbst resümierte Prokudin-Gorskij später seine Arbeit rückblickend folgendermaßen:

Erledigt wurden: 1) der Marienkanal, 2) Turkestan, 3) Buchara (das alte), 4) der Ural im Hinblick auf Industrie, 5) der ganze Fluss Čusovaja ab der Quelle,¹⁹ 6) die Wolga von den Quellen bis Nižnij Novgorod, 7) Denkmäler im Zusammenhang mit dem 300-jährigen Jubiläum des Hauses Romanov, 8) der Kaukasus

¹⁵ Vgl. Blaschke: *Auf der Suche*, S. 9. Garanina: Sergej Michajlovič Prokudin-Gorskij, S. 11.

¹⁶ Vgl. Blaschke: *Auf der Suche*, S. 9.

¹⁷ Vgl. Library of Congress (Hg.): Prokudin-Gorskii Collection, Background and Scope, URL: <https://www.loc.gov/pictures/collection/prok/background.html> [09.07.2023].

¹⁸ Vgl. Finanzminister Kokovcov an Ministerpräsident Stolypin, 13.12.1910, in: Svetlana P. Garanina: *Delo kanceljarii soveta ministrov o priobretenii v kaznu kolekcii fotografičeskich snimkov dostoprimečatel'nostej Rossii S. M. Prokudina-Gorskogo, 1910–1912 gg.* [Akte der Kanzlei des Ministerrates über den Erwerb der Sammlung fotografischer Aufnahmen der Sehenswürdigkeiten Russlands von S. M. Prokudin-Gorskij für den Staat, 1910–1912], in: *Rossijskii archiv: istorija otečestva v svidetel'stvach i dokumentach XVII–XX vv.* [Russisches Archiv: Die Geschichte des Vaterlandes in Zeugnissen und Dokumenten des 17.–20. Jh.] 9 (1999), S. 475.

¹⁹ Die Čusovaja ist ein Nebenfluss der Kama, in die sie bei Perm mündet.

und das Gebiet Dagestan, 9) die Mugalsteppe, 10) Erinnerungsorte des Vaterländischen Krieges von 1812, 11) die Murmanbahn. Daneben gibt es viele Aufnahmen aus Finnland, Kleinrussland und von schönen Orten der Natur.²⁰

Schon kurz nach Anlaufen des Projekts stellte sich heraus, dass Prokudin-Gorskij finanzielle Mittel nicht reichten. Er wandte sich daher 1910 an das Finanzministerium und bot seine Kollektion dem Staat vorab zum Kauf an. Er plane, so seine Argumentation, innerhalb von neun Jahren 10.000 Aufnahmen zu machen. Das koste 100.000 Rubel. Er schlug vor, ihm diese Summe sukzessive in Raten entsprechend der geleisteten Arbeit auszuzahlen.²¹ In seinem Brief an den Finanzminister beschrieb er sein Projekt folgendermaßen:

1. Die Erstellung einer systematischen Kollektion von fotografischen Abbildungen in natürlichen Farben (mit erläuterndem Text) der Sehenswürdigkeiten Russlands in kirchlicher, historischer, ethnografischer, industrieller und künstlerischer Hinsicht dient der Beschaffung von Material für die Vaterlandskunde [*otečestvovedenie*].
2. Die Liebe zur Heimat [*rodina*], das Interesse für die Erforschung ihrer Schönheiten und ihres unerschöpflichen Reichtums zu wecken, ohne die die Förderung eines echten patriotischen Gefühls in der Jugend undenkbar ist, ist ein so wichtiges Ziel, dass es die Mittel, die zu seiner Erreichung aufgewendet werden müssen, voll rechtfertigt.²²

Er führte weiterhin aus, dass er plane, in den nächsten acht Jahren ganz Russland einschließlich Sibirien und Turkestan zu fotografieren. Die gewaltige Sammlung, die auf diese Weise entstehe, dürfe nicht im Privateigentum bleiben, wo sie bei jedem Generationswechsel gefährdet sei oder gar ins Ausland geraten könne. Wenn die für Volksbildung zuständigen Behörden die Kollektion als nützliches Unterrichtsmaterial betrachteten, dann solle sie von der Kaiserlichen Geographischen Gesellschaft oder vom Russischen Museum erworben werden. Alternativ könne eine Kommission gebildet werden aus Vertretern derjenigen Behörden, die zuständig seien für Angelegenheiten der Kirche, für Volksbildung, Verkehr, Handel, Industrie, Kunst und Archäologie. Des Weiteren schlug er vor, man könne Alben herstellen und an Schulen und Interessierte verkaufen sowie an verschiedenen Orten des Reiches Vorführungs-räume einrichten, um einem interessierten Publikum gegen Eintritt Bilder zu zeigen.²³

Der Ministerrat befasste sich am 24. September 1910 mit dem von Finanzminister Kokovcov an Ministerpräsident Stolypin befürwortend weitergeleiteten Anliegen und gelangte zu dem Urteil, dass die von Prokudin-Gorskij beschriebene Kollektion eine große Bedeutung haben könne, um unter der Jugend und der gesamten Bevölkerung Kenntnisse über die bemerkenswertesten Orte des Reiches zu verbreiten. Kritisiert wurde allerdings, dass Prokudin-Gorskij die

²⁰ Persönliches Archiv von M. Prokudin-Gorskij. Zitiert nach Garanina: Sergej Michajlovič Prokudin-Gorskij, S. 22, Fußnote 27.

²¹ Vgl. Finanzminister V. N. Kokovcov an Ministerpräsident P. A. Stolypin, 1.7.1910. RGIA f. 1276, op. 6, d. 597, Bl. 1–1r. Online verfügbar unter <https://www.prlib.ru/item/432425> (08.07.2023).

²² Abschrift des Briefes [o.D.]. RGIA f. 1276, op. 6, d. 597, Bl. 2. Online verfügbar unter <https://www.prlib.ru/item/432425> (08.07.2023).

²³ Vgl. Ebd., Bl. 2r–3r.

alleinigen Urheberrechte an dem gesamten fotografischen Material und seinen Reproduktionen und Vorführungen behalten wolle, was dem Ziel, die Bilder möglichst breit verfügbar zu machen, widerspreche. Der Finanzminister wurde daher beauftragt, mit dem Fotografen in Verhandlungen über die Abtretung der Urheberrechte an den Staat zu treten.²⁴ Prokudin-Gorskij ließ sich darauf ein, forderte aber für die Abtretung des Materials die vom Finanzminister gegenüber Stolypin als zu hoch eingeschätzte Summe von 86.000 Rubel.²⁵

Eine interministerielle Kommission unter Beteiligung von Wissenschaftlern, zu der auch Prokudin-Gorskij selbst eingeladen wurde, befasste sich 1911 mit der Angelegenheit. Sie äußerte sich sehr positiv und formulierte ein mögliches Programm für die Fotodokumentation:

1. Einzelne Örtlichkeiten und Landschaften, die von außergewöhnlicher Schönheit sind oder interessante charakteristische Besonderheiten aufweisen.
2. Historisch interessante Orte: Gebäude, Kirchen, Kathedralen, Klöster, Orte, an denen wichtige historische Ereignisse stattgefunden haben. Dazu können auch Objekte von archäologischem Interesse gezählt werden.
3. Bevölkerung, Typen, Fremdstämmige [*inorodcy*], Gruppen usw.
4. Orte, die *geografisch* [Hervorhebung im Original] miteinander verbunden sind. Fotoserien können eine Vorstellung von der Gesamtheit solcher Orte vermitteln. Beispiele: der Marienkanal, der Verlauf eines Flusses, Ortschaften eines Gouvernements, Teile von Gebirgszügen usw.
5. Orte, die *historisch* miteinander verbunden sind. Es könnten Fotoserien von Orten gemacht werden, die z. B. mit der Erinnerung an die Thronbesteigung der Romanov-Dynastie, den Vaterländischen Krieg usw. verbunden sind.
6. *Ethnografische* Bilder von Gruppen von Einwohnern in Bewegung, z. B. Messen, Volksfeste, Prozessionen usw. Solche Bilder können nur bei unmittelbarer Exposition gemacht werden, wofür ein spezieller neuer fotografischer Apparat entworfen und gebaut werden musste, der erstmals von S. M. Prokudin-Gorskij während seines Besuchs in Turkestan im Herbst 1911 ausprobiert wurde.
7. Bilderserien, die sich auf militärische Angelegenheiten, bestimmte Zweige von Wissenschaften, Technik usw. beziehen.²⁶

Das Ministerium für Volksaufklärung informierte die Kommission über den Bedarf an 2.000 Alben mit je 100 Bildern für den Einsatz in Schulen:²⁷

Die Bilder von S.M. Prokudin-Gorskij geben eine so klare und lebendige Darstellung von Orten, Bauwerken (Marienkanal), Nationalitäten usw., wie sie keine Beschreibung geben kann; daher könnten sie von größtem Nutzen für den Unterricht in Geographie und der Geschichte Russlands sowie dem Gesetz Gottes sein.²⁸

Die Kommission stellte detaillierte Überlegungen zur praktischen Umsetzung an, mit konkreten Vorschlägen und Kostenkalkulationen, bis hin zum Vorschlag, dem Projekt einen stän-

²⁴ Vgl. Vorsitzender des Ministerrates, Stolypin, an Finanzminister Kokovcov, 28.9.1910. Ebd., Bl. 7–7r.

²⁵ Vgl. Kokovcov an Stolypin, 13.12.1910, Ebd., Bl. 9r–10.

²⁶ Bericht über die Arbeit der Interministeriellen Kommission [o.D., Ende 1911], zitiert nach Garanina: Delo kanceljarii soveta ministrov, S. 482–483. In Samarkand experimentierte Prokudin-Gorskij 1911 tatsächlich mit einer Filmkamera, um einen Farbfilm zu drehen. Das Ergebnis war aber unbefriedigend.

²⁷ Vgl. Ebd., S. 484.

²⁸ Ebd.

digen Beirat zur Seite zu stellen, mit Vertretern aller beteiligten Behörden, um den Fortgang der Arbeiten zu verfolgen und die Richtung der künftigen Arbeiten zu bestimmen.²⁹ Insgesamt bewertete sie das Projekt als äußerst wertvoll und fortschrittlich:

Wenn die Bilder von S.M. Prokudin-Gorskij breiten Zugang zu unseren Bildungseinrichtungen finden, den mittleren wie den unteren, dann werden wir eine beispielhafte und wahrhaftige Heimatkunde [*rodinovedenie*] bekommen, und in diesem wichtigen und notwendigen Bereich wird Russland eine beneidenswerte Spitzenposition unter den Kulturländern einnehmen, die besonders wertvoll ist aufgrund der immensen Weite und der extremen Vielfalt der verschiedenen Teile des Russischen Reiches.³⁰

Trotz dieses sehr positiven und konkreten Votums wurde das Projekt seitens der Regierung nicht weiterverfolgt. Der Ministerrat anerkannte die Bedeutung der Sammlung, aber es gab auch Bedenken. Der Finanzminister fand die geforderte Summe zu hoch. Der Leiter des Russischen Museums, Großfürst Georgij Michajlovič, forderte die Ausarbeitung eines detaillierten Programms der künftigen Fotodokumentationen und einer Instruktion für den Fotografen, wie er vorgehen solle, um seine Arbeit wissenschaftlich optimal verwertbar zu machen.³¹ Möglicherweise hängt die letztliche Ablehnung auch damit zusammen, dass Ministerpräsident Petr Stolypin im September 1911 ermordet wurde.³²

Jedenfalls musste sich Prokudin-Gorskij anderwärtig behelfen. Er fand Compagnons und gründete 1913 eine Firma, die er wenig später in eine Aktiengesellschaft ‚Biochrom‘ überführte. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs musste er sein Projekt abbrechen und auf Aufträge verlegen, die im Zusammenhang mit dem Krieg standen: Er arbeitete im Rahmen der Zensur ausländischer Filme, wertete Luftaufnahmen aus und dokumentierte im Auftrag des Kriegsministeriums den Bau der Murmanbahn.³³

DAS NACHLEBEN DES PROJEKTS

1918 emigrierte er nach Frankreich unter Mitnahme seines fotografischen Archivs von 6.000 Glasplatten. In Paris betrieb er mit seinen Söhnen ein kleines Fotostudio und starb dort 1944. Seine Söhne übergaben das gesamte Fotoarchiv 1948 an die Library of Congress.³⁴ Es umfasst 2.607 Fotos, davon sind 1.902 Farbaufnahmen auf jeweils drei Glasplatten.³⁵

Schon während der Expeditionen hatte Prokudin-Gorskij jeweils seine Aufnahmen gesichtet und Schwarz-Weiß-Abzüge angefertigt, die er in Alben klebte und beschriftete.³⁶ Diese Foto-

²⁹ Vgl. Ebd., S. 487–488.

³⁰ Ebd., S. 484.

³¹ Vgl. Brief des Großfürsten Georgij Michajlovič an den Finanzminister, [o. D., Januar 1910], ebd., S. 480.

³² Vgl. Garanina: Sergej Michajlovič Prokudin-Gorskij, S. 21.

³³ Vgl. Ebd., S. 22–23.

³⁴ Vgl. Blaschke: Auf der Suche, S. 12. Vgl. Garanina: Sergej Michajlovič Prokudin-Gorskij, S. 24.

³⁵ Vgl. Library of Congress (Hg.): Prokudin-Gorskii Collection, URL: <https://www.loc.gov/pictures/collection/prok/> (09.07.2023).

³⁶ Vgl. Garanina: Sergej Michajlovič Prokudin-Gorskij, S. 20.

alben sind erhalten und eine wertvolle Quelle, weil sie zu den Negativen auf den Glasplatten Informationen liefern und zeigen, in welchem zeitlichen und räumlichen Zusammenhang die Bilder zueinander stehen. Folgende Alben sind erhalten:³⁷

- Verschiedene Ansichten und Studien, Russland und Europa (1905–1915, v.a. 1903, 1906, 1910; 135 Fotos)
- Kaukasus (1905–1915, v.a. 1904, 1905, 1912; 256 Fotos)
- Samarkand (1905–1915, v.a. 1906, 1907; 237 Fotos)
- Marienkanal (1909, 2 Alben mit 272 Fotos)
- Wolgagebiet (1910, 139 Fotos)
- Ural (1910, 2 Alben mit 414 Fotos)
- Obere Wolga (1910, 237 Fotos)
- Obere Wolga (1911, 227 Fotos)
- Erinnerungsorte des Vaterländischen Krieges von 1812 (1911–1912, 141 Fotos)
- Oka und Suzdal‘ (1912, 64 Fotos)
- Ural, Kama-Tobol‘-Kanal (1912, 168 Fotos)
- Murmanbahn (1915, 143 Fotos)

Jahrzehntelang war die Sammlung vergessen. Erst als 1980 ein Bildband³⁸ mit ausgewählten Fotos herauskam, wurde die Sammlung wiederentdeckt. Große Aufmerksamkeit erfuhr sie erst nach der Jahrhundertwende, als die Library of Congress die Bilder digitalisieren ließ und 2001 eine erste Ausstellung damit machte. In weiterer Folge wurden die Bilder von der Library of Congress im Internet digital zugänglich gemacht.³⁹

Seither laufen mehrere größere Projekte zur Erschließung und digitalen Restaurierung der Fotos. Es wurden gedruckte Bildbände herausgegeben,⁴⁰ Dokumentarfilme gedreht,⁴¹ Forschungsprojekte unternommen. Die Bilder erleben derzeit eine große Konjunktur und sind allerorten anzutreffen. Die große Resonanz insbesondere in Russland selbst erklärt sich zu

³⁷ Vgl. Library of Congress (Hg.): Prokudin-Gorskii Collection, URL: <https://www.loc.gov/pictures/collection/prok/search/?q=prokudin&fi=name&co=coll&st=list> (09.07.2023).

³⁸ Robert Allshouse (Hg.): Photographs for the Tsar. The Pioneering Color Photography of Sergei Mikhailovich Prokudin-Gorskii Commissioned by Tsar Nicholas II, New York 1980.

³⁹ Vgl. Library of Congress (Hg.): Prokudin-Gorskii Collection, URL: <https://www.loc.gov/pictures/collection/prok/> (09.07.2023).

⁴⁰ Vgl. z.B. Rossijskaja imperija Prokudina-Gorskogo [Das Russische Reich des Prokudin-Gorskij], 1905–1916, Moskau 2016. Robert Klanten (Hg.): Nostalgia. Das Russland von Zar Nikolaus II. in Farbfotografien von Sergei Michailowitsch Prokudin-Gorski, Berlin 2012.

⁴¹ So z.B. Vladimir Meletin (Regisseur): Rossija v cvete [Russland in Farbe], Dokumentarfilm, Moskau 2010. Konstantin Kasatov (Regisseur): Cvet vremeni [Die Farbe der Zeit], Dokumentarfilm, Moskau 2007.

einem guten Teil daraus, dass die Fotos eine gewisse Nostalgie befriedigen. Sie zeigen ein schönes altes Russland.

WAHRNEHMUNGEN ‚RUSSISCHER‘ LANDSCHAFT

Der Blick auf das ‚schöne‘ Russland führt zu der Frage, in welche Wahrnehmungskontexte diese Bilder einzuordnen sind. Es war nicht immer so, dass die russische Landschaft als ‚schön‘ wahrgenommen wurde. Bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die russische Landschaft als eintönig, grau und leer empfunden.⁴² Diese defizitäre Betrachtung des eigenen Landes ging bei vielen gebildeten Russen einher mit einer Vorliebe für Reisen nach Westeuropa, während ihnen Russland als nicht bereisenswert erschien.⁴³

Unter dem Einfluss der in Westeuropa entwickelten Landschaftsästhetik begannen im 19. Jahrhundert auch russische Maler und Schriftsteller den Besonderheiten der Natur im eigenen Land etwas Positives abzugewinnen. Langsam entstand eine neue Raumwahrnehmung. Das stand im Zusammenhang damit, dass der im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts aufkommende russische Nationalismus das Bedürfnis entwickelte, einen eigenen nationalen Raum zu identifizieren und ihn als ‚schön‘ zu empfinden.⁴⁴ Im Zusammenhang mit dieser Neubewertung der Landschaft setzte sich auch der Begriff „Heimat“ [*rodina*] als Bezeichnung für ganz Russland durch. Davor hatte man eher von „Vaterland“ [*otečestvo*] gesprochen.⁴⁵

Seit Mitte der 1820er Jahre kam es in Russland vor allem unter dem Einfluss des Dichters Aleksandr Puškin zu einer Revision des Landschaftsbildes und der Landschaftsmetaphorik. Puškin wollte die ‚echte‘ russische Landschaft identifizieren und begründete eine neue Form der Idealisierung des russischen Landes, die auf dessen „Authentizität“ basierte.⁴⁶ Er verklärte die russische Landschaft zur Heimat des „Volkes“ [*narod*], versuchte einen besonderen russischen Charakter der heimischen Natur auszumachen und verband dies mit einer Ästhetisierung des bäuerlichen Milieus und der bäuerlichen Bevölkerung – eine Herangehensweise, die in weiterer Folge von Intellektuellen übernommen und weiterentwickelt wurde. Indem sie das eigene Land immer unabhängiger von westlicher Ästhetik betrachteten, postulierten manche seit den 1840er Jahren sogar die Überlegenheit der russischen Landschaft gegenüber der westeuropäischen.⁴⁷

Das Problem dabei war, dass das zentralrussische Kernland aus weiten Ebenen und dichten Wäldern bestand und dem Auge wenig Abwechslung bot, was dem bis dahin herrschenden

⁴² Vgl. Christopher D. Ely: The Origins of Russian Scenery: Volga River Tourism and Russian Landscape Aesthetics, in: The Slavonic and East European Review 62 (2003), S. 667.

⁴³ Vgl. Ders.: This Meager Nature. Landscape and National Identity in Imperial Russia, DeKalb 2002, S. 3–4.

⁴⁴ Vgl. Ely: This Meager Nature, S. 5–7.

⁴⁵ Ebd., S. 88–89.

⁴⁶ Ebd., S. 78–79.

⁴⁷ Vgl. Ebd., S. 84–90.

Schönheitsideal widersprach. Es musste erst eine Bildsprache gefunden werden, mit der sich die Besonderheiten der russischen Landschaft in etwas Schönes umdeuten ließen und mit der sich das Typische, das ‚Russische‘ herausarbeiten ließ.⁴⁸

Man konnte daher nicht einfach westliche Ästhetiken übernehmen, sondern bemühte sich, eine eigene Landschaftsästhetik zu schaffen. Dieses Bemühen mündete in den Ansatz, einzelne Sehenswürdigkeiten, die als pittoresk empfunden wurden, wie zum Beispiel Klöster, zu beschreiben und Russland als eine Landschaft, die mit sakralen Orten der Orthodoxen Kirche verschmolzen sei, zu begreifen. In den 1830er Jahren begannen sich russische Adelige unter dem Eindruck des Berichts von Andrej Murav'ev über die „Reise durch die Heiligen Orte Russlands“ für die Klöster und Kirchen zu interessieren. In dieser Wahrnehmung erschien Russland als ein Heiliges Land der Orthodoxie. Die Heimat wurde sakralisiert.⁴⁹

Ein zweiter Ansatz bestand darin, die Wolga als Inbegriff eines russischen Flusses zu idealisieren und die Landschaft entlang der Wolga als ‚russisch‘ und ‚schön‘ zu definieren. Damit im Zusammenhang entstand in Russland erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts – im europäischen Vergleich relativ spät – ein Landschaftstourismus. Den Weg bereitete 1838 eine von der Regierung Nikolaus I. geförderte Schiffsreise der Landschaftsmaler Nikanor und Grigorij Černecov die Wolga abwärts von Rybinsk bis Astrachan‘. Sie malten in ihrem schwimmenden Atelier ein 600 Meter langes Panorama der schönsten Plätze entlang der Ufer des Flusses. Im Vordergrund stand dabei der dicht besiedelte Oberlauf der Wolga mit seinen Städten, Kirchen und Klöstern, während der dünn besiedelte und als „wild“ empfundene Unterlauf auf dem Panorama unterrepräsentiert war.⁵⁰

Darstellungen der Wolga hatte es davor zwar schon in der Literatur gegeben, aber die Brüder Černecov waren die ersten, die den Fluss malten, was wiederum andere dazu anregte, ihn touristisch zu erfahren. Zwischen 1850 und 1900 wurden 40 Bücher über Wolgareisen publiziert. Sie sind Zeugnis einer Transformation der Wolga von einem hässlichen Ort nationaler Bedeutung hin zu einer touristischen Landschaft. Frühe Beschreibungen waren ethnographischer Natur und häufig von dem Appell an die staatsbürgerliche Pflicht sich mit dem eigenen Land vertraut zu machen getragen.⁵¹ Ab 1870 befuhren touristische Passagierdampfer die Wolga, die 1885 bereits 200.000 Besucher pro Jahr transportierten. Dieser Aufschwung des Reisens förderte das Entstehen von Landschaftsbeschreibungen, die eine Ästhetisierung der Weite des Raumes mit dem Blick auf das Pittoreske kombinierten.⁵²

⁴⁸ Ebd., S. 7–8.

⁴⁹ Ebd., S. 75–76.

⁵⁰ Ely: *Origins*, S. 666. Ely: *This Meager Nature*, S. 76–78.

⁵¹ Vgl. Ely: *Origins*, S. 670–671.

⁵² Vgl. Ebd., S. 674.

Die Topographie Russlands mit seinen weiten Landschaften und dichten Wäldern wurde in ein Konzept von Nationalbewusstsein eingebaut und mit Vorstellungen von „russischer Erde“, „russischer Seele“ oder der „Heiligen Rus“ verbunden. Fedor Dostoevskij erhob 1880 in einer Rede zu Ehren des Nationaldichters Aleksandr Puškin die Bescheidenheit und Einfachheit der russischen Natur zu einem Symbol moralischer Überlegenheit.⁵³

Daneben gab es aber auch konkurrierende Vorstellungen, insbesondere mit sozialkritischer Motivation: Der einflussreiche Literaturkritiker und Publizist Vissarion Belinskij und andere sogenannte ‚Westler‘ kritisierten die Idealisierung des russischen Landes und bemühten sich um eine realistische Darstellung der Armut und Not der Landbevölkerung. Sie beschrieben keine ländlichen Idyllen, sondern Trostlosigkeit.⁵⁴

Beide Linien laufen zusammen bei den Bildern der Landschaftsmaler des Russischen Realismus, den sog. *Peredvižniki* (Wanderer). Das war eine Sezessionsbewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sich gegen die überkommene Malerei richtete, wie sie an der Akademie unterrichtet wurde. Ein beliebtes Sujet der *Peredvižniki* waren malerische Landschaftsdarstellungen und Szenen aus dem Leben der Landbevölkerung.⁵⁵

Das offenbart einerseits die Suche nach einer russischen Identität, hat aber andererseits auch eine starke sozialkritische Komponente. Die Bilder der *Peredvižniki* zeichnen eine schöne Natur, sie idealisieren die unverdorbene Kraft der bäuerlichen Bevölkerung, aber sie zeigen auch harte körperliche Arbeit und Armut. Einige dieser Bilder sind zu festen Bestandteilen des visuellen Gedächtnisses in Russland geworden: In dem sehr bekannten Bild „Die Wolgatreidler“ von Ilja Repin etwa kommt vor allem das Sozialkritische zum Ausdruck, während in den Wald-Bildern von Ivan Šiškin eine spezifische Art von Naturwahrnehmung zum Ausdruck kommt, die Šiškin selbst und seine Zeitgenossen als ‚russisch‘ empfanden. Šiškin malte „russische Heimat“. Kritiker lobten ihn dafür, der wahren Schönheit der russischen Landschaft einen Ehrenplatz gegeben zu haben. Die von ihm gemalte Landschaft sei „zutiefst volkstümlich [*narodnyj*], gesund, ernst und streng, wie die Natur des Nordens“, schrieb ihm 1878 der Kunstkritiker Adrian Prachov.⁵⁶ Ähnlich äußerte sich der Maler Viktor Vaznecov 1896 in einem Brief an Šiškin:

Wenn uns die Bilder unserer teuren und lieben Rus‘ teuer sind, wenn wir unsere wahrhaft volkstümlichen Wege zur Darstellung ihres klaren, ruhigen und beseelten Charakters suchen wollen, dann führen diese

⁵³ Vgl. Ely: *This Meager Nature*, S. 23–24.

⁵⁴ Vgl. Ebd., S. 145–146.

⁵⁵ Vgl. Miriam Leimer, geb. Hässler: *Peredwishniki. Gnose*, in: *dekóder*. URL: <https://www.dekoder.org/de/gnose/peredwishniki> (09.07.2023).

⁵⁶ Zitiert nach Ely: *This Meager Nature*, S. 204.

Wege durch Ihre harzigen mit ruhiger Poesie erfüllten Wälder. Ihre Wurzeln sind so tief und fest in den Boden der heimischen Kunst eingewachsen, dass sie niemand niemals von dort herausreißen kann.⁵⁷

Prokudin-Gorskij knüpfte an die Ästhetik dieser Landschaftsmalerei an, ließ aber die sozialkritische Komponente weg: Seine Fotos sind idealisierende Darstellungen der Natur und des einfachen Landlebens. Hinzu kommt das Element der Sakralisierung durch einen Fokus auf orthodoxe Sakralbauten – ein Element, das wiederum bei den *Peredvižniki* nicht vorhanden war. Und Prokudin-Gorskij wählt die Wolgaregion als die Gegend, in der er das ‚russische‘ Russland abbildete.

THEMEN DER KOLLEKTION

Die fotografischen Aufnahmen der Kollektion lassen wiederkehrende Themen und Schwerpunkte erkennen, die im Folgenden kurz umrissen werden sollen. Ein großer Teil der Fotografien zeigt Landschaften und Natur (Wald, Flüsse, Bäume, Sträucher, Berge) sowohl in russischen als auch in ‚exotischen‘ Varianten (Kaukasus, Turkestan). Auffällig viele Bilder sind Sakralbauten und Reliquien gewidmet. Dabei werden Klöster und Kirchen in die Landschaft eingebettet gezeigt, so dass Sakrales und Natur miteinander verschmelzen.

Auch die Menschen werden häufig in ländlichen Idyllen als im Einklang mit der Natur gezeigt: russische Bauernfamilien mit vitalen, wohlgenährten, intelligenten Gesichtern und in ordentlicher Kleidung mit intaktem landwirtschaftlichem Gerät bei traditioneller Feldarbeit. Prokudin-Gorskij inszeniert eine heile Welt des Landlebens, die Ruhe, Frieden, Gesundheit und Wohlstand ausstrahlt. ‚Den Bauern geht es gut‘, lautet die visuelle Suggestion. Sie wird auch dadurch verstärkt, dass die Bauern nicht nur bei der Feldarbeit, sondern auch bei der Rast oder bei handwerklichen Tätigkeiten vorgeführt werden, wobei sie bunte und aufwendige Festtagskleidung tragen.

Bei den Dorf- und Stadtansichten, von denen die Kollektion viele enthält, gibt es mehrere Auffälligkeiten: Dörfer werden fast ausschließlich aus der Ferne gezeigt, so dass die Dorfstraßen und die Bauernhäuser nicht mit Details erkennbar sind. Möglicherweise war das eine Strategie des Fotografen, desolate Zustände und Armut, wie sie in russischen Dörfern häufig anzutreffen waren, geschickt auszublenden. Die wenigen Nahaufnahmen von Bauernhäusern zeigen ansehnliche Unterkünfte von Umsiedlern in Kolonisationsgebieten, die mit ihren klaren Strukturen, intakten Einfriedungen und hellen Farben Ordnung signalisieren, während Innenan-

⁵⁷ „Esli dorogi nam kartiny prirody našej dorogoj i miloj Rusi, esli my chotim najti svoi istinno narodnye puti k izobraženiju ee jasnogo, tichogo i zaduševnogo oblika, to puti eti ležat i čerez Vaši smolistye, polnye tichoj poézii lesa. Kornj Vaši tak gluboko i nakrepko vrosli v počvu rodnogo iskusstva, čto ich nikem i nikogda ottuda ne vykorčevat.“ Zitiert nach Irina Šuvalova: „Čto možet byt' lučše prirody!“ [„Was kann besser sein als die Natur!“], in: Ivan Šiškin iz sobranij Russkogo muzeja i Tret'jakovskoj galerei [Ivan Šiškin aus den Sammlungen des Russischen Museums und der Tret'jakov-Galerie]. Sankt-Peterburg 2008, S. 19.

sichten aus Baschkirendörfern und ein einziges Schwarz-Weiß-Foto aus einem Dorf an der Wolga die Trostlosigkeit ländlicher Siedlungen erahnen lassen.

Stadtansichten machte Prokudin-Gorskij ausschließlich von erhöhten Standpunkten und typischerweise vom Rand der Siedlung her. Nahaufnahmen von Straßenszenen fehlen komplett, überhaupt gibt es nur wenige Bilder aus dem Inneren der Städte. Ähnlich wie bei den Dörfern wird auch hier ein Eindruck von Ordnung und Prosperität erweckt. In Turkestan dominiert der Blick auf muslimische Architektur. Die im Zuge der Kolonisation errichteten neuen europäischen Stadtviertel sind in der Kollektion abwesend. Im Gegensatz zum Turkestan-Album aus den 1870er Jahren, war es Prokudin-Gorskij hier nicht so wichtig, die urbane zivilisatorische Mission in Szene zu setzen, sondern die Exotik und orientalische Ästhetik von Moscheen zu zeigen.

Modernisierung und technischer Fortschritt sind hingegen stark repräsentiert. Zahlreiche Fotos dokumentieren Wasserstraßen, Staudämme, Schleusentechnik, Brücken, Kraftwerksgeneratoren, Dampfschiffe, Flöße, Eisenbahnanlagen, Bahnhöfe, Fabriken und Handwerksbetriebe, darunter viele regionaltypische Produktionsstätten (zum Beispiel eine Baumwollspinnerei in Zentralasien, Hochöfen im Ural oder die Mineralwasserabfüllstätte im georgischen Borzomi). Eine auffällige Leerstelle sind im Kontext solcher Bilder die traditionellen Bewässerungsanlagen in Zentralasien.

Viele Bilder sind dem gewidmet, was die Zeitgenossen ‚ethnographische Typen‘ nannten. Daneben porträtierte Prokudin-Gorskij Angehörige verschiedener Berufe (Ärzte in Samarkand, Bäcker in Buchara, Teppichhändler, Wasserträger, sowie muslimische und jüdische Lehrer und Schüler). Hinzu kommen mehrere zentralasiatische Würdenträger.

Die Reisen, die den Fotografen an Erinnerungsorte des ‚Vaterländischen Krieges‘ von 1812 und des 300-jährigen Jubiläums der Thronbesteigung der Romanov-Dynastie 1613 führten, mündeten in zahlreiche Aufnahmen von Denkmälern und Exponaten in regionalen Museen.

EINORDNUNG IN KONTEXTE

Prokudin-Gorskij zeigt mit seinen Bildern die Vielfalt und Exotik des Imperiums, insbesondere auch die ethnische und religiöse Vielfalt. Er zeigt gleichzeitig die Zugehörigkeit der zentralasiatischen und kaukasischen Gebiete zum Russländischen Reich und die zivilisatorischen Leistungen des Imperiums: Brückenbauten, Staudämme, Kraftwerke, Eisenbahnen.

Der Blick auf die Einheimischen ist ethnographisch, aber nicht abwertend. Die dargestellten Personen werden in würdevollen Posen gezeigt, in Festtagskleidung, die sie stolz zur Schau stellen. Der Emir von Buchara etwa wird nicht in kolonialer Manier vorgeführt, sondern so fotografiert, wie er selbst sich darstellen wollte, im vollen Ornat und mit allen seinen Auszeich-

nungen. Er hatte Prokudin-Gorskij in seine Residenz eingeladen, um fotografiert zu werden. Bemerkenswert sind auch die auffallend vielen Bilder, die einheimische Kinder und Jugendliche mit ihren Lehrern zeigen.

Dieser imperialen Perspektive lassen sich auch die auf die Dynastie der Romanov bezogenen Fotos zuordnen. Bei den Erinnerungsorten des ‚Vaterländischen Krieges‘ von 1812 ist das nicht mehr so klar. Diese sind eher in einem russisch-patriotischen Kontext entsprechender Textpublikationen zu sehen. Neben der imperialen Perspektive steht nämlich die russisch-nationale. Das Russisch-Nationale bedient Prokudin-Gorskij mit seinen Fotos aus dem russischen Kerngebiet, dem Oberlauf der Wolga und dem mit der Wolga verbundenen Kanalsystem in Nordrussland. Diese Gegend bildete den historischen Kern des Großfürstentums Moskau, von wo es expandierte. Es ist eine Landschaft mit vielen Klöstern und kleinen Städten, deren Geschichte bis ins Mittelalter zurückreicht. Prokudin-Gorskij zeigt die Wolgaregion als eine russische Landschaft – in der Bildsprache, wie sie Malerei und Literatur im 19. Jahrhundert entwickelt hatten.

Dass er die Wolga wählte, war kein Zufall. Die Wolga war im 19. Jahrhundert zu einem russischen Erinnerungsort gemacht worden. Reiseführer erhoben die Wolga im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert zur „Mutter unter den russischen Flüssen“. ⁵⁸ Stolz wurde darauf hingewiesen, dass die Wolga der größte Fluss Europas sei. Inspiriert vom ‚deutschen Rhein‘ wurde die Wolga zum Inbegriff Russlands. Reiseführer beschrieben die Fahrt auf der Wolga als „Fahrt durch unsere Geschichte“. Sie priesen die Schönheit der Landschaft entlang des Flusses und beschrieben die Wolga als Zeugin des „Sammelns der Länder der Rus“ und der Expansion Russlands Richtung Asien. Die Wolga wurde russisch ethnisiert, emotional aufgeladen und sakralisiert. ⁵⁹

Die Sakralisierung wird an den vielen Kirchen und Klöstern deutlich, die Prokudin-Gorskij's Bilder von der Wolgaregion dominieren. Sie bezog sich aber auch auf die Wolga selbst, insbesondere die Wolgaquelle. Quellen großer Flüsse gelten häufig als heilige Orte. Eine Quelle steht für Geburt und Ursprung. An der Wolgaquelle war schon 1649 ein Kloster errichtet worden, das aber zu Beginn des 18. Jahrhunderts abbrannte und in Vergessenheit geriet. ⁶⁰

Als sich Intellektuelle im 19. Jahrhundert für die Quelle der Wolga zu interessieren begannen, stießen sie auf eine kleine Holzkapelle, die von der örtlichen Bevölkerung errichtet worden war. Damit begann eine neue Sakralisierung der Wolgaquelle. Veröffentlichungen verwiesen auf die Volksreligiosität als Hintergrund der Kapelle. Diese symbolisierte das bäuerliche, hölzerne Russland, das es zu erhalten galt. 1895 begann eine Spendensammlung für den Bau

⁵⁸ Guido Hausmann: *Mütterchen Wolga. Ein Fluss als Erinnerungsort vom 16. bis ins frühe 20. Jahrhundert.* Frankfurt am Main 2009, S. 381.

⁵⁹ Ebd., S. 379–381, 393.

⁶⁰ Vgl. Ebd., S. 393–394.

einer Kirche an der Wolgaquelle. Die Kirche wurde 1913, im 300. Jubiläumsjahr der Romanov-Dynastie, eingeweiht.⁶¹ Prokudin-Gorskij fotografierte den noch eingerüsteten Rohbau. Natur und Orthodoxe Kirche gingen hier im Sinne eines nationalen Erinnerungsortes eine Symbiose ein.

Natur, in Gestalt von Fluss und Wald, sowie Orthodoxe Kirche sind auch die zwei dominanten Motive bei der Darstellung der russischen Wolga in den Fotografien von Prokudin-Gorskij. Sie gehören scheinbar untrennbar zusammen und bilden zusammen mit der bäuerlichen Bevölkerung die russische Heimat.

Prokudin-Gorskij visualisiert hier im Grunde die Maxime, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als das Grundprinzip Russlands formuliert worden war: Autokratie, Orthodoxie und Volksverbundenheit. Er zeigt eine von der Kirche durchdrungene Landschaft mit viel Wald, Flussläufen und Seen. Diese Landschaft strahlt Ruhe und Stabilität aus. Die Klöster, Kirchen und Friedhöfe können als Symbole der langen Dauer und damit ebenfalls der Stabilität gelesen werden.

Die Menschen, die er präsentiert, verrichten Feldarbeit auf traditionelle Weise von Hand. Die Zeit scheint stillzustehen. Das Stillhalten war ein Erfordernis der Fotografiertechnik, passt aber gut in das Gesamtkonzept. Was gezeigt wird, ist ein Gegenpol zu dem, was tatsächlich die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg kennzeichnete: Es war in Wirklichkeit eine Zeit des beschleunigten Wandels: Russland industrialisierte und urbanisierte sich, der gesellschaftliche Wandel schritt voran, traditionelle Autoritäten erodierten – am sichtbarsten in der Revolution von 1905, die in den ländlichen Regionen bis 1907 andauerte.

Konfrontiert mit diesen Wandlungsprozessen und Herausforderungen hielt der Zar an der Autokratie fest, flüchtete sich in eine imaginäre heile Welt. Elemente dieser imaginären heilen Welt waren die Beschwörung einer vorgestellten Einheit von Kaiser und Volk, die Verklärung des bäuerlichen Milieus als einer Welt der Frömmigkeit und des Vertrauens auf den Zaren.⁶²

Die Bilder erzählen nicht von sozialen und wirtschaftlichen Missständen. Sie transportieren keine Kritik, sondern sie idealisieren. Man sieht keine schwitzenden Menschen, die sich abplagen, keine von Mühsal gezeichneten Gesichter, keine Hungernden und Zerlumpten, keine Betrunkenen, sondern vitale, gut genährte Menschen, die ein intaktes Landleben verkörpern.

Während er die soziale Problematik ausklammert, zeigt Prokudin-Gorskij den technischen Fortschritt. Er bildet für ihn keinen Gegensatz zur Romantisierung der Landschaft. Eisenbahnen, Brücken, Staudämme, Fabriken – diese Errungenschaften stehen für die Leistungsfä-

⁶¹ Vgl. Ebd., S. 394–395.

⁶² Vgl. Dietmar Neutz: *Träume und Alpträume. Eine Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert.* München 2013, S. 52, 100–101.

higkeit und Gestaltungskraft des Imperiums. Auch damit befindet sich Prokudin-Gorskij im Einklang mit anderen Darstellungen aus den Jahrzehnten davor: Die Wolga wurde schon in der Literatur des 19. Jahrhunderts auch als ein Raum der Zivilisation und des Fortschritts beschrieben. Brücken und Kanalbauten symbolisierten die Beherrschbarkeit der Natur. Der russische Mensch lebte in Einklang mit der Natur, aber er gestaltete sie auch.

Die Fotografien Prokudin-Gorskij's binden somit das Imperium in seiner Vielfalt zurück in ein russisches Kernland, das als historischer Kern und russische Heimat vorgestellt wird und eine heile Welt verkörpert, die mentalen Halt geben soll in einer Zeit, die eigentlich von beschleunigtem Wandel und krisenhaften Entwicklungen gekennzeichnet war. Fotografie und umfängliche Dokumentation des Reiches stellten sich somit auch in den Dienst der Macht. Fotos fixierten die existierenden sozialen und politischen Strukturen, sie bestätigten auf positive Weise ihre Existenz und ihr Fortbestehen.



Abbildung 33: Ansicht des Stolbnyj-Klosters, Seligersee 1910, Library of Congress: Prints & Photographs Division, Reproduction Number: LC-DIG-prokc-21115, URL: <<https://hdl.loc.gov/loc.pnp/prokc.21115>>.



Abbildung 34: Getreideernte, 1909, Library of Congress: Prints & Photographs Division, Reproduction Number: LC-DIG-prokc-21027, URL: <<https://hdl.loc.gov/loc.pnp/prokc.21027>>.



Abbildung 35: Georgierin, zwischen 1905 und 1915, Library of Congress: Prints & Photographs Division, Reproduction Number: LC-DIG-prokc-21598, URL: <<https://hdl.loc.gov/loc.pnp/prokc.21598>>.



Abbildung 36: Der Emir von Buchara, 1911, Library of Congress: Prints & Photographs Division, Reproduction Number: LC-DIG-ppem-01363, URL: <<https://hdl.loc.gov/loc.pnp/prokc.20152>>.

Block 3

Post-imperiale Ordnungen

Frankreich und Deutschland im Umgang mit ihrer kolonialen Vergangenheit in Afrika: vergleichende Erinnerungspolitik

Richard Legay / Andreas Mehler

In den letzten Jahren konnten wir beobachten, dass sich verschiedene europäische Länder zunehmend mit politischen Akten der Erinnerung an ihre koloniale Vergangenheit in Afrika beschäftigen. Diese Handlungen finden auf verschiedenen Ebenen statt, sei es, dass eine Stadt wie Berlin einige ihrer Straßen umbenennt,¹ oder dass ein Staatsoberhaupt einen offiziellen Bericht über die Erinnerung an die Kolonialisierung und den Krieg in Algerien anfordert, wie es der französische Präsident Emmanuel Macron mit Hinblick auf den Historiker Benjamin Stora tat. Meistens geschieht dies nach langem Widerstand gegen die Auseinandersetzung mit dieser schwierigen Geschichte und ihren heutigen Auswirkungen. In den späten 2010er- und frühen 2020er-Jahren hat sich jedoch die Art und Weise, wie ehemalige Kolonialmächte ihre Geschichte betrachten und sich an sie erinnern, definitiv verändert. In seiner berühmten Rede in Ouagadougou im Jahr 2017 versprach der französische Präsident Emmanuel Macron, die während der kolonialen Besetzung gestohlenen Artefakte an die ehemaligen Kolonien zurückzugeben. Im Jahr 2021 nahm Deutschland Verhandlungen über Entschädigungszahlungen an die Völker der Herero und Nama für den von deutschen Truppen zwischen 1904 und 1908 im heutigen Namibia begangenen Völkermord auf. Im Dezember 2022 entschuldigte sich der niederländische Premierminister Mark Rutte für die Rolle seines Landes im Sklavenhandel, gefolgt von König Wilhelm-Alexander im Juli 2023. Anhand dieser drei Beispiele lässt sich bereits erkennen, dass sich für europäische Regierungen und Gesellschaften ein neues Paradigma zur Aufarbeitung ihrer kolonialen Vergangenheit in Afrika abzeichnet. Die Anerkennung bestimmter Gräueltaten, Reparationen, die Rückgabe von Kulturgütern und menschlichen Überresten sowie offizielle Entschuldigungen sind Beispiele dafür, wie europäische Länder sich ihrer kolonialen Vergangenheit stellen.

Eine Möglichkeit, dieses europäische Phänomen im Spannungsfeld von Geschichte, Erinnerung und Politik besser zu verstehen, ist ein Blick auf das deutsch-französische Tandem. Beide Länder haben sich auf unterschiedliche Weise und auf verschiedenen Ebenen mit diesen Praktiken auseinandergesetzt. Ein Vergleich zwischen ihnen bietet Einblicke und Anhaltspunkte für das Verständnis des Paradigmenwechsels, der sich derzeit in Europa vollzieht. Ein Grund für einen solchen Vergleich liegt in der kolonialen Geschichte beider Länder. Obwohl die Rolle Deutschlands in der Kolonialgeschichte trotz substantieller historischer Forschungen noch

¹ Am 19. April 2018 beschloss das Bezirksparlament Berlin-Mitte die Umbenennung von drei Straßen, die an Persönlichkeiten der deutschen Kolonialgeschichte erinnern: Adolf Lüderitz, Carl Peters und Gustav Nachtigal. Die Entscheidung fiel auf Cornelius Frederiks, der im heutigen Namibia Widerstand gegen die deutschen Kolonialtruppen leistete, auf den Duala-König Rudolf Magna Bell, der 1914 von Deutschland hingerichtet wurde, und auf Anna Mungunda und die Maji-Maji-Rebellion im heutigen Tansania.

immer unterschätzt wird,² steht doch fest: Deutschland war ein brutaler Akteur, der über große Territorien herrschte und bleibende Wirkung hinterließ. Vor diesem Hintergrund ist ein Vergleich mit Frankreich sinnvoll. Der zweite Grund ist die Bedeutung der deutsch-französischen Erinnerungspolitik, die beim Aufbau einer supranationalen europäischen Identität eine zentrale Rolle spielt.³ Zum 60. Jahrestag, am 22. Januar 2023, gedachten die beiden Länder gemeinsam des Elysée-Vertrags mit einer Feier, an der der französische Präsident und der deutsche Bundeskanzler sowie die Präsident:innen der Nationalversammlung und des Bundestages teilnahmen. Bereits 2006 wurde in beiden Ländern ein deutsch-französisches Geschichtsbuch mit dem Titel *Histoire/Geschichte* veröffentlicht, um eine Erinnerungspolitik außerhalb des nationalen Rahmens zu entwickeln.⁴ Eines der bedeutendsten Ereignisse in der deutsch-französischen Erinnerungspolitik sind jedoch die Gedenkfeiern zum hundertsten Jahrestag des Ersten Weltkriegs. Zwischen 2014 und 2018 gab es eine Vielzahl von Gedenkveranstaltungen, die von beiden Ländern organisiert wurden und die ihre Fähigkeit zur Zusammenarbeit im Bereich der Erinnerungskultur belegten. Im Mittelpunkt dieser Politik standen sowohl die beiden Weltkriege als auch die Geschichte der europäischen Integration. Dies zeigt einerseits, dass Frankreich und Deutschland - und andere Länder - in der Lage sind, ein gemeinsames Narrativ in Bezug auf bestimmte Perioden ihrer Vergangenheit zu entwickeln. Andererseits wird die Zeit der Kolonisierung, trotz ihrer globalen Reichweite, immer noch sehr vielstimmig und uneinheitlich betrachtet. Während der Kulturhistoriker Itay Lotem eine vergleichende Studie zur kolonialen Erinnerung in Frankreich und Großbritannien durchgeführt hat⁵, steht eine solche für Frankreich und Deutschland noch aus.

Dieses Kapitel soll die Relevanz einer tiefergehenden Analyse der deutsch-französischen Erinnerungspolitik in Bezug auf ihre koloniale Vergangenheit in Afrika aufzeigen, indem es die wichtigsten Dynamiken, aktuellen Herausforderungen, zentralen Akteur:innen und Strukturen sowie Unterschiede und Gemeinsamkeiten darin, wie beide Länder an diese Fragen herangehen, identifiziert. Wie bereits erwähnt, nimmt die Zahl der Erinnerungsakte politischer Akteur:innen zu, und auch deren Form verändert sich. Dank einer distanzierten Perspektive und eines vergleichenden Ansatzes kann in diesem Kapitel jedoch eine übergreifende Struktur identifiziert werden, die die Grundlage für weitergehende Untersuchungen bildet. Der vergleichende Ansatz

² Vgl. Jürgen Zimmerer: *German Rule, African Subjects. State Aspirations and the Reality of Power in Colonial Namibia*, New York 2021; Marianne Bechhaus-Gerst/Joachim Zeller (Hg.): *Deutschland postkolonial? Die Gegenwart der imperialen Vergangenheit*, Berlin 2018; Kokou Azamede: *Transkulturationen? Ewe-Christen zwischen Deutschland und Westafrika, 1884-1939*, Stuttgart 2010.

³ Vgl. Richard N. Lebow: *The Future of Memory*, in: Martin O. Heissler (Hg.): *The Politics of History in Comparative Perspective*, Thousand Oaks 2008, S. 25–41, S. 30.

⁴ Etienne François: *Le Manuel franco-allemand d'histoire. Une entreprise inédite, Vingtième Siècle. Revue d'histoire* 94/2 (2007), S. 73–86. Genauer gesagt handelt es sich um ein deutsch-französisches Handbuch zur Zeitgeschichte mit dem Schwerpunkt „Europa und die Welt seit 1945“.

⁵ Itay Lotem: *The Memory of Colonialism in Britain and France. The Sins of Silence*, Cham 2021.

dieses Kapitels kann nicht nur Einblicke in den französischen und den deutschen Fall gewähren, sondern auch Licht auf größere erinnerungspolitische Fragen werfen, wie etwa die Rolle des internationalen Drucks, die Pfadabhängigkeit im Hinblick auf die Auswirkungen eines frühen Endes des Kolonialreichs im Gegensatz zu einem allmählichen Ende sowie eine mögliche Form der Standardisierung erinnerungspolitischer Praktiken in Europa.

Auf den folgenden Seiten beziehen sich die Begriffe ‚Frankreich‘ und ‚Deutschland‘ auf die französischen und deutschen Staaten und ihre politischen Institutionen. Der erste Abschnitt dieses Kapitels bietet einen Überblick über die aktuelle Erinnerungspolitik der letzten Jahre sowohl in Frankreich als auch in Deutschland, um eine Bestandsaufnahme der Ereignisse zu ermöglichen. Anschließend wird auf zwei spezifische Herausforderungen eingegangen, die sich derzeit in beiden Ländern stellen: die Rückgabe von Kulturgütern und die Rückführung von menschlichen Überresten. Abschließend bietet das Kapitel eine transversale Analyse, die das neue Paradigma der europäischen Erinnerungspolitik zur kolonialen Vergangenheit in Afrika beleuchtet.

Überblick über die französische und deutsche Kolonialvergangenheit

Für die historische Kontextualisierung und zum richtigen Verständnis der heutigen Erinnerungspolitik der beiden Länder ist es wichtig, sich zunächst einen Überblick über die Kolonialgeschichte Frankreichs sowie Deutschlands in Afrika zu verschaffen. Die Geschichte des französischen Kolonialreichs wird gewöhnlich in zwei Perioden unterteilt. Die erste begann im 17. Jahrhundert mit der Expansion auf dem afrikanischen Kontinent in den Gebieten des heutigen Senegal und dauerte bis 1830.⁶ Die zweite Phase kennzeichnet besonders brutale Expansionen in Afrika zwischen 1830 und 1898, mit Eroberungen im größten Teil Nordafrikas und in der Sahararegion sowie in West- und Zentralafrika, den Komoren, Dschibuti und Madagaskar im Osten. Das ‚Empire Français‘, das französische Kaiserreich, war auf dem französischen Festland bekannt und wurde als Quelle des Stolzes dargestellt, wie auf Abbildung 37 zu sehen ist. Die Formulierung auf der Abbildung „Franzosen, das ist euer Reich“ ist bezeichnend für den Einfluss auf die Erinnerung und die Wahrnehmung; dies bedeutet jedoch nicht, dass das Bekenntnis zu diesem Reich und seinen Grundsätzen einhellig war. Der Druck zur Entkolonialisierung nahm nach dem Ersten Weltkrieg stetig zu und wurde nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs besonders stark, gleichzeitig versuchte Frankreich weiterhin, sein Kolonialreich durch verschiedene Reformen aufrechtzuerhalten, wie die Gründung der ‚Union française‘ im Jahr 1946, gefolgt von einem ‚Loi Cadre‘ im Jahr 1956 und der ‚Communauté française‘ im Jahr 1958. Bis 1960 waren die meisten afrikanischen Kolonien formal unabhängig, mit Ausnahme

⁶ Für eine umfassende Bestandsaufnahme der aktuellen Historiographie der französischen Kolonialgeschichte siehe: Pierre Singaravélou (Hg.): *Colonisations. Notre histoire*, Paris 2023.

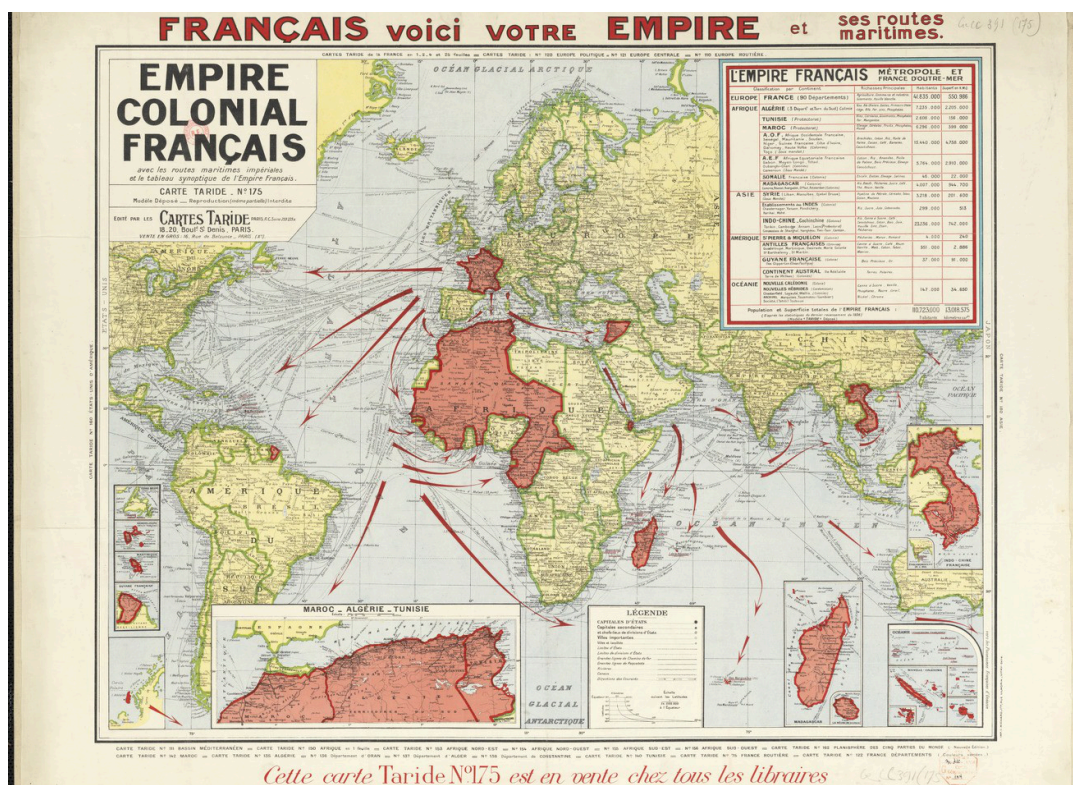


Abbildung 37: Empire colonial française avec les routes maritimes impériales et le tableau synoptique de l'Empire français, 1938, Bibliothèque nationale de France, département Cartes et plans, GE CC-391 (175), URL: <<https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b525144870/f1.highres>>.

von Dschibuti, das erst 1977 diesen Status erlangte. Es ist wichtig zu betonen, dass die Zeit der Entkolonialisierung von mehreren blutigen Kriegen und Aufständen gegen die französische Kolonialmacht geprägt war, wie etwa in Madagaskar, Algerien und Kamerun. Obwohl Frankreich formell kein Kolonialreich mehr ist, besitzt das Land immer noch ‚koloniale Überreste‘, wie seine überseeischen Gebiete, nämlich die Inseln Guadeloupe, Mayotte, La Réunion, Martinique sowie Französisch-Guayana und Neukaledonien. Die Ungleichheiten in diesen Gebieten im Vergleich zum französischen Festland – die Armut ist dort fünf bis zehn Mal höher –,⁷ die Ausbeutung der Ressourcen und die Asymmetrie des Austauschs, all das offenbart die Kontinuität von Kolonialität. Natürlich gäbe es noch viel mehr über die französische Kolonialgeschichte in Afrika zu erzählen, aber die Schlüsselemente, die sich auf die heutige Erinnerungspolitik auswirken, wurden bereits erwähnt: die frühe Expansion, die riesigen territorialen Ausmaße, die langsame und gewaltsame Dekolonisierung, die Allgegenwart des Imperiums im kollektiven Gedächtnis und die Präsenz der Kolonialität bis heute.

Im Vergleich zu Frankreich wird Deutschland als Nachzügler wahrgenommen, wenn es um die Ausdehnung seines Kolonialreichs in Afrika geht. Die meisten Eroberungen fanden in den 1880er Jahren statt: Deutsch-Südwestafrika, Togoland, Kamerun, Kaiser-Wilhelm-Land & Bis-

⁷ Vgl. Observatoire des inégalités (Hg.): Rapport sur la pauvreté en France³, o. A. 2022–23.

marck-Archipel 1884, Deutsch-Ostafrika, Marshallinseln 1885 und die Salomonen 1886, die durch die Berliner Konferenz 1884–1885 offiziell anerkannt wurden. Die deutsche Kolonialherrschaft war gewalttätig und forderte während der so genannten ‚Befriedungsphase‘ in Südwest- und Ostafrika zahlreiche Opfer, zum Beispiel während der brutalen Niederschlagung des Maji-Maji-Aufstands. Auch Togo und Kamerun waren von dieser Gewalt nicht ausgenommen. Strafexpeditionen und groß angelegte Landenteignungen waren an der Tagesordnung, auch wenn die Kolonialherren ab 1907 ‚rationaler‘ vorgehen und weniger auf direkte Gewalt setzten, wobei sie die umfassende Ausbeutung der Gebiete und der Bevölkerung jedoch beibehielten. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und im Zuge des Versailler Vertrags verlor Deutschland seine Kolonien. Dieses abrupte Ende der Kolonialherrschaft bedeutete für die afrikanischen Nationen keine Unabhängigkeit, da die Gebiete von anderen europäischen Kolonialmächten, wie zum Beispiel Frankreich, besetzt wurden. Dieses erzwungene Ende der Kolonialherrschaft bedeutete, dass Deutschland nicht die Mobilisierung der Kolonisierten für ihre Unabhängigkeit erlebte, die es in anderen europäischen Ländern nach dem Krieg gab. Darüber hinaus entstand eine Erinnerungspolitik während der Weimarer Republik und des Naziregimes, die den Verlust der Kolonien als „ungerechtfertigt“ ansah und von revisionistischen Bewegungen genutzt wurde. Das erklärt teilweise die Errichtung von Denkmälern und die Benennung von Straßen nach Persönlichkeiten, die als ‚Kolonialpioniere‘ angesehen wurden, jedenfalls in dieser Zeit.

Es ist sehr wichtig diesen Figuren des Kolonialismus Aufmerksamkeit zu schenken, da sie sowohl in Europa als auch in Afrika seit dem formellen Ende der Kolonialherrschaft Teil bekannter Kontroversen sind. Das Aufstellen von Statuen war eine gängige Taktik, um koloniale Macht zu demonstrieren,⁸ und wurde sowohl von Frankreich als auch von Deutschland angewandt. So stellte Frankreich beispielsweise Statuen des Generals und Kolonialverwalters Louis Faidherbe in Saint-Louis im Senegal und in seiner Heimatstadt Lille in Frankreich auf. Obwohl sie verschiedene Aspekte des Mannes darstellen, erinnern sie an ihn als einen Helden der französischen Republik, was zu einem großen Teil seine Rolle im Kolonialismus einschließt. Deutschland tat Ähnliches und errichtete 1909 das Wissmann-Denkmal in Dar Es Salaam im heutigen Tansania und 1912 das Reiterdenkmal in Windhoek, im heutigen Namibia. Beide Statuen sind inzwischen abgebaut worden.

TEIL I: ÜBERBLICK ÜBER DIE ZEITGENÖSSISCHE ERINNERUNGSPOLITIK

Um die zeitgenössische Erinnerungspolitik Frankreichs richtig zu verstehen, muss man zunächst die recht komplizierte Beziehung zum nationalen Mythos, auch bekannt als ‚récit

⁸ Vgl. Berny Sèbe: *Heroic imperialists in Africa. The Promotion of British and French Colonial Heroes, 1870–1939*, Manchester 2013, S. 14.

national‘ oder ‚roman national‘, begreifen. Diese vereinfachte fiktive Erzählung vermischt historische Figuren und Ereignisse mit Vorstellungen von einer imaginären französischen Gemeinschaft und ihren Werten, die seit der vorrömischen Zeit bestehen. Er wurde in Frankreich Ende des 19. Jahrhunderts als vereinigender Mythos für die Dritte Republik besonders präsent, vor allem in Schulen, und ist immer noch ein regelmäßiges Thema in politischen Debatten.⁹ Bei den Präsidentschaftswahlen 2017 brachten sowohl rechte als auch linke Kandidat:innen ihr Festhalten am ‚récit national‘ zum Ausdruck. Beide Seiten stellten den Mythos als notwendigen Pfeiler der französischen Identität dar, bezogen sich allerdings auf unterschiedliche Teile davon. Dies untermauert den Gedanken, dass der Staat bei der Gestaltung des ‚roman national‘ in Frankreich eine zentrale und bestimmende Rolle spielt. Benjamin Stora erklärt zudem, dass diese Politik zur Schaffung einer „einheitlichen Vision“ führt, die sich „gegen unterschiedliche und indigene Kulturen“ richtet, um die nationalen Mythen nicht zu beschädigen. Seiner Ansicht nach erklärt dies zum Teil, warum Frankreich sich schwertut, sich mit dem Ende des französischen Kolonialreichs auseinanderzusetzen, ein Umstand, den er als „große narzisstische Wunde“ bezeichnet.¹⁰ Zwar kann man nicht von einem „Schweigen“ über die koloniale Vergangenheit in Frankreich sprechen – das Thema, insbesondere der Algerienkrieg, war regelmäßig Teil öffentlicher Debatten –, doch ist ziemlich offensichtlich, warum Wissenschaftler:innen das „Fehlen eines nachhaltigen staatlichen Engagements“ in dieser Hinsicht festgestellt haben.¹¹ Es hat recht lange gedauert, bis sich der französische Staat wirklich kritisch mit der gewalttätigen kolonialen Vergangenheit auseinandergesetzt und Wege gefunden hat, sein nationales Gedächtnis zu hinterfragen.

In den 2000er Jahren hingegen schlug Frankreich eine neue Richtung der Erinnerungspolitik in Bezug auf die französische Kolonialvergangenheit ein. Dies war ein Ergebnis der Arbeit von Aktivist:innengruppen, die insbesondere in den 1990er Jahren auf staatliche Anerkennung und konkrete Maßnahmen drängten.¹² Bereits 1999 wurde ein Gesetz verabschiedet, mit dem offiziell anerkannt wurde, dass in Algerien nicht lediglich (wie bisher) ‚Ereignisse‘, sondern vielmehr ein Krieg stattgefunden hat, und im Jahr 2001 wurde das so genannte Loi Taubira verabschiedet. Mit diesem Gesetz, benannt nach Christiane Taubira, damals Abgeordnete der französischen Nationalversammlung für Französisch-Guayana, wurde die Sklaverei in Frankreich als Verbrechen gegen die Menschlichkeit anerkannt. Einige Jahre später, im Jahr 2005, wurde ein eher umstrittenes Gesetz zum Gedenken an die Sklaverei erörtert, das die Dankbarkeit Frank-

⁹ Vgl. Suzanne Citron: *Le Mythe National. L'histoire de France revisitée*, Paris 2008, S. 13.

¹⁰ Benjamin Stora: *Écrire l'Empire, sortir des guerres de mémoire*, in: Nicolas Bancel u. a. (Hg.): *Histoire globale de la France coloniale*, Paris 2022, S. 1374–1386, S. 1380.

¹¹ Lotem: *Colonialism*, S. 25.

¹² Vgl. Nicolas Bancel/Pascal Blanchard: *La colonisation, les années charnières. Du débat sur la guerre d'Algérie au discours de Dakar*, in: Nicolas Bancel u. a. (Hg.): *Histoire globale de la France coloniale*, Paris 2022, S. 1324–1335, S.1326–1327.

reichs gegenüber den „Männern und Frauen, die die französische Arbeit in den ehemals unter französischer Souveränität stehenden Gebieten unterstützt haben“ zum Ausdruck bringt. Vor allem ein Absatz des Textes führte zu heftigen Debatten, denn darin hieß es, dass in den Lehrplänen der Schulen die „positive Rolle der französischen Präsenz in Übersee, insbesondere in Nordafrika“ anerkannt werden sollte.¹³ Dieser Teil des Textes, der schließlich entfernt wurde, zeigt die langanhaltende Wirkung kolonialistischer Ideen. Er zeigt auch, dass Schulen, und vor allem Geschichtsbücher, wichtige Orte für Debatten über die Erinnerung an die französische Kolonialvergangenheit darstellen. Schulen und Geschichtsunterricht wurden nicht zuletzt dadurch zu einem wichtigen Schauplatz der nationalen Erinnerungspolitik, dass sie während der Kolonialzeit als Mittel zur Förderung der Kolonisierung eingesetzt wurden. Heute lässt sich erkennen, dass die Art und Weise, wie die Kolonialgeschichte in den Schulbüchern seit den 1980er Jahren dargestellt wird, parallel zur nationalen Geschichte verläuft, fast wie ein „Epiphänomen“,¹⁴ eine Unterbrechung der größeren Erzählungen des ‚roman national‘. Dies spiegelt die generelle Erinnerung an die Kolonialgeschichte aus der Perspektive des Staates wider, wo Gewaltverbrechen anerkannt werden, nicht aber das koloniale System als Ganzes. Während Nicolas Sarkozys Amtszeit gab es viele hitzige Debatten über Identität und die Erinnerung an die koloniale Vergangenheit; bezeichnend für die Perspektive des Staates war besonders sein berühmter ‚discours de Dakar‘ im Jahr 2007, der international heftige Reaktionen hervorrief. Das Narrativ kann folgendermaßen zusammengefasst werden: Es wird zwar eingeräumt, dass es Verbrechen gab und dass das koloniale System fehlerhaft war, aber da es auch Positives gebracht hat und gute Menschen daran beteiligt waren, heben sich beide Seiten gegenseitig auf, und wir sollten diese Debatte hinter uns lassen.¹⁵ In der Öffentlichkeit wurden jedoch in den 2000er Jahren die Diskussionen über die Geschichte der Einwanderung vorangetrieben, die mit der kolonialen Vergangenheit in Verbindung gebracht wird und für die damaligen Gesellschaften, die mit Rassismus und Diskriminierung zu kämpfen hatten, ein entscheidendes Thema darstellte.

Kurz vor seiner ersten Wahl 2017 erklärte Emmanuel Macron bei einem Besuch in Algier, die Kolonialisierung sei „ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit, eine wahre Barbarei und ein Teil der Vergangenheit, dem wir uns stellen und für den wir uns entschuldigen müssen“.¹⁶ Nach seiner Wahl hielt er vermehrt öffentliche Reden zu Fragen der kolonialen Erinnerung, was im Vergleich zu seinen Vorgängern eine Neupositionierung darstellte. Das bemerkenswerteste

¹³ Ebd., S. 1327.

¹⁴ Sandrine Lemaire: Histoire nationale et histoire coloniale. Deux histoires parallèles, in: Nicolas Bancel u.a.: Histoire globale de la France coloniale, Paris 2022, S. 1252–1263. S. 1260.

¹⁵ Vgl. Stora: Empire, S. 1381.

¹⁶ Elysée (Hg.): Discours d'Emmanuel Macron à l'université de Ouagadougou (2017), URL: <<https://www.elysee.fr/emmanuel-macron/2017/11/28/discours-demmanuel-macron-a-luniversite-de-ouagadougou>> (05.07.2023).

Beispiel ist seine Rede an der Universität von Ouagadougou im Jahr 2017, in der er die Rückgabe des „afrikanischen Erbes an Afrika“¹⁷ versprach und als eine Priorität bezeichnete. In der Folge verfassten zwei Wissenschaftler:innen, Felwine Sarr und Bénédicte Savoy, 2018 einen Bericht mit einer Reihe von Empfehlungen.¹⁸ Der Bericht hat sicherlich dazu beigetragen, die Diskussionen über das Thema Restitution in Europa anzufachen, wie später in diesem Kapitel ausgeführt wird. Ein weiteres zentrales Thema in den ersten Jahren von Macrons erster Amtszeit war die Erinnerung an die Kolonialisierung und den Krieg in Algerien. Mit einem ähnlichen Ansatz beauftragte der französische Präsident den renommierten Algerien- und Kolonialhistoriker Benjamin Stora mit der Erstellung eines Berichts zu Erinnerungsfragen, der im Januar 2021 veröffentlicht wurde. Darin entwickelte Stora eine Reihe konkreter Empfehlungen, wie zum Beispiel das Gedenken an Schlüsseldaten des Konflikts und die Einrichtung einer Erinnerungs- und Wahrheitskommission.¹⁹ Der Bericht wurde zwar für viele seiner fortschrittlichen Vorschläge gelobt, aber auch dafür kritisiert, dass er die schwierigsten Themen, wie die Verantwortung der französischen Kolonialbehörden und offizielle Entschuldigungen ausspart.²⁰ Zu den weiteren Beispielen für die Bemühungen Frankreichs sich seiner kolonialen Vergangenheit in Algerien zu stellen, gehören die Entscheidung, den Zugang zu den einschlägigen Archiven zu erleichtern, und die Entschuldigung für die „Folterung und Tötung“ beziehungsweise „Folterung zu Tode“ des algerischen Mathematikers und Antikolonialaktivisten Maurice Audin durch französische Soldaten im Jahr 2021.²¹ Insgesamt lässt sich der jüngste französische Umgang mit der kolonialen Erinnerung als eine Reihe spezifischer Aktionen und Entschuldigungen charakterisieren. Sie konzentrieren sich auf die Figur des Präsidenten, der als Initiator dargestellt wird, stellen Expert:innen in den Mittelpunkt und werden immer zahlreicher. Trotz des bereits erwähnten Anprangerns des Kolonialismus als Verbrechen gegen die Menschlichkeit durch den derzeitigen Präsidenten hat sich Frankreich bisher nicht für den Kolonialismus als Ganzes entschuldigt, sondern nur für bestimmte gewalttätige Momente. Dies lässt sich bis zu einem gewissen Grad dadurch erklären, dass die Kolonialisierung ein zentraler Bestandteil der französischen republikanischen Geschichte ist.²² Daher würde eine umfassende Kritik als Angriff auf das derzeitige republikanische System und die „positiven Selbstkonzepte von Gesell-

¹⁷ Elysée: Ouagadougou.

¹⁸ Bénédicte Savoy/Felwine Sarr: *Restituer le patrimoine africain*, Paris 2018.

¹⁹ Benjamin Stora: *Les questions mémorielles portant sur la colonisation et la guerre d'Algérie*, in: *Vie publique* (2021), URL: <<https://www.vie-publique.fr/rapport/278186-rapport-stora-memoire-sur-la-colonisation-et-la-guerre-dalgerie>> (05.07.2023).

²⁰ Vgl. Didier Monciaud: *Le „rapport Stora“*. Un premier débat sur les enjeux mémoriels, *Cahiers d'histoire. Revue d'histoire critique* 149 (2021), S. 137–161.

²¹ Raphaëlle Branche: *Comparing the Afterlives, Political Uses, and Memories of Extreme Violence during the Wars of Decolonization in France, the Netherlands, and Britain*, in: Bart Luttikhuis/Thijs Brocades Zaalberg (Hg.): *Empire's Violent End. Comparing Dutch, British, and French Wars of Decolonization, 1945–1962*, Ithaca 2022, S. 162–180.

²² Vgl. Bancel/Blanchard: *Colonisation*, S. 1328.

schaften und Gruppen“²³ wahrgenommen werden. Dies führt zu der Einschätzung, dass die Veränderungen in den offiziellen französischen Reden und Berichten zwar zur Kenntnis genommen werden müssen, ihnen aber nicht notwendigerweise konkrete Taten folgen und wir daher keine radikal andere Perspektive in Bezug auf die Erinnerung an die koloniale Vergangenheit beobachten.

Die deutsche Erinnerungskultur und Erinnerungspolitik, die oft auch als ‚Vergangenheitsbewältigung‘ bezeichnet wird, konzentriert sich stark auf die Opfer des Holocaust und die Möglichkeiten, sich an diese Vergangenheit zu erinnern und aus ihr zu lernen. Nach dem Zweiten Weltkrieg „spielte die Vergangenheit in beiden Deutschlands eine entscheidende Rolle im Kampf um die Wiedererlangung von Legitimität nach der demütigenden Niederlage“, und beide Länder behaupteten, die ‚richtigen‘ Lehren aus dieser Zeit gezogen zu haben, nicht zuletzt um ihre eigene Politik zu unterstützen.²⁴ Obwohl es eine neue schwierige Vergangenheit zu bewältigen galt – die Verbrechen der Stasi, der Geheimpolizei der DDR –, änderte die deutsche Wiedervereinigung nichts am dominierenden Thema der Erinnerungspolitik: dem Holocaust. Stattdessen sahen deutsche Offizielle einen weiteren Beweis dafür, dass sie generell eine „gute Erinnerungsbilanz vorweisen [können], die ihre Zuverlässigkeit als internationaler Partner beweist“.²⁵ Und in der Tat hat dies bis zu einem gewissen Grad funktioniert, denn der deutsche erinnerungspolitische Ansatz, der insbesondere auf offizieller Reuebekundung beruht, wird regelmäßig für die Einzigartigkeit seines Umgangs mit einer schwierigen Vergangenheit gelobt.²⁶ Konkret umfasste die Erinnerungspolitik beispielsweise die Eröffnung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas im Jahr 2005, die Wehrmachts-Wanderausstellung Ende der 1990er Jahre, die den Mythos zerstreuen sollte, dass die reguläre deutsche Armee nicht in Kriegsverbrechen verwickelt war, die vor allem der SS zugeschrieben wurden, und die Institutionalisierung zahlreicher jährlicher Gedenkveranstaltungen. Allerdings mehren sich die Stimmen, die sich kritisch über die aktuelle Praxis der deutschen Erinnerungskultur äußern und dabei oft auf starken Widerstand stoßen.²⁷

²³ Lebow: Memory, S. 20.

²⁴ David Art/Jenny Wüstenberg: Using the Past in the Nazi Successor States from 1945 to the Present, in: Martin O. Heisser (Hg.): The Politics of History in Comparative Perspective, Thousand Oaks 2008, S. 72–87, S. 74.

²⁵ Ebd., S. 78.

²⁶ Vgl. Eric Langenbacher: Does Collective Memory Still Influence German Foreign Policy?, The Brown Journal of World Affairs 20/2 (2014), S. 55–71.

²⁷ So veröffentlichte Dirk Moses 2021 in der Zeitschrift *Geschichte der Gegenwart* eine Kritik an dem, was er als „Katechismus der Deutschen“ bezeichnete, in dem politische Beamte die Einzigartigkeit des Holocaust nutzen, um sich nicht mit anderen Opfern der deutschen Geschichte und zeitgenössischen Themen auseinanderzusetzen. Der Artikel führte zu intensiven Debatten sowohl in wissenschaftlichen Kreisen als auch in den Mainstream-Medien. Vgl. Dirk A. Moses: Der Katechismus der Deutschen, in: *Geschichte der Gegenwart* (23.05.2021), URL: <<https://geschichtedergegenwart.ch/der-katechismus-der-deutschen/>> (05.07.2023).

Eine häufig geäußerte Kritik an der deutschen Erinnerungskultur zielt auf die fehlende Anerkennung der kolonialen Vergangenheit ab, wobei Wissenschaftler:innen sogar von einer „Amnesie oder Gleichgültigkeit“ im deutschen kollektiven Gedächtnis sprechen.²⁸ Andere bieten eine nuanciertere Perspektive und zeigen, dass sich die koloniale Erinnerung in Deutschland in den letzten hundert Jahren von einer überwiegend positiven zu einer überwiegend negativen entwickelt hat. Britta Schilling zufolge wurde das, was als „hegemoniale Konstruktion einiger weniger“²⁹ begann, während der Jahre des Nationalsozialismus überwiegend positiv und heroisch, bevor es nach dem Krieg größtenteils von der Bildfläche verschwand. Dies änderte sich mit der Unabhängigkeit ehemaliger deutscher Kolonien in den 1960er Jahren (Burundi, Kamerun, Ruanda, Tansania, Togo, die nach dem Ersten Weltkrieg zunächst zu Mandatsgebieten des Völkerbundes und nach dem Zweiten Weltkrieg der Vereinten Nationen wurden), die die Debatte über die deutsche Kolonialerinnerung in gewisser Weise reaktivierte. Die Debatten wurden 1968 weiter belebt, als Studierende in Westdeutschland „viele physische Spuren des deutschen Kolonialismus im öffentlichen Raum abrissen“ und damit ähnlich wie in der „antikolonialen“ DDR öffentliche Darstellungen der kolonialen Erinnerung entfernten.³⁰ Der Fall der Berliner Mauer, der mehr oder weniger mit der Unabhängigkeit Namibias zusammenfiel, markierte einen neuen Umgang mit der kolonialen Vergangenheit Deutschlands, der sich vor allem 2004 anlässlich des hundertsten Jahrestags des Völkermords an den Herero und Nama und bei den offiziellen Gedenkfeiern in Namibia manifestierte.³¹ Namibia und Deutschland unterhalten eine „besondere Beziehung“, nicht zuletzt aufgrund des Völkermords und der Präsenz einer deutschsprachigen Minderheit, die aus einer landeinnehmenden Siedlerkolonisation hervorgegangen ist und noch immer wirtschaftliche Macht ausübt. Ein wegweisendes Ereignis war die Rede der damaligen Ministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Heidemarie Wieczorek-Zeul (SPD), anlässlich der offiziellen Zeremonie in Okakarara, die die anderen anwesenden deutschen Offiziellen überraschte. Zum ersten Mal sprach Wieczorek-Zeul eine Entschuldigung für die kolonialen Massaker aus, auch wenn dies ausdrücklich keine offizielle Regierungsposition darstellte. Tatsächlich befürchteten viele Vertreter:innen der deutschen Verwaltung, dass damit der Ruf nach Reparationen nur noch lauter werden würde (die Formulierung wäre „entscheidungsrelevant“, das heißt sie würde das Fun-

²⁸ Henning Melber: The Genocide in 'German South-West Africa' and the Politics of Commemoration. How (Not) to Come to Terms with the Past, in: Jürgen Zimmerer/Michael Perraudin (Hg.): German Colonialism and National Identity, Abingdon 2010, S. 251–264; Henning Melber/Reinhart Kößler: Selective commemoration. Coming to terms with German colonialism, in: Tatjana Louis u. a. (Hg.): Dealing with the Past. Perspectives from Latin America, South Africa and Germany, Baden-Baden 2021, S. 87–106.

²⁹ Brita Schilling: Postcolonial Germany. Memories of Empire in a Decolonized Nation, Oxford 2014, S. 196.

³⁰ Ebd., S. 197.

³¹ Vgl. Albert Gouaffo: Littérature allemande postcoloniale et mémoire culturelle transnationale. L'exemple du Cameroun, in: Ders./Sylvère Mbondobari (Hg.): Mémoires et lieux de mémoire. Enjeux interculturels et relations médiatiques, Saarbrücken 2016, S. 103–120, S. 103.

dament für Entschädigungen bereiten). Vor allem konservative Kreise wollten dieses Szenario vermeiden, ebenso wie das von Minister Joschka Fischer (Grüne) geleitete Auswärtige Amt. Diese Befürchtungen waren nicht unbegründet. Die namibische Gesellschaft (und insbesondere die Herero und Nama) erlebte seitdem jedoch nur sehr langsame Fortschritte. In der deutschen Öffentlichkeit blieb das Thema bis zum Sommer 2021 weitgehend unbemerkt. Beide Regierungen erzielten eine grundsätzliche Einigung über eine offizielle Anerkennung des Völkermords sowie eine Entschuldigung mit daraus resultierenden Zahlungen in Höhe von 1,1 Milliarden Euro über einen Zeitraum von 30 Jahren. Allerdings fließen die Mittel in Form von Entwicklungshilfe; ‚Reparationen‘ werden mit keinem Wort erwähnt. Dieses Abkommen stieß sowohl im namibischen Parlament, das es nicht ratifizierte, als auch insbesondere bei den Herero- und Nama-Gemeinschaften auf heftigen Widerstand. Die Verhandlungen werden seither fortgesetzt, aber eine anständige Vergangenheitsbewältigung für die schmerzlichste Episode des deutschen Kolonialismus ist nicht in Sicht. In der Zwischenzeit ist das Bewusstsein für andere Gräueltaten in anderen deutschen Kolonien ebenfalls gewachsen. Eine Vielzahl von Ausstellungen zur kolonialen Vergangenheit, öffentliche Diskussionen über das Humboldt-Forum in Berlin, die Rückgabe von Benin-Bronzen an Nigeria (siehe unten) und kommerzielle Filme wie *Der vermessene Mensch*³² haben jedoch zu einem wachsenden Bewusstsein in der Öffentlichkeit beigetragen. Seit 2021 ist eine Beschleunigung spürbar, unterstützt durch neue Forschungsprojekte, die insbesondere durch neue Fördermöglichkeiten der Deutschen Stiftung Kulturgutverluste ermöglicht wurden, die sich bisher auf die Rückgabe von während der NS-Herrschaft unrechtmäßig angeeignetem jüdischem Eigentum spezialisiert hatte.

Im Dezember 2021 endete die Amtszeit der christdemokratischen Bundeskanzlerin Angela Merkel nach 16 Jahren (2005–2021), eine lange Zeit, die nur knapp von der Kanzlerschaft Helmut Kohls (1982–1998) übertroffen wurde. Seitdem wird Deutschland von der sogenannten ‚Ampelkoalition‘ regiert, die einen neuen Ansatz in Bezug auf die Erinnerungspolitik und die koloniale Vergangenheit in Afrika versprach. Es sollte jedoch anerkannt werden, dass die Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) während der vorherigen Koalition bereits entscheidende Schritte unternommen hatte, um die Rückgabe der Benin-Bronzen an Nigeria vorzubereiten. Gleichzeitig wies sie darauf hin, dass „die Aufarbeitung der kolonialen Vergangenheit in diesem Land noch in den Kinderschuhen steckt, sowohl politisch als auch gesellschaftlich“.³³ Der Ansatz der neuen Koalition kann also auf die Arbeit ihrer Vorgängerin aufbauen. Nichtsdestotrotz unterzeichneten die drei Parteien bei ihrer Einigung einen Koaliti-

³² Dieser deutsche Film, bei dem Lars Kraume Regie führte und der 2023 veröffentlicht wurde, zeigt die Reise eines deutschen Ethnologen in die damalige deutsche Kolonie Südwestafrika, um Überreste für eine Museumssammlung zu sammeln. Der Film wurde seit seinem Erscheinen heftig diskutiert, mit Lob und Kritik an seiner Herangehensweise an das Thema.

³³ Annabelle Steffes-Halmer: Zwischen Raubkunst, Restitution und Realität, in: Deutsche Welle (18.11.2021), URL: <<https://www.dw.com/de/raubkunst-kolonialismus-kulturgutverlust/a-59843273>> (04.07.2023).

onsvertrag, der ausführliche Abschnitte zur deutschen Erinnerungspolitik enthält, insbesondere zur Erinnerungskultur mit dem erwarteten Schwerpunkt auf den Opfern des Holocaust, den Auswirkungen der deutschen Besatzung in Europa während des Zweiten Weltkriegs und den Opfern des sozialistischen Regimes in Ostdeutschland, was eine klare politische Kontinuität zeigt. Das Dokument enthält jedoch auch einen Abschnitt über das „koloniale Erbe“, in dem die Koalition verspricht, die deutsche Kolonialgeschichte „aufzuarbeiten“, insbesondere durch die Unterstützung der Provenienzforschung, der Digitalisierung und der Gewährleistung der Zugänglichkeit von Sammlungen, die durch die Kolonisierung erlangte Gegenstände enthalten. Die Koalitionsparteien bestehen auch darauf, die Rückgabe von Gegenständen im „Dialog mit den Herkunftsgesellschaften“ zu unterstützen.³⁴ Insgesamt ist der Koalitionsvertrag vom Jahr 2021 ein wegweisendes Dokument in Bezug auf die Anerkennung kolonialer Verantwortung. Es ist jedoch wichtig, kurz zu erwähnen, dass die Befugnisse, die das Grundgesetz dem deutschen Bundeskanzler/der deutschen Bundeskanzlerin, jetzt Olaf Scholz (SPD), überträgt, nicht mit den – viel umfassenderen – Befugnissen des französischen Präsidenten übereinstimmen. Außerdem bringt die föderale Struktur des Landes lange Konsultationen und langsamere politische Veränderungen mit sich als das bei Amtsantritt eines neuen französischen Präsidenten der Fall ist. Dies gilt insbesondere für die Bereiche Kultur und (Hochschul-)Bildung, in denen die Bundesländer den größten Teil der Zuständigkeiten behalten - angesichts der Beteiligung von Museen und Universitäts-sammlungen mit Beständen aus der Kolonialzeit wohl ein wichtiger Bereich, wenn es um Erinnerungspolitik geht.

Eine Parallele zu den Versprechen, die Emmanuel Macron 2017 in Ouagadougou gegeben hat, ist unübersehbar und deutet auf den bereits erwähnten Paradigmenwechsel in Bezug auf die ‚Aufarbeitung‘ der kolonialen Vergangenheit der europäischen Länder hin. Die Art und Weise, wie Frankreich und Deutschland sich konkret mit der Rückgabe des kulturellen Erbes auseinandersetzen, unterscheidet sich jedoch in einigen Aspekten, wie nachstehend erläutert wird. Diese Unterschiede zeigen sich bereits darin, dass der Koalitionsvertrag auf der Zusammenarbeit mit Herkunftsgemeinschaften (und nicht nur mit Staaten) und Wissenschaftler:innen besteht. Betrachtet man die französische und deutsche Erinnerungspolitik in Bezug auf ihre koloniale Vergangenheit in den letzten Jahren, so zeigen sich eine Reihe wesentlicher Unterschiede. Während der französische Staatspräsident selbst entscheiden kann, ob er das Ruder in die Hand nimmt (wie in jedem anderen Politikbereich auch), ist die Situation in Deutschland komplexer und die Persönlichkeit und Ausrichtung des Bundeskanzlers/der Bundeskanzlerin spielt keine große Rolle. Die koloniale Vergangenheit ist in Deutschland viel später als in Frankreich zu

³⁴ SPD/GRUENE/FDP: Koalitionsvertrag. Mehr Fortschritt wagen. Bündnis für Freiheit, Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit, in: Die Bundesregierung, URL: <<https://www.bundesregierung.de/resource/blob/974430/1990812/1f422c60505b6a88f8f3b3b5b8720bd4/2021-12-10-koav2021-data.pdf?download=1>> (04.07.2023).

einem wichtigen öffentlichen Thema geworden, sowohl auf der Ebene der politischen Elite als auch in der breiten Öffentlichkeit. Auch die rechtlichen Verfahren sind anders, ebenso wie die jeweilige politische Kultur im Umgang mit der Vergangenheit. Der Neigung zur Darstellung einer chauvinistischen Vergangenheit in Frankreich steht eine Neigung zur Vergangenheitsbewältigung in Deutschland gegenüber, wobei beide Präferenzen nie von der gesamten Bevölkerung akzeptiert werden.

TEIL 2: AKTUELLE HERAUSFORDERUNGEN DER ERINNERUNGSPOLITIK IN FRANKREICH UND DEUTSCHLAND

In den letzten Jahren wurden auf Druck der Zivilgesellschaft viele Spuren der kolonialen Vergangenheit in Frankreich und Deutschland auf den Prüfstand gestellt und von den zuständigen Behörden mitunter neu interpretiert. Dazu gehören Straßennamen, Statuen und Büsten, die mit kolonialen Persönlichkeiten in Verbindung gebracht werden,³⁵ wie zum Beispiel Bismarck, Colbert, Thiers und andere, sowie Institutionen und Gebäude, die ihre Wurzeln in der Kolonialzeit haben, zum Beispiel das *Palais de la Porte Dorée* in Paris und das Humboldt-Forum in Berlin, um nur einige der bekanntesten zu nennen.³⁶ Die hohe Sichtbarkeit und der Bekanntheitsgrad dieser Erinnerungsorte deuten darauf hin, wie herausfordernd diese Auseinandersetzung für europäische Gesellschaften ist. Diese Institutionen wurden ausführlich untersucht,³⁷ da sie sich aber zumeist mit innerstaatlichen Kontroversen beschäftigen, konzentriert sich dieses Kapitel auf zwei andere international wichtige Fragen: die Rückgabe von Kulturerbe und die Rückgabe menschlicher Überreste.

Rückgabe des kulturellen Erbes

Afrikanische Wissenschaftler:innen und Politiker:innen drängen seit Jahrzehnten auf die Rückgabe ihres kulturellen Erbes, das in europäischen Einrichtungen aufbewahrt wird, und diese Forderungen wurden von Frankreich und Deutschland fast immer ignoriert oder abgelehnt.³⁸ Im Jahr 2017 leitete der französische Präsident mit seiner Ouagadougou-Rede jedoch eine Veränderung ein. Damals erkannte zum ersten Mal eine europäische politische Schlüsselfigur das Problem an und versprach, sich für eine angemessene Restitution einzusetzen: „Innerhalb von fünf Jahren möchte ich, dass die Voraussetzungen für eine vorübergehende oder

³⁵ Beispiele für solche kolonialen Assoziationen an öffentlichen Orten in Frankreich und Großbritannien wurden analysiert in: Max Jones u. a. (Hg.): *Decolonising Imperial Heroes. Cultural Legacies of the British and French Empires*, Abingdon 2016.

³⁶ Vgl. Thomas Cauvin: *A Public History of Monuments*, *Studies on National Movements* 10 (2022), S. 7–43.

³⁷ Vgl. Etienne Achille u. a. (Hg.): *Postcolonial realms of memory. Sites and symbols in modern France*, Liverpool 2020; Joachim Zeller: *Kolonialdenkmäler und Geschichtsbewusstsein. Eine Untersuchung der kolonialdeutschen Erinnerungskultur*, Frankfurt am Main 2000.

³⁸ Vgl. Savoy: *Combat*, S. 11.

dauerhafte Rückgabe afrikanischer Kulturgüter an Afrika geschaffen werden.“³⁹ Seitdem haben wir in beiden Ländern – wie auch in den Niederlanden und in Belgien – viele Diskussionen und Versprechungen sowie eine recht intensive Zunahme der akademischen Produktion und der Diskussion in den Medien zum Thema Restitution erlebt. Diese Intensivierung europäischer Debatten hat jedoch häufig nicht dazu geführt, dass afrikanische Stimmen gehört worden wären.⁴⁰ Trotz dieses Wandels seit 2017 hat es bisher nur eine Handvoll Restitutionsakte gegeben, was das Thema besonders aktuell macht. Darüber hinaus machen die schwindelerregende Menge an Gegenständen aus der Kolonialzeit, die in ethnologischen ‚Sammlungen‘ in ganz Europa aufbewahrt werden,⁴¹ und die langanhaltenden Auswirkungen ihrer Abwesenheit auf die afrikanischen Gesellschaften die Frage der Restitution zu einer entscheidenden erinnerungspolitischen Herausforderung für Frankreich und Deutschland. Obwohl beide Länder über große Sammlungen verfügen und begonnen haben, sich mit der Restitution zu befassen, nähern sie sich dieser Frage auf sehr unterschiedliche Weise, wie die folgenden Beispiele zeigen.

‚La restitution à la française‘ wird am besten durch die Rückgabe der sogenannten ‚26 oeuvres des trésors royaux d’Abomey‘ durch Frankreich an die Republik Benin Ende 2021 in einer sehr feierlichen Form illustriert. Dies geschah im Rahmen einer Reihe von Veranstaltungen, die damit begannen, dass das französische Parlament am 24. Dezember 2020 ein Gesetz verabschiedete, das die Rückgabe der 26 ‚trésors royaux‘ (königliche Schätze) an Benin sowie des Säbels und der Scheide von El Hadj Omar Tall an den Senegal ermöglichte. Am 27. Oktober 2021 fand dann eine offizielle Zeremonie im *Musée du Quai Branly-Jacques Chirac* statt, wo die Gegenstände aufbewahrt wurden, an der zahlreiche Minister:innen beider Länder und hochrangige Beamte:innen teilnahmen und in deren Mittelpunkt eine Rede des französischen Staatspräsidenten stand. Am 9. November 2022 trafen sich die Präsidenten Frankreichs und Benins, Emmanuel Macron und Patrice Talon, mit ihren jeweiligen Kulturminister:innen im Elysée-Palast, um das Abkommen über die Rückgabe der Artefakte offiziell zu unterzeichnen. Am nächsten Tag wurden die Objekte in einem außergewöhnlichen Konvoi vom Flughafen zum beninischen Präsidentenpalast in Cotonou transportiert, wobei zahlreiche Menschen der Prozession beiwohnten. Im Palast fand eine Begrüßungszeremonie mit militärischen Ehren, traditionellen Tänzen und Ansprachen von Jean-Michel Abimbola, dem beninischen Kulturminister, und Präsident Talon statt. Rund 200 Gäste waren anwesend, darunter hochrangige Beamte:innen, Parlamentarier:innen, Mitglieder der königlichen Familien sowie Felwine Sarr und Béné-

³⁹ Elysée: Ouagadougou.

⁴⁰ Vgl. Molemo Moiloa: Reclaiming Restitution. Centering and Contextualizing the African Narrative, in: Open Restitution Africa, URL: <<https://openrestitution.africa/wp-content/uploads/2022/09/ANF-Report-Main-Report.pdf>> (05.07.2023).

⁴¹ Laut Savoy werden schätzungsweise 70 000 Gegenstände aus Subsahara-Afrika im Museum Quai Branly in Paris und 75 000 im Ethnologischen Museum in Berlin aufbewahrt. Vgl. Bénédicte Savoy: Le Long combat de l’Afrique pour son art. Histoire d’une défaite postcoloniale, Paris 2023.

dicte Savoy. Diese Veranstaltungen waren von einer intensiven Medienberichterstattung und offiziellen Mitteilungen geprägt.

Für Deutschland ist die Rückgabe der Benin-Bronzen an Nigeria ein lehrreiches Beispiel, da sie viele Formen annimmt und verschiedene politische Ebenen und Akteur:innen einbezieht. Das Land beteiligt sich an der *Benin Dialogue Group*, einem internationalen Rahmen, der seit 2010 besteht und Museen aus Österreich, Deutschland, dem Vereinigten Königreich, den Niederlanden und Schweden einen Raum für die Zusammenarbeit mit nigerianischen Partnerinstitutionen und Vertreter:innen des Königshofs von Benin bietet. Bereits unter der letzten Regierungskoalition wurden dort konkrete Schritte diskutiert. Im April 2021 kündigte die Bundesregierung die Rückgabe von geraubten Benin-Bronzen aus öffentlichen Sammlungen in Deutschland bis 2022 an. Im Juli 2022 wurden die ersten beiden Objekte zurückgegeben, und im Dezember reiste Außenministerin Annalena Baerbock zusammen mit zwei Staatsministerinnen nach Abuja in Nigeria, um 20 Objekte aus fünf Museen in Berlin, Hamburg, Leipzig, Stuttgart und Köln zu übergeben, deren Direktor:innen bei der Zeremonie anwesend waren. Die baden-württembergische Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst, Petra Olschowski, gehörte der Delegation an und erhielt von Baerbock einen besonderen Dank.⁴² Bemerkenswert ist, dass bereits zuvor ein separates Abkommen zwischen dem Land Baden-Württemberg und Nigeria unterzeichnet worden war; Baden-Württemberg war auch das erste Land, das 2021 ein Rahmendokument unterzeichnete. Das jüngste Dokument sieht die Übertragung des Eigentums an 70 Objekten vom Linden-Museum in Stuttgart auf Nigeria vor. Außerdem wurde nach der Unterzeichnung eine Elfenbeinmaske, das angeblich wertvollste Stück, an die nigerianische Delegation übergeben. Die eigentliche Rückgabe der anderen Objekte wird zu einem späteren Zeitpunkt erfolgen, mit Ausnahme von 24 Objekten, die als Leihgaben in Deutschland verbleiben. An der Zeremonie nahmen auf deutscher Seite Petra Olschowski und Inès de Castro, die Direktorin des Linden-Museums, und auf nigerianischer Seite Abba Isa Tijani, der Direktor der Nationalen Kommission für Museen und Denkmäler, sowie Yussuf Tuggar, der nigerianische Botschafter in Deutschland, teil. Obwohl es sich um sehr formelle Angelegenheiten handelte, waren die beschriebenen Ereignisse wesentlich weniger pompös als im oben erwähnten französischen Fall, und die Medienberichterstattung war weniger stark ausgeprägt.

Diese beiden Beispiele verdeutlichen, wie beide Länder an die Herausforderung herangehen, das kulturelle Erbe an Afrika zurückzugeben. Frankreich verfolgt einen stark zentralisierten, von

⁴² Außenministerin Annalena Baerbock lobt in ihrer Rede das Engagement der Bundesländer und Städte und hebt Olschowski für ihr Handeln hervor. Vgl. Die Bundesregierung (Hg.): Rede der Bundesministerin des Auswärtigen, Annalena Baerbock, bei der Übergabe der Benin-Bronzen, in: Bulletin der Bundesregierung 163/1 (2022), URL: <<https://www.bundesregierung.de/breg-de/service/bulletin/rede-der-bundesministerin-des-auswaertigen-annalena-baerbock--2155152>> (04.07.2023).

oben gesteuerten Prozess und bevorzugt einen bilateralen Ansatz zwischen den Staatshäuptern. Dieser Ansatz lässt sich durch zahlreiche Faktoren erklären, die in diesem Kapitel näher erläutert werden. Es zeigt sich jedoch deutlich, dass Frankreich die Restitution als eine hochpolitische, vorwiegend zwischenstaatliche Angelegenheit betrachtet. In Deutschland hingegen wird die Restitution dezentraler angegangen, obwohl die Bundesministerien natürlich stark involviert sind. Dies bringt einen langen und komplizierten Prozess der ‚Multi-Level-Governance‘ mit sich, bei dem nicht nur die Regierungen auf nationaler und subnationaler Ebene, sondern auch die Museen und ihre Beiräte konsultiert werden müssen; und alle können getrennte Kommunikationswege zu ihren afrikanischen Partner:innen haben. Diese Unterschiede haben Folgen, insbesondere für die Akteur:innen in den sogenannten ‚Herkunftsgesellschaften‘. Während Fragen der Restitution in Frankreich in erster Linie in den Händen des Präsidenten zu liegen scheinen (obwohl auch Berater:innen, der Kulturminister:innen und das Parlament eine wichtige Rolle spielen), ist die Angelegenheit in Deutschland aufgrund der langsamen und vielschichtigen Entscheidungsprozesse viel undurchsichtiger, insbesondere für Außenstehende. Aus diesen ‚Governance-Prozessen‘ ergeben sich Herausforderungen: Kritiker:innen weisen auf die mangelnde Koordination und die erheblichen Verzögerungen in Deutschland aufgrund der Vielzahl der relevanten Institutionen hin. In Frankreich wurden der Mangel an Transparenz und die Langsamkeit des Entscheidungsprozesses ebenfalls kritisiert, allerdings sind derzeit Rahmengesetze in Vorbereitung, die dem Parlament mehr Befugnisse einräumen sollen, um den Rückgabeprozess zu erleichtern und demokratischer zu gestalten.

Rückgabe menschlicher Überreste

Eine weitere Herausforderung, die derzeit in vielen europäischen Ländern besteht, ist die Rückgabe menschlicher Überreste an die Länder und Gesellschaften, in denen ihre Nachkommen leben. Viele ‚Entdecker:innen‘ – die man selten als Forschende bezeichnen kann – wurden während ihrer kolonialen Expeditionen aufgefordert, menschliche Überreste, insbesondere Schädel, mitzubringen, um sie zu studieren, aufzubewahren und manchmal in europäischen Institutionen wie Universitäten und Museen auszustellen,⁴³ aber dies geschah auch in einem privaten Kontext. Andere menschliche Überreste wurden sogar direkt in Folge militärischer Auseinandersetzungen nach Europa expediert. Heutzutage haben sich sowohl Frankreich als auch Deutschland – allerdings meist auf internationalen Druck hin – für die Rückführung solcher Überreste eingesetzt. Trotz der Behauptung, dass es „keine einzige ernstzunehmende

⁴³ Saartjie Baartman war eine Khoekhoe-Frau, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts in ganz Europa ausgestellt wurde. Nach ihrem Tod wurden ihre sterblichen Überreste in Frankreich aufbewahrt, von denen einige bis in die 1970er Jahre neben einem Körperabdruck ausgestellt wurden. Nach einem langwierigen Prozess und gegen den starken Widerstand Frankreichs wurden sie 2002 nach Südafrika zurückgeführt.

Stimme gibt, die die Rückgabe menschlicher Überreste an ihre Herkunftsländer ablehnt“,⁴⁴ sind die Fortschritte in dieser Frage eher langsam und komplex. Der bereits beschriebene Mangel an öffentlicher Diskussion in Deutschland über die koloniale Vergangenheit – seien es verherrlichende oder problematisierende Positionen – (etwa zwischen 1945 und 1989) wird parallel dazu durch die geringe Aufmerksamkeit verstärkt, die dieser Geschichte in den ehemaligen deutschen Kolonien zuteilwird. Denn die französischen, britischen, belgischen oder südafrikanischen Verwaltungen hatten ebenso wenig Interesse an dem Thema wie die nachfolgenden Regierungen der unabhängigen Staaten. Das bedeutet, dass die kolonialen Gräueltaten, aber auch die sehr spezifische Form des wissenschaftlichen ‚Extraktivismus‘ menschlicher Überreste kaum in Erinnerung bleiben. Obwohl ‚Rassenwissenschaftler:innen‘ in beiden kolonisierenden Ländern an der Wende zum 20. Jahrhundert aktiv waren, sticht der deutsche Fall durch die Prominenz dieser Denkweise und ihre Auswirkungen auf die NS-Ideologie und die völkermörderischen Praktiken hervor.⁴⁵ Die ethischen und moralischen Implikationen dieser aktuellen erinnerungspolitischen Herausforderung machen sie daher zu einer besonders heiklen Angelegenheit. Zwei Beispiele aus jüngster Zeit können die Art und Weise beleuchten, wie sowohl Frankreich als auch Deutschland heute mit dem Thema umgehen.

Im Jahr 2020 hat die französische Regierung die sterblichen Überreste von 24 Kämpfern, die sich der französischen Kolonialherrschaft widersetzt haben sollen und deren Köpfe als Trophäen entwendet wurden, nach Algerien zurückgebracht. Dies geschah auf sehr feierliche Weise und war Teil der gemeinsamen Bemühungen, die französisch-algerischen Beziehungen zu verbessern und sich ihrer Geschichte zu stellen. Im Oktober 2022 wurde jedoch bekannt, dass die Überreste von den Provenienzforschenden nicht vollständig identifiziert worden waren, da sie sich über die Herkunft von nur sechs der 24 Individuen sicher waren.⁴⁶ Dies war zwar beiden Regierungen bekannt, aber laut der französischen Senatorin Catherine Morin-Dessailly (UDI, eine zentristische Partei), Vorsitzende des Rückgabeausschusses im französischen Senat, hatten „diplomatische Fragen Vorrang vor historischen Fragen“. ⁴⁷ Dies zeigt Parallelen zu den oben erwähnten 26 königlichen Schätzen, da die Verhandlungen zwischen den Staatsoberhäuptern zweier Länder stattfanden. Die Positionen, die während des anschließenden Skandals einge-

⁴⁴ Bernard Heeb/Rainer Schmidt: The Public Debates on Human Remains in Germany, in: Bernhard Heeb u. a. (Hg.): Human Remains from the Former German Colony of East Africa. Recontextualization and Approaches for Restitution, Köln 2022, S. 47–64, S. 47.

⁴⁵ Ungeachtet des prominenten Falls des französischen sogenannten ‚Rassenforschers‘ Arthur de Gobineau, der weit über sein Heimatland hinaus einflussreich war. Andere, wie Georges Vacher de Lapouge, könnten ebenfalls erwähnt werden.

⁴⁶ Vgl. Constant Méheut: France Returned 24 Skulls to Algeria. They Weren’t What They Seemed, The New York Times (18.10.2022).

⁴⁷ Guillaume Jacquot: Crânes restitués à l’Algérie. Catherine Morin-Dessailly demande des comptes à la ministre de la Culture, in: Public Sénat (26.10.2022), URL: <<https://www.publicsenat.fr/actualites/culture/cranes-restitues-a-l-algerie-catherine-morin-desailly-demande-des-comptes-a-la>> (05.07.2023).

nommen wurden, zeigen, dass Frankreich die Frage der Rückgabe menschlicher Überreste vor allem als politischen Akt ansieht. Sie offenbart auch die für den französischen Fall spezifischen Spannungen zwischen dem Präsidenten und den gewählten Vertreter:innen.

Ein mögliches Beispiel auf deutscher Seite ist die Alexander Ecker-Sammlung an der Universität Freiburg, die ein etwas anderes Szenario bietet. Die Sammlung spiegelt eine Denkweise wider, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts aufkam. Frühe Arbeiten von Ecker, aber vor allem vom nachfolgenden Kurator der Sammlung, Eugen Fischer,⁴⁸ spielten eine wichtige Rolle bei der Rechtfertigung rassistischer Ideologien zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Menschliche Überreste aus der ganzen Welt, auch aus Südwestdeutschland, werden im Universitätsarchiv aufbewahrt und sind seit langem nicht mehr ausgestellt. In jüngster Zeit sind mehrere Rückführungen an ihre Herkunftsorte dokumentiert: 2014 nach Namibia, 2019 nach Australien und 2023 nach Hawaii. In einem kürzlich durchgeführten Provenienzforschungsprojekt, das sich auf die Überreste afrikanischer Vorfahr:innen in der Sammlung konzentrierte, untersuchte ein Forschungsteam unter Aufsicht eines afrikanisch-deutschen Beirats die Sammlung gründlich und ein Unterausschuss gab den zuständigen Behörden weitreichende Empfehlungen für die Rückführung der Überreste und die Fortsetzung der Arbeit.⁴⁹ Wie schon in der Vergangenheit spielen auch hier einige deutsche Besonderheiten eine Rolle. Erstens ist die Universität Freiburg zwar die Trägerin der Sammlung, aber das Land Baden-Württemberg ist rechtlich gesehen der ‚Eigentümer‘ der Überreste. Ähnlich wie bei der Rückgabe der Bronzen aus Benin ist bei der Rückführung menschlicher Überreste eine ‚Multi-Level-Governance‘ im Spiel, bei der die regionalen Ministerien und die Universitätsleitung die sichtbarsten Rollen spielen.

Die beiden oben genannten Beispiele sind recht aufschlussreich für die Art und Weise, wie Frankreich und Deutschland an die Frage der menschlichen Überreste herangehen, und die Parallelen zu den Bronzen aus Benin und den 26 bereits erwähnten königlichen Schätzen sind deutlich erkennbar. Beide Restitutionsbereiche stellen die vielschichtige Regierungsführung eines föderalen Landes wie Deutschland dem zentralistischen Frankreich gegenüber, wo ein stark mediatisierter bilateraler Ansatz bevorzugt wird und die Staatsoberhäupter im Mittelpunkt stehen. Ein Aspekt, der näher untersucht werden sollte, ist die Beziehung zwischen politischen und wissenschaftlichen Akteur:innen. Eine Zusammenarbeit findet zwar immer statt, aber es scheint, dass in Frankreich die Politiker:innen den Forschenden ein Mandat erteilen,

⁴⁸ Eugen Fischer (1874–1967) war ein deutscher Anthropologe, der am Anatomischen Institut in Freiburg arbeitete. Später wurde er einer der führenden Wissenschaftler auf dem Gebiet der sogenannten Eugenik und Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Vererbung und Eugenik in Berlin sowie Mitglied der NSDAP. Seine Arbeit hatte einen tiefgreifenden Einfluss auf die rassistische Ideologie und das Völkermordprogramm der Nazis.

⁴⁹ Vgl. Wazi Apoh u. a.: Stakeholder Approaches to the Handling and Return of Human Remains to Source Communities, in: Arnold-Bergstraesser-Institut, URL: <https://www.arnold-bergstraesser.de/sites/default/files/feld/karusell/provenance_research_with_a_restitution_perspective_policyrecommendations_english.pdf> (15.08.2023).

während in Deutschland die Forschenden mitunter diejenigen sind, die zuständige Behörden zum Handeln veranlassen.⁵⁰

TEIL 3: ÜBERGREIFENDE PERSPEKTIVEN UND ABSCHLIESSENDE INTERPRETATIONEN

Durch den Vergleich von Frankreich und Deutschland bezüglich der Entwicklung ihrer jeweiligen Erinnerungspolitik in den letzten Jahren und ihrer Herangehensweise an die aktuellen Herausforderungen der Rückgabe von Überresten der Vorfahr:innen und der Restitution des kulturellen Erbes, ist es nun möglich, einige abschließende Interpretationen zu formulieren. In der Tat hat dieser Vergleich einige wesentliche Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Ländern aufgezeigt, die ein Licht auf größere aktuelle Dynamiken werfen, die die Erinnerungspolitik zur Aufarbeitung der kolonialen Vergangenheit afrikanischer Länder prägen.

Ein Schlüssel zum Verständnis der Situation ist die Erinnerung an die Unterschiede in der kolonialen Vergangenheit von Frankreich und Deutschland. Es ist nicht möglich, die aktuelle Situation und die Probleme zu beurteilen, ohne sie in einen historischen Kontext zu setzen. Die Auswirkungen der langsamen und gewaltsamen Auflösung des französischen Kolonialreichs, insbesondere in Algerien, müssen berücksichtigt werden, da die „tiefe Repression der kolonialen Frage“⁵¹ im kollektiven Gedächtnis der Franzosen/Französischen nach dem Ende des Kaiserreichs bis heute anhält. Wie bereits in diesem Kapitel erörtert, hat das abrupte Ende des deutschen Kolonialreichs im Jahr 1918 ganz andere Folgen als in Frankreich, besonders da die koloniale Vergangenheit im kollektiven deutschen Gedächtnis eher abwesend war.

Eine weitere wichtige Dimension, die aus diesem Vergleich hervorgeht, ist die Bedeutung der Pfadabhängigkeit für das Verständnis des vorliegenden Themas. Die zentrale Rolle, die der französische Staat und sein Präsident jahrzehntelang in allen Aspekten der Erinnerungspolitik gespielt haben, ist bis heute deutlich sichtbar. Die Pfadabhängigkeit hilft auch zu verstehen, warum sowohl Frankreich als auch Deutschland einen bilateralen Ansatz bevorzugen, von Land zu Land und zwischen den Museen, um die Frage der Rückgabe des kulturellen Erbes anzugehen, und warum sie sich bislang sehr zurückhalten, direkt mit lokalen Gemeinschaften zusammenzuarbeiten. Die Rückgabe der Benin-Bronzen zeigt dies recht gut. Der deutschen Regierung fällt der Rückgabeprozess an Nigeria leichter als im Fall der Initiative der Nso in Kamerun, die eine Petition für die Rückgabe der Ngonnso-Statue, die derzeit im Humboldt-

⁵⁰ Die deutsche und die französische Restitutionspolitik sind heute in gewissem Maße durch Forschungsaktivitäten verflochten. Die prominenteste Figur ist die französische Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy, die an der Technischen Universität Berlin lehrt und sowohl in Frankreich als auch in Deutschland tätig ist. Darüber hinaus bewegen sich mehrere bekannte afrikanische Wissenschaftler:innen in beiden Kontexten.

⁵¹ Pierre Nora u. a.: *Mémoires Coloniales*, Paris 2021, S. 14.

Forum in Berlin aufbewahrt wird, eingereicht hat. Eine interessante Dynamik der Pfadabhängigkeit zeigt sich auch auf nationaler Ebene. Zum Beispiel gibt es in Deutschland bisher nur wenige Aktivitäten zur Erinnerungspolitik auf verschiedenen Ebenen, etwa auf regionaler und lokaler Ebene. Die deutschen Bürger:innen sind daran gewöhnt, Berlin als den Ort zu sehen, an den die Erinnerungspolitik delegiert wird. Zahlreiche Gedenkstätten zur NS- und DDR-Diktatur und insbesondere zu den Opfern des Holocausts befinden sich in der Hauptstadt. Dies erklärt zum Teil, warum die Kommunen erst in jüngerer Zeit Dokumentationszentren zu diesen Themen auf lokaler Ebene eingerichtet haben. An die Kolonialisierung, die damit verbundenen Massaker sowie den Kunstraub und die Entnahme menschlicher Überreste ohne Zustimmung wird in Deutschland nach wie vor kaum erinnert; und trotz der lokal unmittelbaren Verbindung mit diesen Verbrechen vor allem nicht in dezentralen Orten. Während die Forderung nach einer zentralen Gedenkstätte für die Opfer des Kolonialismus in Berlin auf große Resonanz stößt, wird den Kolonialverbrechen auf regionaler Ebene bisher nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Erwähnenswert ist jedoch die gut besuchte Ausstellung *Freiburg und der Kolonialismus: Gestern? Heute!* im Augustinermuseum in Freiburg, die von Juni 2022 bis Juni 2023 lief und dank der beharrlichen Bemühungen lokaler postkolonialer Aktivist:innen zustande kam. Die Bedeutung der Pfadabhängigkeit ist untrennbar mit den institutionellen Unterschieden zwischen Frankreich und Deutschland verbunden, die im Laufe des Kapitels immer wieder zur Sprache kamen. Vor allem die zentralistische Dimension des Handelns im Falle Frankreichs wird im Gegensatz zum deutschen Föderalismus besonders sichtbar. Darüber hinaus ist das ‚principe d'inaliénabilité‘ (Grundsatz der Unveräußerlichkeit) des französischen Kulturerbes ein seit langem bestehendes Konzept, das für einen Gesetzesentwurf zur Herausnahme von Objekten aus öffentlichen Sammlungen und deren Rückgabe an ihre Herkunftsländer die Zustimmung des Parlaments erfordert und zweifellos ein wesentliches institutionelles Hindernis in Restitutionsprozessen darstellt.

Der in diesem Kapitel vorgenommene Vergleich führt auch zu der Schlussfolgerung, dass Frankreich und Deutschland sehr verschiedenen Handlungsmaximen in der Restitutionsdebatte folgen, aber auch je einem ehemaligen Kolonialgebiet besondere Aufmerksamkeit schenken. Während beide versuchen, diese Vergangenheit zu ‚bewältigen‘, pflegen sie eine besondere Beziehung zu je einem Land: Man kann sagen, dass es sich hierbei für Frankreich um Algerien und für Deutschland um Namibia handelt. Dies hängt natürlich mit der Vergangenheit und der dortigen Gewalt und Kolonialherrschaft zusammen, aber auch mit den Beziehungen zwischen den Ländern bis heute. Indem Frankreich und Deutschland die Vergangenheit in Algerien und Namibia zu einer ‚Ausnahme‘ machen, können sie eine Sonderbehandlung entwickeln, die von anderen Ländern nicht eingefordert werden kann. Dies zeigt sich insbesondere bei der Frage der Reparationen, die von den europäischen Regierungen eher

gefürchtet wird und die die Formulierungen von Entschuldigungen und Schuldanerkennung in Bezug auf ihre koloniale Vergangenheit stark beeinflusst. Dies deutet auf einen weiteren wichtigen Faktor hin, nämlich den internationalen Druck. Dieser Faktor wird am besten durch die Auswirkungen der Rede von Ouagadougou veranschaulicht, die weit über den französischen Fall hinaus ausgestrahlt und internationalen Druck erzeugt hat, sich an Restitutionsprozessen zu beteiligen oder zumindest Zeichen des guten Willens zu zeigen.

Dieses Kapitel hat das neue Paradigma der europäischen Erinnerungspolitik in Bezug auf die koloniale Vergangenheit in Afrika beleuchtet, indem er sich auf das deutsch-französische Tandem konzentrierte. Es wurden aktuelle Herausforderungen sowie transversale Dynamiken und Interpretationen aufgezeigt, die auf andere Länder übertragen werden können, vor allem wenn man die europäische Dimension betrachtet. Es bleibt abzuwarten, ob die Erinnerungspolitik, insbesondere im Hinblick auf die Rückgabe des kulturellen Erbes und die Rückgabe der Überreste der Vorfahren, auf eine Form der Europäisierung entsprechender Praktiken zusteuert. Weitere Forschungen sind erforderlich, insbesondere zu den Beziehungen und Netzwerke der an diesen Diskussionen beteiligten Akteur:innen sowie zu den Überschneidungen und Machtverhältnissen zwischen Medien und Politik.

Imperium und Temporalität in der neuzeitlichen Geschichte

Jörn Leonhard

I. EINLEITUNG: DIE VERSCHRÄNKUNG ZWISCHEN ZEITSCHICHTEN

Albrecht Altdorfers *Alexanderschlacht* von 1529 stellte auf den ersten Blick die Schlacht von Issos im Jahre 333 v. Chr. dar. Doch hinter den Tausenden dicht gedrängter Soldaten und der dynamischen Bewegung wurde exemplarisch sichtbar, wie sich eine Gegenwart durch die Vergangenheit überformen ließ und sich damit unterschiedliche Zeitschichten ineinander schreiben ließen. Damit enthielt das Gemälde eine eigene Temporalstruktur, die der Historiker Reinhart Koselleck im Sinne einer doppelten Überblendung analysiert hat. Für ihn handelte es sich nicht nur um eine Darstellung der Schlacht in einem bestimmten zeitlichen Moment, um das Einfrieren eines Augenblicks als Teil eines historischen Ereignisses, sondern um die Vergegenwärtigung eines historischen Verlaufsprozesses und der Geschichte der ganzen Schlacht. So gaben die Banner der Heere die Zahlen der Kämpfenden, Gefallenen und Gefangenen wieder und bezogen sich dabei auf die der Überlieferung bei Curtius Rufus. Dabei handelte es sich um Informationen über Tote, die auf dem Gemälde noch als Kämpfende dargestellt wurden.¹

Über diese Verschränkung von Zeitlichkeitsebenen hinaus wirkte die Darstellung der Schlacht von 333 v. Chr. wie in eine andere Zeit versetzt, eben in die Gegenwart des Künstlers Albrecht Altdorfer, der sie 1528/29 im Auftrag des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern schuf. Schon 1875 kommentierte Wilhelm Schmidt in seinem Artikel über Altdorfer für die *Allgemeine Deutsche Biographie*:

Eine Composition in dem höhern historischen Stile, wie in der Antike oder bei Rafael dürfen wir freilich nicht suchen, wol aber finden wir eine echte Ritterschlacht mit tausenden von Figuren zu Fuß und Roß; alle Köpfe, Harnische, Gräser ec. mit unvergleichlicher Sorgfalt ausgeführt, und dahinter eine phantastische Landschaft mit Bergen, Felsen, Städten und dem Meer, in dem sich goldglühend die aufgehende Sonne spiegelt, während der Mond erblaßt, Sinnbilder des Sieges Alexanders und der Niederlage der Orientalen.²

Tatsächlich mussten Zeitgenossen sich an „den letzten Ritter Maximilians“ oder die „Landsknechtshaufen der Schlacht zu Pavia“ erinnert fühlen:

Die meisten Perser gleichen vom Fuß bis zum Turban den Türken, die im selben Jahr, da das Bild entstand, 1529, Wien vergeblich belagerten. Mit anderen Worten, das geschichtliche Ereignis, das Altdorfer festhielt, war für ihn gleichsam zeitgenössisch [...] Altdorfer, der die dargestellte Historie geradezu statistisch erhärten will, indem er die Schlachtteilnehmer in zehn Zahlenkolonnen aufführt – er hat auf eine Zahl verzichtet, auf das Jahresdatum. Seine Schlacht ist nicht nur gleichsam zeitgenössisch, sie scheint ebenso zeitlos zu sein.³

¹ Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft der frühen Neuzeit*, in: Ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/M. 1979, S. 17–37; Achim Landwehr: *Geburt der Gegenwart: Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 2014, S. 101–104.

² Wilhelm Schmidt: *Altdorfer, Albrecht*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie (ADB)*, Bd. 1, Leipzig 1875, S. 356–358.

³ Koselleck: *Vergangene Zukunft*, S. 18, zitiert nach: Landwehr: *Geburt der Gegenwart*, S. 104.

Aus unserer Perspektive heute erscheint die Darstellung wie ein grober Anachronismus, in dem historisch-diachrone Differenzen eingeebnet wurden. Doch die Betrachter der späten 1520er Jahre begegneten dem Bild mit dem Zeitwissen des 16. Jahrhunderts. Sicher war dem Künstler Altdorfer der Unterschied der historischen Epochen bewusst, aber sie trat gegenüber dem vorherrschenden Motiv zurück, nämlich der Überblendung, Synchronisierung und „Vergleichzeitigung“ unterschiedlicher historischer Zeiten.⁴

Es ist kein Zufall, dass diese komplexe Temporalstruktur von Altdorfers Bild der Kennzeichnung eines mehrfachen interimperialen Konflikts der vergangenen Gegenwart zu Beginn des 16. Jahrhunderts diente. Denn der Konflikt zwischen Alexander und den Persern ließ sich auf den Doppelkonflikt zwischen der Habsburgermonarchie und dem Frankreich Franz' I. wie dem zwischen den christlichen Mächten und dem Osmanischen Reich beziehen. Folgt man dieser Perspektive, dann lassen sich auch andere Beispiele imperialer Herrschaftsbegründung identifizieren, die mit ähnlichen Überblendungen und Synchronisierungen arbeiteten. So verwandte Einhard in seiner „Vita Caroli Magni“ ganze Passagen aus Suetons Biographien römischer Kaiser, um den fränkischen Kaiser in seiner imperialen Qualität zu charakterisieren. In den Darstellungen der Kämpfe Friedrich Barbarossas in Oberitalien griff Rahewin bewusst auf die Schilderung des Jüdischen Krieges gegen die Römer durch Josephus zurück. Auch die Bezeichnung ganz unterschiedlicher Gruppen wie Awaren, Ungarn, Osmanen als „Hunnen“ bis in die Frühe Neuzeit stand in diesem Kontext. Sie stammten aus der Perspektive christlicher Schriftsteller aus dem Osten und rückten die eigenen Verteidigungsanstrengungen gegen sie bewusst in die Nähe eines imperialen Abwehrkampfes, etwa wenn Petrus von Montecassino im 12. Jahrhundert von „Soliman“ als „dem König der Hunnen“ sprach, „die wir jetzt Türken nennen“.⁵

Der Zusammenhang zwischen Imperialität und Temporalität ist also weit über die immer wieder zitierten Daniels-Prophezeihungen präsent, in denen es um die Darstellungen des Kolosses aus Nebukadnezars Traum im Buch Daniel ging. Danach sah Nebukadnezar im Traum in einem Gebirge ein großes Standbild. Gebildet waren sein Haupt aus feinem Gold, Brust und Arme aus Silber, sein Bauch und die Lenden aus Bronze, die Schenkel aus Eisen, Füße und Zehen teils aus Eisen, teils aus Ton. Der Prophet Daniel deutete den Traum als Aufeinanderfolge von vier Weltreichen entsprechend der Periodisierung der Goldenen, Silbernen, Bronzenen und Eisernen Zeitalter bei Hesiod. Im Buch Daniel wird am Ende des Eisernen Zeitalters die Statue durch einen Stein gestürzt, der den Messias repräsentiert und das ewigwährende Reich Gottes einleitet. Seit dem Kirchenvater Hieronymus (347–420) wurden die vier Weltreiche der Daniels-

⁴ Landwehr: Geburt der Gegenwart, S. 102–104.

⁵ Zitiert nach: ebd., S. 102.

Prophezeiung mit den Imperien der Babylonier, Perser, Griechen und Römer identifiziert und der vom Berg herabrollende Stein als Parusie Christi am Tag des Jüngsten Gerichts interpretiert. Das vierte, Eiserner Zeitalter setzte man mit dem Römischen Reich gleich, das durch die „translatio imperii“, die Übertragung des Reiches auf Karl den Großen bei der Kaiserkrönung im Jahr 800 in Rom, als Heiliges Römisches Reich deutscher Nation fortbestand. Besonders aufschlussreich waren die Darstellungen des Kolosses aus Nebukadnezars Traum in Zeiten imperialer Umbrüche, so etwa im Kontext von 1806 nach dem Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation oder 1815 am Ende des Napoleonischen Imperiums.⁶

Schon dieser symptomatische Aufriss weist auf entscheidende Leitmotive des Verhältnisses zwischen Zeitlichkeit und imperialen Kontexten. Dazu zählt, *erstens*, der Nachweis einer besonderen Legitimation von Imperien durch den Fokus auf die Fortdauer älterer Bedeutungsebenen und damit der möglichen Fortschreibung der Vorvergangenheit in die vergangene Gegenwart, die auch eine Synchronisierung von Zeitebenen ermöglicht. Damit hängt, *zweitens*, der Modus des Vergleichs, des Abgleichens zwischen „vorher“ und „nachher“ zusammen. Hinzu tritt, *drittens*, die Identifikation von Schwellen- und Kippmomenten imperialer Herrschaft, bei denen die Prophezeiung eine Rekurrenz voraussetzte, also ein zyklisches Verständnis von Geschichte, die dadurch zur „magistra vitae“ werden konnte – eine Auffassung, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts auslief.⁷ *Viertens* spielen für die narrative Vermittlung und mediale Anverwandlung imperialer Umbrüche Phänomene der Einschreibung neuer Erfahrungen in überkommene Konstellationen eine entscheidende Rolle. Damit ist, *fünftens*, die Spannung zwischen Einmaligkeit und Wiederholung angesprochen, wie sie im Motiv der sich wiederholenden Entscheidungsschlacht imperialer Akteure oder in der immer neuen Aktualisierung der Daniels-Prophezeiungen in historisch veränderten Kontexten aufscheint.

2. TEMPORALITÄT UND TEMPORALISIERUNG: VIER INTERPRETATIONSANGEBOTE UND IHRE ANWENDBARKEIT AUF DIE GESCHICHTE VON IMPERIEN

Zu Temporalität und Temporalisierung existiert a priori keine eigene übergreifende Theorie. Beschreiben lassen sich aber theoretisch inspirierte Ansätze, die aus der Betrachtung des historisch und kulturell differenten Umgangs mit Zeitkulturen, Zeitregimen und Zeitpraxen entstanden sind. Vier solche Ansätze, die keinerlei Anspruch auf eine systematische Auswahl oder

⁶ Landwehr: *Geburt der Gegenwart*, 53–57; Werner Goetz: *Translatio Imperii. Ein Beitrag zur Geschichte des Geschichtsdenkens und der politischen Theorien im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, Tübingen 1958; Sönke Neitzel: *Weltmacht oder Untergang, die Weltreichslehre im Zeitalter des Imperialismus*, Paderborn 2000; Marie Oellig: *Die Sukzession von Weltreichen. Zu den antiken Wurzeln einer geschichtsmächtigen Idee*, Stuttgart 2023.

⁷ Reinhart Koselleck: *Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte*, in: Ders.: *Vergangene Zukunft*, S. 38–66; Manuel Orozco Pérez: *Historia Magistra Vitae*, <https://doi.org/10.58079/vlmd> (06.06.2024).

gar Repräsentativität erheben können, sollen im Folgenden näher betrachtet und symptomatisch nach ihrer Übertragbarkeit auf das Thema Imperien befragt werden.⁸

a) Fernand Braudel: Räume und Rhythmen

Fernand Braudels berühmtes Werk *La Méditerranée et le Monde méditerranéen à l'époque de Philipp II*, zuerst erschienen zwischen 1936 und 1946, enthält eine eigene Temporalstruktur, die der Dreiteilung der Bände zugrunde liegt. Konzentriert sich die „longue durée“ auf die aus Braudels Sicht vom Menschen unbeeinflussbaren Gegebenheiten der Geographie und des Klimas der Mittelmeerwelt, die sich nur in der langen Dauer verändern, stehen hinter der „moyenne durée“ Prozesse des langsameren Strukturwandels in Gesellschaft, Politik und Kultur und wirtschaftlicher Zyklen, wobei Braudels Interesse hier vor allem Grundformen und typologischen Ausprägungen gilt. Auf der dritten Ebene der „événements“ schließlich sind für ihn politische Ereignisse im engeren Sinne, machtpolitische Konflikte, das Tagesgeschehen in einem pulsierenden Rhythmus angesiedelt.⁹

Imperien treten in Braudels Werk insbesondere im zweiten Band auf, zumal in der wechselseitigen Abstoßung der primär religiös bestimmten Kulturräume des Islam und des christlich geprägten Westens. Den Zielpunkt des dritten Bandes bildet vor diesem Hintergrund die interimperiale Konfrontation zwischen dem Spanischen Imperium und dem Osmanischen Reich und die Seeschlacht von Lepanto 1571. Eine wie bei Braudel vergleichbare Konzentration auf den Zusammenhang zwischen Zeitlichkeit und Raum lässt sich auch ansatzweise in der deutsche Anthropogeographie mit der Grundgliederung Raum-Wirtschaft-Gesellschaft und der Nationalökonomie bei Werner Sombart erkennen.¹⁰ Das Hauptmerkmal ergibt sich aus dem geohistorischen Ansatz und einem Synthesziel, das auf Strukturen relativer Dauer und ihrer Wirkung auf kollektive Verhaltensweisen abhebt. Dazu tritt wie bei Braudel eine Trennung zwischen Ereignisebene und längerfristigen geo- bzw. strukturgeschichtlichen Prozessen. Dabei

⁸ Vgl. zur Einführung: Alfred Gell: *The Anthropology of Time: Cultural Constructions of Temporal Maps and Images*, Oxford 1992; Barbara Adam: *Time*, Cambridge 2004, Kapitel 6; Penelope J. Corfield: *Time and the Shape of History*, New Haven 2007, S. 1–18, 159–184 und 233–252; Pierre Monnet u.a. (Hg.): *Vom Umgang mit Temporalität in den Geistes- und Sozialwissenschaften*, Bochum 2019; Vanessa Ogle: *The Global Transformation of Time, 1870–1950*, Cambridge/MA 2015; Dies.: *Time, Temporality and the History of Capitalism*, in: *Past & Present* 243/1 (2019), S. 312–327.

⁹ Fernand Braudel: *La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II* (zuerst 1949), Paris 1966; deutsch: *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II*, 3 Bde., Frankfurt/M. 22001; Michael Erbe: *Braudels Mittelmeerbuch als klassisches Werk der „Annales“-Historiographie*, in: Ders.: *Zur neueren französischen Sozialgeschichtsforschung. Die Gruppe um die „Annales“*, Darmstadt 1979, S. 73–90; Klaus Geus: *Fernand Braudels „géohistoire“ des Mittelmeerraumes und die doppelte Hermeneutik: Einige kritische Anmerkungen*, in: Richard Faber /Achim Lichtenberger (Hg.): *Ein pluriverses Universum. Zivilisation und Religion im antiken Mittelmeerraum*, Paderborn 2015, S. 63–71.

¹⁰ Friedrich Lenger: *Werner Sombart 1863–1941. Eine Biographie*, München 32012, S. 226 und 245.

schrumpft die politische Geschichte gleichsam, während Geographie, Wirtschaft und Gesellschaft eine Fernwirkung auf politische Ereignisgeschichte ausüben.¹¹

b) Hans Blumenberg: Präfiguration als Legitimationsmuster

Innerhalb des Werkes von Hans Blumenberg hat sich vor allem sein Begriff der „Präfiguration“ als fruchtbarer Ansatz zur Erforschung von Temporalität erwiesen. Dabei geht Blumenberg zunächst vom Bereich der Rhetorik aus. Hier bezeichnet er mit Präfiguration die Bezugnahme auf ein vergangenes Geschehen im Sinne einer Vorausdeutung: Was in der Vergangenheit angekündigt wird, soll sich in der Gegenwart erfüllen oder es wird, falls noch nicht eingetreten, umso mehr in der Zukunft erwartet. Dieses Leitmotiv bestimmt vor allem das Neue Testament, wo Ereignisse, die im Alten Testament geschildert werden, als historische Ankündigungen von Taten verstanden werden, die sich in der Gegenwart oder nahen Zukunft tatsächlich ereignen werden. Auf diese Weise entsteht eine kontinuierliche Bedeutungskette, welche die sinnhafte Deutung und Integration einzelner Ereignisse erlaubt. Diese Ordnungs- und Sinnstiftung beschreibt eine entscheidende Funktion der Präfiguration.¹²

Will man diese Ansätze auf Imperien und Imperialität anwenden, bietet sich vor allem die Entstehung imperialer Mythen an. Denn diese Erzählmuster waren ohne die bewussten Nachahmungen historisch-imperialer Handlungsmuster, die geschichtspolitische Selbsteinordnung in eine lange imperiale Kontinuitätslinie oder die Erfindung suggestiver Traditionen kaum denkbar. Gerade solche Inszenierungen wirkten selbst als ein imperiales Signal. Besonders deutlich wurde dies an den imperialen Monarchien im Zeitalter des Medienwandels im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Noch die Neuerfindung der britischen Monarchie durch die Etablierung Queen Victorias als „Empress of India“ rekurrierte ganz bewusst auf die Tradition der Moguln-Epoche.¹³ Bereits zuvor hatte sich Napoleon als Wiedergänger Alexanders des Großen stilisiert und so eine imperiale Kontinuität suggeriert. Ganz im Sinne einer Präfiguration gehörte dazu auch die napoleonische Selbstverpflichtung, die Taten Alexanders zu vollenden und damit seine militärischen Interventionen im Nahen Osten zu rechtfertigen. Dieser Grundzug kennzeichnete auch andere bonapartistische Figuren und ihre Rechtfertigungsmuster in imperialen Kontexten, von Muhamad Alis Binnenimperialismus in Ägypten seit den 1820er Jahren bis hin zu General Nasser in den 1950er Jahren.¹⁴

¹¹ Lutz Raphael: Fernand Braudel, in: Ders.: (Hg.), *Klassiker der Geschichtswissenschaft*, Bd. 2: Von Fernand Braudel bis Natalie Z. Davis, München 2006, S. 45–62.

¹² Hans Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, Frankfurt/M. 1979; Ders.: *Präfiguration. Arbeit am politischen Mythos*, hg. von Angus Nicholls und Felix Heidenreich, Berlin 2014.

¹³ Ulrike von Hirschhausen/Jörn Leonhard: *Empires. Eine globale Geschichte 1780–1920*, München 2023, S. 315–324.

¹⁴ Jörn Leonhard: *Präsenz der Revolution: Der Bonapartismus in der europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, in: Werner Daum u.a. (Hg.): *Kommunikation und Konfliktaustragung. Verfassungskultur als Faktor politischer und gesellschaftlicher Machtverhältnisse*, Berlin 2010, S. 293–317.

Stilisiertes Charisma und inszenierte Aura individueller Akteure setzten einen synchronen und diachronen Vergleichsmodus voraus, der häufig auf Wiedererkennungseffekten und historischen Wiederholungsmustern beruhte. Für die Entwicklung bestimmter personalisierter Politikstile in imperialen Kontexten hatten narrative Leit motive, fortwirkenden Heroisierungstopoi und Symbolsprachen enorme Bedeutung, und noch in der Selbststilisierung von Kämpfern der Dekolonisierungsphase schien dies auf. Solche Präfigurationen und Rückgriffe auf vergangene Geschehnisse schienen in kritischen politischen Entscheidungssituationen Orientierung zu vermitteln und der Inszenierung und performativen Qualität Glaubwürdigkeit zu verleihen. Dahinter stand die implizite Annahme, dass die Überzeugungskraft von Machtakten durch Präfiguration vergrößert werden könne, während die Präfiguration zugleich eine Fallhöhe für die Beurteilung von Erfolg und Scheitern imperialer Projekte bereithielt – wie der Fall Jean-Bédel Bokassas erwies. Als Militär und Politiker wurde er 1966 der zweite Präsident der Zentralafrikanischen Republik. Ab Dezember 1976 bis zu seinem Sturz im September 1979 regierte er als Kaiser Bokassa I. das von ihm erfundene Zentralafrikanische Kaiserreich. Hier schlug die Präfiguration in eine hypertrophe Inszenierung und schließlich in einer Delegitimation um.¹⁵

c) Reinhart Koselleck: Zeitschichten und Wiederholungsstrukturen

Seit den 1970er Jahren beschäftigte sich der Bielefelder Historiker Reinhart Koselleck mit einer Theorie historischer Zeit. Schon in seinen Arbeiten zur historischen Semantik hatte er herausgearbeitet, dass Begriffe in ihrer chronologischen „Mehrschichtigkeit“ unterschiedliche historische Erfahrungsgehalte kondensierten. Diese Konstellation schloss simplifizierende Markierungen im Sinne von „vorher-nachher“ oder „früher-später“ aus. Nicht zufällig prägte Koselleck für diese Perspektive den Begriff der „Zeitschichten“.¹⁶ In der von ihm identifizierten europäischen „Sattelzeit“ zwischen den 1780er und den 1830er Jahren sei im Kontext der Aufklärung, des Zurücktretens traditioneller Religiosität und politisch-sozialer Revolutionen eine neue Art von Verzeitlichung entstanden. Erwartung und Zukunft seien nun nicht mehr im Horizont christlich-eschatologischer Vorstellungen, eines unveränderbaren Schicksals und damit zyklischer Geschichtsbilder bestimmt worden, sondern als lineare Struktur, zu der neue Zeit-Begriffe wie der Kollektivsingular „Geschichte“ oder „Fortschritt“ passten.¹⁷ An die Stelle des unverän-

¹⁵ Emmanuel Germain: *La Centrafrique et Bokassa: 1965–1979. Force et déclin d'un pouvoir personnel*, Paris 2001.

¹⁶ Reinhart Koselleck: *Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte*, in: Ders. (Hg.): *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*, Stuttgart 1978, S. 19–36; Ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt/M. 2000; Helge Jordheim: *Against Periodization. Koselleck's Theory of Multiple Temporalities*, in: *History and Theory* 51 (2012), S. 151–171; Fernando Esposito: *Zeitenwandel. Transformationen geschichtlicher Zeitlichkeit nach dem Boom – eine Einführung*, in: Ders. (Hg.): *Zeitenwandel. Transformationen geschichtlicher Zeitlichkeit nach dem Boom*, Göttingen 2017, S. 7–62.

¹⁷ Reinhart Koselleck: *Einleitung*, in: Otto Brunner u.a. (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. XIII–XXVII; Ders.: „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“. Zwei historische Kategorien, in: Ders.: *Vergangene Zukunft*, S. 349–375; Theo Jung: *Das Neue an der Neuzeit ist ihre Zeit*, in: *Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch* 6 (2010/11), S. 172–184.

derbaren Schicksals trat die Vorstellung einer prinzipiell offenen und von Menschen gestaltbaren Zukunft. Zu dieser Veränderung gehörte für Koselleck ebenso, dass „Erfahrungsräume“ – definiert als „gegenwärtige Vergangenheit, deren Ereignisse einverleibt worden sind und erinnert werden können“ – und „Erwartungshorizonte“ als vergegenwärtigte Zukunft deutlich auseinandertraten. Gerade die Erwartungsüberschüsse waren in dieser Sicht entscheidend für die Ausbildung neuer politisch-sozialer Bewegungsbegriffe wie „Liberalismus“, „Sozialismus“ oder „Nationalismus“.¹⁸

Versucht man die Ansätze zu einer Theorie historischer Zeit zu systematisieren, so lassen sich bei Koselleck insbesondere drei Perspektiven identifizieren. *Erstens* rekurriert der oben bereits angesprochene analytische Begriff der „Zeitschichten“ auf eine geologische Metapher und eine daran angelehnte Hermeneutik von „Geschichte“, in der sich semantisch „Geschehen“ und „Schichtung“ überlagern. Daraus ergibt sich ein besonderer Fokus auf den Erfahrungsbegriff und die konzeptionelle Bestimmung der Geschichte als eine Erfahrungswissenschaft. Zugleich befindet sich „Zeitschicht“ in einem Spannungsverhältnis zum Umgang mit Zeit bei Historikern, die sich auf eine offene oder eine teleologisch bestimmte Linearität, gleichsam einen „Zeitpfeil“, oder auf Zyklizität bzw. Rekurrenz beziehen kann. Koselleck bestand jedoch darauf, dass geschichtliche Sequenzen beide Elemente enthalten, die sich nicht idealtypisch voneinander trennen ließen.¹⁹

Zweitens adressierte Koselleck spezifische Phänomene der „Ungleichzeitigkeit“, um die Vorstellung eines Kontinuums *einer* historischen Chronologie zu durchbrechen. Dazu unterschied er zwischen der „ex eventu“- und „ex post“-Perspektive, also zwischen der historisch-semantischen Entwicklung und einem analytischen Gebrauch von Sprache.²⁰ Zudem lenkte er den Blick auf unterschiedliche Eigenzeitlichkeiten bestimmter Lebensbereiche, wie er paradigmatisch in seinem Buch über Preußen zwischen der Reformepoche und der Revolution von 1848 im Fokus auf Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung zeigen konnte. Hinter dem chronologisch Gleichzeitigen standen demnach historisch ganz ungleichzeitige Prozesse.²¹

Drittens hat Koselleck im analytischen Begriff der Wiederholungsstrukturen darauf hingewiesen, dass historischer Wandel weder auf bloße Wiederholung noch ständige Innovation

¹⁸ Elke Seefried: Geschichte der Zukunft, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 10. März 2023, S. 3–4, http://docupedia.de/zg/Seefried_zukunft_v1_de_2023 (06.06.2024); Jörn Leonhard: Liberalismus – Zur historischen Semantik eines europäischen Deutungsmusters, München 2001.

¹⁹ Reinhart Koselleck: Zeitschichten, in: Ders.: Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt/M. 2000, S. 19–26.

²⁰ Lucian Hölscher: Zeitgärten. Zeitfiguren in der Geschichte der Neuzeit, Göttingen 2020, S. 151.

²¹ Reinhart Koselleck, Preußen zwischen Reform und Restauration. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848, Stuttgart 1967; Hölscher: Zeitgärten, S. 148–149; Jörn Leonhard: Historik der Ungleichzeitigkeit: Zur Temporalisierung politischer Erfahrung im Europa des 19. Jahrhunderts, in: Journal of Modern European History 7/2 (2009), S. 145–168; Ders.: Ungleichzeitigkeit, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 13, Stuttgart 2011, Sp. 971–978.

zurückzuführen, sondern aus der Komplementarität zyklischer und linearer Elemente zu verstehen ist. In diesem Sinne ist der von ihm zitierte Satz Rahel Varnhagens – „Wir machen keine neuen Erfahrungen, aber es sind immer neue Menschen, die alte Erfahrungen machen.“ – nicht als Rückkehr zu zyklischen Zeitvorstellungen zu verstehen.²² Denn speziell die von Koselleck immer wieder betonte Phase seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts bezeugte ja eine erhebliche Beschleunigung und Innovation in ganz unterschiedlichen Bereichen wie der Wissenschaft, Technik, Industrie, oder Kapitalorganisation. Wiederholungsstrukturen waren für Koselleck keinesfalls statisch, sondern historischem Wandel unterworfen, so dass hinter diesem Konzept vor allem der Erweis unterschiedlicher Veränderungsgeschwindigkeiten stand. Eine relative Statik der Strukturen bei viel Neueinschreibung bedingt demnach Beschleunigung, weniger Innovation entsprechend Verlangsamung.²³

Wiederholungsstrukturen lassen sich auf ganz unterschiedlichen Ebenen identifizieren: In der Natur beschreiben sie zum Beispiel astronomische Umläufe, den Wechsel von Tag und Nacht, Jahreszeiten, den Wechsel zwischen Schlaf und Wachsein, Saat, Ernte und Fruchtwechsel, Ebbe und Flut. Auf der Ebene biologischer Vorgänge der menschlichen Natur und der Anthropologie stellen Geschlecht und Fortpflanzung, Geburt und Tod und Bedürfnisbefriedigungen Wiederholungsstrukturen dar. Auch anthropologische Basisdichotomien wie innen/außen („Revier“), oben/unten („Hierarchie“) und vorher/nachher („Generation“) gehören in diesen Zusammenhang. Zu institutionellen Rekurrenzen im Sinne menschlich generierter Wiederholungsstrukturen gehören Arbeit und Produktion, Kapital und Risikoabschätzung durch die Antizipation möglicher Wiederholungen in der Zukunft. Die Übertragung des „oikos“ auf territoriale, nationale oder globale Räume bedingt „stets erneuerte Bedingungen wiederholbarer Stetigkeit“.²⁴

Auch die Sprache kennt unterschiedliche Änderungsrhythmen und Verlaufskonjunkturen von Syntax, Pragmatik und Semantik, in denen die Elemente der Wiederholbarkeit und der Einschreibung neuer Erfahrungen aufeinander bezogen sind. Erst die Wiedererkennbarkeit von Regelmustern schafft die Voraussetzung für Geltungsvertrauen. Dies lässt sich auch auf der Ebene des Rechts erkennen. Es basiert im Sinne der Wiederholungsstruktur auf der iterativen Anwendung von Gerechtigkeitsvorstellungen, Rechtssicherheit und Vertrauen in Institutionen, die erst die Einschreibung neuer Erfahrungen erlaubt. Hier ist die Wiederholung und Wiedererkennbarkeit, etwa im Blick auf überzeitlich konnotierte Artikel einer Verfassung wie „Menschenwürde“ oder „Bundesstaatlichkeit“ im Grundgesetz, konstitutiv. Diese spannungsreiche

²² Rahel Varnhagen: Tagebuch vom 15. Juli 1821, zitiert nach: Walter Homolka/Annette Böckler (Hg.): Die Weisheit des Judentums, Gütersloh 1999, sowie Reinhart Koselleck: Wiederholungsstrukturen in Sprache und Geschichte, in: *Saeculum* 57/1 (2006), S. 1–16, S. 7.

²³ Ebd., S. 2–3.

²⁴ Ebd., S. 7.

Komplementarität zwischen Wiederholungsgebot und ad hoc-Einzelfalllösungen ließe sich auch für weitere Bereiche fruchtbar machen, etwa die theologische Dogmatik und oder die Voraussetzungen von Kommunikation und Medienwirkung.²⁵

Schließlich hat Koselleck auch die Ebene konkreter historischer Ereignisse mit Wiederholungsstrukturen in Verbindung gebracht. Auch hier geht es um diachron wiederholbare Regelmäßigkeit, wie sie etwa Crane Brinton zu Revolutionen entwickelt hat.²⁶ Unterschiedliche historische Modi der Bewältigung von Zukunfts-Kontingenz wie Prophetie, Prognose und Planung setzten immer wieder auf eine antizipierbare Wiederholung bestimmter Sequenzen. So blieb gerade in den ideologischen Großentwürfen des 19. Jahrhunderts von Hegel bis Marx die Hoffnung leitend, dass jede nicht erfüllte Prophetie die Wahrscheinlichkeit der Erfüllung in der Zukunft erhöhe, gleichsam eine Übertragung der „manifestatio dei“ auf ideologische Zukunftsentwürfe.²⁷

Wie lassen sich Kosellecks Ansätze zu einer Theorie historischer Zeiten für die Analyse von Imperien nutzen? Die von Koselleck selbst angeführten Beispiele bezogen sich immer wieder auf imperiale Konfliktkonstellationen, zumal im Rückgriff auf den „Weltbürgerkrieg“ des 20. Jahrhunderts und den Wandel der „Krise“, das Thema von Kosellecks Dissertation von 1954, zur „Katastrophe“ als Teil der persönlichen Lebenserfahrung des Historikers im 20. Jahrhundert.²⁸ Hinsichtlich des Anregungspotenzials von Kosellecks Ansätzen für die Imperien-Forschung ist *erstens* bereits die Infragestellung starrer chronologischer Markierungen fruchtbar. Denn dass dogmatische Epocheneinteilungen mit einem vermeintlich klaren „vorher-nachher“ die Komplexität historischer Entwicklungen nicht abbilden können, sondern dass dazu eher Überlappungen, Überhänge und situative Amalgamierungen von Zeitschichten dienlich sind, hat insbesondere für die Kategorien „post-kolonial“ und „post-imperial“ große Bedeutung.²⁹

Zweitens ist das Konzept unterschiedlicher Veränderungsgeschwindigkeiten hervorzuheben. Denn es erlaubt eine temporale Differenzierung von im chronologischen Sinn synchronen Ereignisreihen auf politischer, militärischer, sozialer, wirtschaftlicher, rechtlicher oder religiöser Ebene, die für Imperien angesichts der Größe von Herrschaftsgebieten und ihrer ethnischen,

²⁵ Koselleck: Wiederholungstrukturen, S. 12–14.

²⁶ Crane Brinton: *The Anatomy of Revolution*, New York 1938.

²⁷ Koselleck: Wiederholungstrukturen, S. 9–10.

²⁸ Ders.: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt* (zuerst 1959), Frankfurt/M. 1973; Ders.: *Hinter der tödlichen Linie. Das Zeitalter des Totalen*, in: Michael Jeismann (Hg.): *Das 20. Jahrhundert. Welt der Extreme*, München 2000, S. 9–27; Jan-Friedrich Missfelder: *Weltbürgerkrieg und Wiederholungsstruktur. Zum Zusammenhang von Utopiekritik und Historik bei Reinhart Koselleck*, in: Carsten Dutt /Reinhard Laube (Hg.): *Zwischen Sprache und Geschichte. Zum Werk Reinhart Kosellecks*, Göttingen 2003, S. 268–286; Sebastian Huhnholz: *Von Carl Schmitt zu Hannah Arendt? Heidelberger Entstehungsspuren und bundesrepublikanische Liberalisierungsschichten von Reinhart Kosellecks „Kritik und Krise“*, Berlin 2019.

²⁹ Jörn Leonhard: *The End of Empires and the Triumph of the Nation State? 1918 and the New International Order*, in: Ute Planert/James N. Retallack (Hg.): *Decades of Reconstruction. Postwar Societies, State-Building, and International Relations from the Seven Years' War to the Cold War*, Cambridge 2017, S. 330–345.

religiösen und rechtlichen Vielfalt von erheblicher Relevanz waren. Die Veränderungsgeschwindigkeiten lassen sich als Eigenzeiten fassen, so dass sich für Imperien eine eigene chronologische Gleichzeitigkeit des historisch Ungleichzeitigen nachweisen lässt. Das hatte etwa für die Beziehung zwischen Zentren und Peripherien große Bedeutung, wenn etwa der relativen Statik politischer Zentren eine Dynamik von Wirtschaftsräumen an der Peripherie gegenüberstand und sich sozial-ökonomische Anpassungskrisen entwickelten, die sich nicht ohne weiteres politisch lösen ließen und in imperiale Legitimationskrisen mündeten.

Drittens lässt sich auch das Konzept der Wiederholungsstruktur in besonderer Weise auf Imperien anwenden. Denn ihre Legitimationsmuster basierten ganz wesentlich auf Wiedererkennbarkeit und der Suggestion wiederholbarer Imperialität als historisch erprobter Modus des Umgangs mit großen Herrschaftsgebieten und Vielfaltsstrukturen. Suggestierte Dauerhaftigkeit und Stabilität setzten die Rekurrenz und Reapplikabilität imperialer Routinen voraus. Vor diesem Hintergrund ist zu fragen, in welchem besonderen Verhältnis Wiederholung und Veränderungseinschreibung bei Imperien standen.³⁰ Die Stabilität eines imperialen Status setzte jedenfalls die permanente adaptive Veränderung der Bedingungen voraus, unter denen ein Imperium ursprünglich entstanden war. Zu diesem Komplex gehörte auch der Umgang von Imperien mit ihrer eigenen antizipierbaren Zukunft. Für imperiale Legitimationsstrategien spielte nicht zufällig Prophetie, etwa im Rahmen der Weltreichslehren und ihrer Fortwirkung, Planung und Prognose eine herausragende Rolle. Hier lässt sich Kosellecks Kategorie der „wiederholbaren Bedingungsprognose“ anwenden. Konkret verwies er damit auf das Beispiel des preußischen Königs Friedrich II. In seinem Essay von 1759 über Karl XII. und seine Niederlage gegen das Russische Zarenreich in der Schlacht von Poltawa 1709 hatte der König auf die Unmöglichkeit einer Expansion nach Osten aufgrund von Raumentiefe und Klima verwiesen. Diese notwendige Überforderung der militärischen Logistik eines Angreifers in einem Krieg mit Russland sei auch später immer wieder anwendbar gewesen, so etwa 1812 bei Napoleons Feldzug oder bei Beginn des nationalsozialistischen Krieges gegen die Sowjetunion 1941.³¹

d) Andreas Reckwitz: Die Zeiten der Moderne

Ein letztes Beispiel zur Erforschung von Zeitlichkeit, das hier nur noch angedeutet werden soll, bezieht sich auf die Arbeiten des Soziologen Andreas Reckwitz.³² Bei ihm lassen sich zunächst drei unterschiedliche Zeit-Verständnisse unterscheiden: ein objektivistisches Modell,

³⁰ Jörn Leonhard: Das Gespenst des Imperialen. Zäsur und Wiederholung: Über die Wiederkehr eines historischen Musters im Ukrainekrieg, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. April 2022, S. 12.

³¹ Reinhart Koselleck: Was sich wiederholt, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21. Juli 2005, S. 6.

³² Andreas Reckwitz: Zukunftspraktiken. Die Zeitlichkeit des Sozialen und die Krise der modernen Rationalisierung der Zukunft, in: Ders.: Kreativität und soziale Praxis. Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie, Bielefeld 2016, S. 115–136; Michael Wenzel u.a.: Future and Organization Studies: On the rediscovery of a problematic temporal category in organizations, in: Organization Studies, 41/10 (2020), S. 1441–1455.

das Zeit als neutrale Rahmenbedingung allen Geschehens, als Container für das Soziale versteht; ein subjektivistisch und sozialkonstruktivistisches Modell, nach dem Zeit nur in sozial-kulturellen Kategorien und Kontexten von Zeit existiert und entsprechend diachrone und synchrone Vorstellungen von Zyklus und Linearität unterschieden werden müssen; sowie ein praxeologisches und prozesshaftes Zeitverständnis, das auf sozialen Praktiken beruht. Diese enthalten ihre je eigene Zeitlichkeit, und aus ihnen ergeben sich eigene Zeitregime für ganz unterschiedliche Phänomene – von Paarbeziehungen, dem globalen Kapitalismus und einer neuen Mittelklasse bis zur Wissenschaft.

Reckwitz hat insbesondere auf die Zeitlichkeit der Moderne im Kontext von Industrialisierung, Verwissenschaftlichung und Demokratisierung in Europa und in Nordamerika verwiesen. Sie ist danach charakterisiert durch Kontrolle auf der Basis von Synchronisierung, Standardisierung, Regulierung und Quantifizierung. Dazu kommt eine besondere Kommodifizierung („Zeit ist Geld“), die mit der Konversion von Kapitalformen einhergeht und Zeit als kapitalisierbare Ressource begreift. Reckwitz verweist zudem auf die Kompression als Beschleunigungserfahrung, also die Zunahme von Ereignissen in einer gleichen Zeitspanne. Schließlich ist die Moderne nach seiner Interpretation von einer Kolonialisierung der Zukunft gekennzeichnet, indem Akteure durch immer neue Ansprüche auf Steuerbarkeit und Planbarkeit versuchen, Kontingenz zu reduzieren. Die Gegenbewegung zur Modernisierung als Prozess der zunehmenden Rationalisierung von Zeitlichkeit stellt in dieser Perspektive die radikale Subjektivierung des Individuums dar, das auf die Intensivierung des Zeiterlebens und das Durchbrechen von Regelmäßigkeit und Taktung setzt.³³

Trotz aller Vorbehalte, die man als Historiker gegenüber dieser idealtypisch-funktionalisierenden Sicht auf die „Moderne“ hegen kann, liegt der Vorteil von Reckwitz' Ansatz darin, Praktiken und Prozesse der Modernisierung konsequent zu historisieren. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts setzte das neue Modell des Nationalstaates als Gehäuse für Rationalisierung und Homogenisierung viele Imperien unter Druck. Ihr wichtigstes Kennzeichen, der überkommene und vielerorts routinisierte Umgang mit ethnischer, religiöser und rechtlicher Vielfalt und deren Akzeptanz, schien nun überholt. Auch der Kampf um rechtliche, politische, gar soziale Gleichheit, der Anspruch auf erweiterte politische Teilhabe konkurrierte seit dem Ausgang der Revolutionen in Nordamerika und Frankreich mit der Praxis rechtlicher Abstufung und ethnischer und religiöser Ungleichheit in den Imperien. Aber das Ergebnis dieser Konstellation war keine einfache Dichotomie zwischen anachronistischen Imperien und progressiven Nationalstaaten. Denn in praktisch allen Nationalstaaten des 19. Jahrhunderts entwickelten sich imperiale Agenden und koloniale Expansionsphantasien, zumal in den zwischen 1859 und 1871 neu

³³ Andreas Reckwitz: Zeitoptimierung und „Flow“. Zeit in soziologischer Perspektive, in: *Forschung & Lehre* 12 (2020), S. 986–987.

gegründeten Nationalstaaten Italien und Deutschland. Viele Zeitgenossen glaubten, dass nur „imperialisierende Nationalstaaten“ im internationalen Konkurrenzkampf überleben konnten. Umgekehrt verstärkte sich in „nationalisierenden Empires“ die Orientierung an der Nation als vermeintlichem Integrationskern, sei es im Pangermanismus der Habsburgermonarchie, im Panslawismus des Zarenreichs oder dem Panturkismus des Osmanischen Reichs.³⁴

3. IMPERIUM UND TEMPORALITÄT: SYMPTOMATISCHE RÜCKSCHLÜSSE

Welche symptomatischen Rückschlüsse ergeben sich aus diesen Ansätzen für das Verhältnis zwischen Imperium und Temporalität?

Erstens dominiert in der Imperien-Forschung bis heute der Fokus auf Raum und Räumlichkeit als beherrschende Kennzeichen. Doch bei genauerem Hinsehen sind zeitliche Kriterien und die Kopplung von Raum-Zeit-Interpretamenten zur Selbstdeutung der Zeitgenossen oder nachgelagerten Erklärung von Imperien unübersehbar.³⁵ Gerade für Imperien ist die Verknüpfung von „ex eventu“- und „ex post“-Perspektiven also konstitutiv. Die Verheißung von Imperien beruhte in besonderer Weise auf der Herrschaftsbehauptung über lange Zeit, einer Imperialität als Muster wiederholbarer Ordnungsverheißung, einem Modus des Überdauerns und der Einordnung der langen Dauer in eine potenzielle Ewigkeit. Weil imperiale Eliten immer wieder mit „tempus“ im Horizont von „aeternitas“ operierten, wiesen imperiale Legitimationsmuster eine besondere Affinität zu Eschatologie, Apokalyptik, Heilsgeschichte oder politischer Mission auf.³⁶

Zweitens ist von hier aus nach der Spezifik des Verhältnisses zwischen Raum und Zeit in Imperien zu fragen. So waren zeitliche Konnotationen in räumliche Bezeichnungen wie „Zentrum“ und „Peripherie“ eingeschrieben oder unterstellten bestimmte Temporalstrukturen. Die Zuordnung von „Fortschritt“ und „Metropole“, die Identifikation von relativer „Rückschrittlichkeit“ mit „Peripherien“ oder eine zeitliche Entwicklungsperspektive, wie sie im Begriff der „Entwicklung“ für Übergangsräume („Halb-Peripherie“) verbunden war, standen in diesem Zusammenhang. Dass solche Zuordnungen die Dynamik der Situation vor Ort gerade nicht trafen, erklärte die Entstehung vieler innerimperialer Konflikte seit dem 19. Jahrhundert.³⁷

³⁴ Hirschhausen/Leonhard, *Empires*, S. 13–14.

³⁵ Karl Schlögel: Chronotop. Überlegungen zur Räumlichkeit von Geschichte nach dem „spatial turn“, in: Friedrich Wilhelm Graf u.a. (Hg.): *Geschichte intellektuell. Theoriegeschichtliche Perspektiven*, Tübingen 2015, S. 19–37.

³⁶ Landwehr: *Geburt der Gegenwart*, S. 55; Jörn Leonhard: *The Longue Durée of Empire. Toward a Comparative Semantics of a Key Concept*, in: *Contributions to the History of Concepts* 8/1 (2013), S. 1–25; Ders.: *Wie legitimieren sich multiethnische Empires im langen 19. Jahrhundert?*, in: Herfried Münkler/Eva Marlene Hausteiner (Hg.): *Die Legitimation von Imperien. Strategien und Motive im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 2012, S. 70–93.

³⁷ Vgl. als Beispiele für diese Perspektive: E. E. Evans-Pritchard: *Nuer Time-Reckoning*, in: *Africa* 12/2 (1939), S. 189–216; Giordano Nanni: *The Colonisation of Time: Ritual, Routine and Resistance in the British Empire*, Manchester

Drittens verwies der Begriff der „translatio imperii“ auf einen Übergang und eine Ablösung von Imperialherrschaft, die auf gleichzeitige Kontinuität eines übergreifenden Konzepts von Imperialität setzte. Diese Konstellation lässt sich als Wiederholungsstruktur analysieren, denn der Wandel von Akteuren und die Neukonfiguration von Räumen vollzogen sich vor dem Hintergrund einer zyklisch imaginierten, einer prinzipiell wiederholbaren Ordnungsgenese, die man für die Stabilität der Weltordnung als notwendig erachtete. Diese Interpretationsperspektive verändert auch den Blick auf das Ende von Imperien. Die Etiketten „post-kolonial“ oder „post-imperial“ markieren kaum hiatische Epochengrenzen im Sinne des „vorher/nachher“, sondern eher inkrementale Prozesse, in denen unterschiedliche Eigenzeiten aufeinandertrafen. Zwischen 1917 und 1923 etwa mochten die kontinentaleuropäischen Imperien des Zarenreichs, der Habsburgermonarchie und des Osmanischen Reiches untergehen, aber Denkstile und Machtpraxen von Imperialität und Imperialismus existierten weit über das formale Ende der Imperien hinaus.

Viertens erlaubt das Verhältnis zwischen Raum und Zeit in Imperien besondere Kombinationen unterschiedlicher Zeitschichten. In seiner Darstellung von *Decline and fall of the Roman Empire* verband Edward Gibbon paradigmatisch räumliche wie zeitliche Dimensionen miteinander und verschränkte dabei zwei Zeitebenen. In seiner Erzählung über Niedergang und Fall des Imperium Romanum ging es zugleich um die Warnung der Zeitgenossen vor dem Hintergrund der mit der drohenden Sezession der nordamerikanischen Kolonisten verknüpften Krise des Britischen Empire – ein Beispiel für eine interpretatorische Vergleichzeitigung, die an das zu Beginn erwähnte Beispiel von Altdorfers Gemälde „Alexanderschlacht“ erinnerte.³⁸

Schließlich verspricht die Analyse unterschiedlicher Zeitpraxen, *fünftens*, wichtige Aufschlüsse über Imperien. Wie zum Beispiel ließen sich in Kolonialisierungsprozessen bestimmte europäische Zeitregime und damit verbundene Erwartungen auf Homogenisierung, Rationalisierung oder Synchronisierung in kolonialen Kontexten umsetzen? Was bedeutete das für Produktionszyklen, die Durchsetzung von Lohnarbeit oder die Funktionsfähigkeit imperialer Infrastrukturen wie Eisenbahnen?³⁹

2013.

³⁸ Edward Gibbon: *The History of the Decline and the Fall of the Roman Empire*, 6 Bde. London 1776–1789; RosamondMcKitterick/Roland Quinault (Hg.): *Edward Gibbon and Empire*, Cambridge 1997.

³⁹ In diese Richtung gehen etwa: Roman Loimeier: *Eine Zeitlandschaft in der Globalisierung. Das islamische Sansibar im 19. und 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2012; On Barak: *On Time: Technology and Temporality in Modern Egypt*, Oakland 2013; Sebastian-Manès Sprute: *Weltzeit im Kolonialstaat. Kolonialismus, Globalisierung und die Implementierung der europäischen Zeitkultur in Senegal, 1880–1920*, Bielefeld 2020.

4. EINE FALLSTUDIE: SALONIKI ALS „IMPERIAL CITY“ DES OSMANISCHEN REICHS IN DER NEUZEIT

Was Eigenzeitlichkeit in der konkreten „situation coloniale“ bedeutete, verdeutlicht vor allem das Beispiel imperialer Städte. „Imperial cities“ waren Orte, an denen das Neben- und Ineinander individuell-biographischer, urbaner und imperialer Zeit unmittelbar erfahrbar wurde. Sie wirkten als Foren der fiktiven Kontinuitätsstiftung durch imaginierte „translationes“, des bewusst inszenierten Abbruchs einer Zeitfolge oder der Imperien-Nostalgie. Aber sie bildeten auch Pluritemporalität ab, so in der Spannung zwischen der Metropole als „caput imperii“ und lokalen Handlungsräumen und darauf bezogener Handlungsmacht. Schließlich lassen sich in den städtischen Topografien, aber auch in Museen, Archiven und Bibliotheken imperialer Städte besondere Heterotopien identifizieren, in denen nach Michel Foucault „gestapelte Zeit“ aufgehoben ist. Als Gegenorte zur Zeitlosigkeit stellen imperiale Städte eine besondere Art von Palimpsest dar.⁴⁰

Die Erfahrung unterschiedlicher Ethnien, Religionen und Sprachen war in kaum einer Stadt des Osmanischen Reichs so konkret wie in der Stadt, deren Namensvarianten bereits wie ein Panorama von Vielfalt und historischem Wandel wirkte: von Saloniki, Salonico in den judeo-spanischen Version, Selanik auf Türkisch, Salun, Salonicha, Salonique bis zum griechischen Thessaloniki. Die Stadt selbst war antiken Ursprungs: 315 v. Chr. hatte der mazedonische König Kassandros die Stadt nach seiner Frau, einer Schwester Alexanders des Großen, Thessaloniké genannt. Als eine der ersten christlichen Gemeinden und Stadt des heiligen Demetrius wurde sie ein wichtiges Zentrum im Oströmischen Reich, bevor sie Anfang des 10. Jahrhunderts zunächst von Sarazenen, dann 1185 von sizilischen Normannen erobert wurde. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer kurzfristig Hauptstadt eines eigenen Königreichs, verkaufte der byzantinische Kaiser sie 1423 an Venedig, das sie trotz der wichtigen Bedeutung als Scharnier im Fernhandel aber nur sieben Jahre halten konnte, bevor sie 1430 von Sultan Murad II. erobert wurde. Die Dezimierung der griechischen Bevölkerung konnte seit dem Ende des 15. Jahrhunderts durch die Ansiedlung von etwa 20.000 aus Spanien vertriebenen sephardischen Juden als Folge der katholischen Reconquista kompensiert werden. Seit Anfang des 15. Jahrhunderts beförderte der Umgang der osmanischen Herrscher mit den religiösen Minderheiten im Rahmen der Millet-Struktur diese Entwicklung. Noch im 19. Jahrhundert bestand diese Struktur fort, und entsprechend behandelten die osmanischen Behörden Juden und christliche Minderheiten als Angehörige autonomer und protegierter Gemeinschaften, die Steuerzahlungen und ihre innere Verwaltung weitgehend selbst regeln konnten. Allerdings

⁴⁰ Hirschhausen/Leonhard: *Empires*, S. 329–330; Michel Foucault: *Die Heterotopien (Les hétérotopies)*. Die utopischen Körper (*Le corps utopique*). Zwei Radiovorträge, Frankfurt/M. 2005, S. 7–36.

beschränkte diese ausgeprägte administrative Autonomie von Juden und Christen auch den konkreten Kontakt zu anderen Gruppen wie zumal den Muslimen.⁴¹

Aufgrund ihrer besonderen historischen Entwicklung unterschied sich Saloniki von anderen osmanischen Städten, die auf viele westliche Besucher oftmals konfus und ungeordnet und bei Nacht dunkel und verlassen wirkten. Traditionell suchte man in ihnen größere und zentral gelegene öffentliche Plätze oder breite Boulevards vergebens, ebenso wie Straßennamen, Hausnummern und Stadtpläne. Auch jene von Weitem sichtbare Uhren etwa auf Kirchtürmen, wie sie in europäischen Städten üblich waren, blieben in osmanischen Städten lange Zeit die Ausnahme. All das war in Saloniki auf den ersten Blick ganz anders. Die osmanischen Eroberer der Stadt hatten ursprünglich auf eine gewaltsame Islamisierung verzichtet, nachdem durch die Einnahme der Stadt 1430 eine lange Phase wechselnder Machthaber zu Ende gekommen war. Zur Neuansiedlung anatolischer Nomaden kam ab den 1490er Jahren vor allem die Aufnahme sephardischer Juden aus Spanien. Aufgrund der multiethnischen und multireligiösen Zusammensetzung der Bevölkerung, dem komplizierten Nebeneinander von Juden, Muslimen und Christen existierten in der Stadt im 19. Jahrhundert nicht weniger als vier verschiedene Alphabete und vier Kalendarien – ein Beispiel sehr konkret erfahrbarer Pluritemporalität. Wer in der Stadt nach der Zeit fragte, musste erklären, ob er die Zeitangabe „alla turca“ oder „alla franca“ wolle. Die britische Besucherin Lucy Garnett, eine frühe Pionierin der Ethnographie Rumeliens, also der osmanischen Provinzen in Südosteuropa, registrierte verwundert die Frage „At what time is noon today?“. Angehörige der griechisch-orthodoxen Gemeinden, Juden und Muslime verwendeten drei verschiedene Definitionen des Sabbat bzw. Sonntag.⁴²

Schon diese Beispiele illustrieren, wie sich für Saloniki als „imperia city“ einige der oben entwickelten Aspekte des Verhältnisses zwischen Imperium und Temporalität anwenden lassen. Dazu gehörte auch die imperiale Routine der Osmanen, die sich als Wiederholungsstruktur interpretieren lässt. Das betraf die Milet-Struktur, also die besondere Rechtsordnung für nicht-muslimische Religionsgemeinschaften, die den Schutz des Sultans im Gegenzug für besondere Steuerleistungen garantierte und eine wichtige Voraussetzung für die Praxis der Koexistenz ethnischer und religiöser Gruppen darstellte. Auch die osmanische Dynastie wirkte als eine inszenatorische und performative Wiederholungsstruktur, vor allem durch die Itinerare wichtiger Repräsentanten der imperialen Metropole und im Verlauf des 19. Jahrhunderts insbesondere durch die Kopplung von Kalifat und Sultanat.⁴³

⁴¹ Hirschhausen/Leonhard, *Empires*, S. 330–345; Mark Mazower: *Salonica, City of Ghosts. Christians, Muslims and Jews, 1430–1950*, London 2004.

⁴² Hirschhausen/Leonhard: *Empires*, S. 333.

⁴³ Ebd., S. 501–503.

Eine Veränderung trat im 19. Jahrhundert ein, als die Eliten des Osmanischen Reichs als Reaktion auf militärische Niederlagen und eine von außen bedrohte Souveränität alles daran setzten, durch große Reformanstrengungen die unterstellte Rückschrittlichkeit des Imperiums zu überwinden. Einen entscheidenden Ansatzpunkt für die Reforminitiativen der Eliten bildeten die imperialen Städte. Das aber wies Saloniki in der Verbindung von Raum und Zeit einen exemplarischen Status als „Sub-Metropole“ zu. Die Stadt sollte einerseits eine besondere Sicherungs- und Pazifizierungsfunktion für den südosteuropäischen Raum erfüllen und andererseits als Basis für Modernisierungsprojekte wirken, mit denen man die Zukunftsfähigkeit des Imperiums beweisen wollte. Die zahlreichen Projekte, die man im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts verfolgte, reichten vom Bau neuer Straßenbahnlinien, dem Ausbau der Kanalisation bis zur Elektrifizierung und der Inszenierung einer Hafenmetropole und Boulevards mit modernen Kaufhäusern nach europäischem Vorbild. So veränderte sich die Topographie der Stadt, während die ethnische und religiöse Segregation sich vertiefte und damit der idealisierten Vorstellung Salonikis als eines „Schmelztiegels“ zuwiderlief. Das Ergebnis der Modernisierungsanstrengungen mündete am Ende nicht in eine Synchronisierung als modernisierende Homogenisierung, sondern provozierte im Gegenteil umso aggressiveren Widerstand konkurrierender Nationalbewegungen. Griechen, Bulgaren und Makedonier rekurrten in ihren Selbstbildern auf unterschiedliche Vergangenheiten. Die auf Modernisierung als Mimikry westeuropäischer Staaten angelegte Politik der osmanischen Reformer setzte auf Synchronisierung, aber genau diese Politik provozierte mehr Eigenzeitlichkeit der unterschiedlichen ethnischen und religiösen Gruppen.⁴⁴

Das Auseinandertreten unterschiedlicher Zeitregime im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurde auch noch in einer anderen Hinsicht erkennbar. Denn in dem Maße, in dem die Modernisierungsprojekte das Stadtbild veränderten, wurden die überkommenen Erwartungen vieler europäischer Reisender immer öfter enttäuscht. In zahllosen Reiseberichten hielten viele von ihnen an einer Orientalisierung der Stadt fest. Ihr Bild blieb von der Erwartung einer vormodernen, exotisch konnotierten Orientalität geprägt, der sie die Rolle einer gleichsam überzeitlichen Konstante zuwiesen.⁴⁵

Nachweisen lassen sich, wie oben angedeutet, im Mikrokosmos der Stadt auch bestimmte Zeitpraktiken. In diesem Kontext standen das Nebeneinander unterschiedlicher Kalendarien, aber ebenso der Pluralismus unterschiedlicher religiöser Rhythmen. Seit den 1890er Jahren

⁴⁴ Hirschhausen/Leonhard: *Empires*, S. 337–339; Mérope Anastassiadou: *Salonique, 1830–1912. Une ville Ottomane à l'âge des réformes*, Leiden 1997; Iakovos D. Michailidis: *From Christians to Members of an Ethnic Community. Creating Borders in the City of Thessaloniki*, in: Lud'a Klusáková/Laure Teulière (Hg.): *Frontiers and Identities. Cities in Regions and Nations*, Pisa 2008, S. 169–180.

⁴⁵ Mark Mazower: *Travellers and the Oriental City, c. 1840–1920*, in: *Transactions of the Royal Historical Society, Series 6*, 12 (2002), S. 59–111.

suchte man mit der Einführung der Mitteleuropäischen Zeit Anschluss an transnational getaktete Infrastrukturen wie Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphie. Auch beschleunigte Informationsflüsse durch die Einbindung der Stadt in globale Handelsströme trugen zu diesen veränderten Zeitpraktiken bei.⁴⁶

Auch die Vielfalt ethnischer und religiöser Gruppen der Stadt wies eigene Temporalstrukturen auf. Denn Juden, Orthodoxe, Muslime, Angehörige der Dönme, oder Griechen, Bulgaren und Makedonier bezogen sich auf unterschiedliche Vergangenheiten.⁴⁷ Gleichzeitig wirkten einzelne Orte und Gebäude innerhalb der Stadt als Heterotopien, indem sich in ihnen „gestapelte Zeit“ abbildete. Das galt nicht zuletzt für Kirchen, Moscheen und Synagogen, die im Laufe der Geschichte Salonikis zahllose Umwidmungen und Neu-Titulaturen erlebt hatten.

Besonders aufschlussreich ist schließlich vor diesem Hintergrund auch die Interpretation der Jungtürkischen Revolution von 1908, die eng mit der Geschichte der Stadt verwoben war. Ihre Anhänger, vor allem jüngere türkische Offiziere, die auf konsequente Reformen und Modernisierungsanstrengungen setzten, vermittelten ganz bewusst den Eindruck, dass es ihnen vor allem um die Wiederherstellung einer gestörten Ordnung gehe, konkretisiert in der „Restauration“ der suspendierten Verfassung von 1876 und die Abhaltung von Wahlen. Aber dieses Begründungsmuster, eine Revolution als bloße Wiederherstellung einer gestörten älteren Ordnung darzustellen, bot zugleich die Gelegenheit, um neue Bedeutungselemente einzuschreiben. Dazu gehörte das Selbstbild der militärischen Elite, für Fortschritt und Zukunftsfähigkeit des Osmanischen Reiches zu kämpfen. Sie sollte zunächst auf der übernationalen und transkonfessionellen Idee des Osmanismus beruhen, bevor diese Konzeption wenige Jahre später durch einen aggressiven und expansiven Pan-Turkismus als Kern eines „nationalising empire“ ersetzt wurde. Dadurch wurde das überkommene Nebeneinander ethnischer und religiöser Gruppen in eine Hierarchie transformiert und an die Bereitschaft gekoppelt, nicht-muslimische Gruppen immer stärker auszuschließen.⁴⁸

Auch die Geschichte Salonikis nach dem Ende der osmanischen Herrschaft und die Übernahme durch Griechenland verweist auf eigene Temporalstrukturen. Ab 1912/13 kam es zu einer kulturellen und sozialen Zwangshellenisierung der multiethnischen Stadt, später forciert durch den Brand der Stadt 1917 und die Auswirkungen des Vertrags von Lausanne 1923 sowie die damit zusammenhängenden, von Experten des Völkerbundes orchestrierten Bevölkerungsverschiebungen zwischen der Türkei und Griechenland. Mit dem „demixing of peoples“ und

⁴⁶ Hirschhausen/Leonhard: *Empires*, S. 337–338.

⁴⁷ Marc D. Baer: *The Double Bind of Race and Religion. The Conversion of the Dönme to Turkish Secular Nationalism*, in: *Comparative Studies in Society and History* 46/4 (2004), S. 682–708; Ders.: *Globalization, Cosmopolitanism, and the Dönme in Ottoman Salonica and Turkish Istanbul*, in: *Journal of World History* 18/2 (2007), S. 141–170.

⁴⁸ Hirschhausen/Leonhard: *Empires*, S. 501–504.

ethnisch homogenisierten Nationalstaaten hoffte man, den Konfliktraum pazifizieren zu können. Daraus entwickelten sich in der Praxis kontroverse und konkurrierende Instrumentalisierungen der Geschichte.⁴⁹

So steht am Ende dieser Überlegungen die imperiale Stadt Saloniki als „*lieu de mémoire*“ mit verschiedenen Zeitschichten und einer breiten Varianz geschichtspolitischer Bezüge: Setzten die griechischen Behörden nach 1912/13 alles daran, durch eine eigene nationale Geschichtspolitik die sehr unterschiedlichen Zeitschichten der Stadt zu nivellieren und zu homogenisieren, indem man die Geschichte der Stadt auf die frühchristliche Vergangenheit zurückführte, betonte die türkische Geschichtspolitik des Kemalismus Saloniki als Geburtsort Mustafa Kemals und Ausgangsort der Jungtürkischen Revolution von 1908. Während Bulgaren in Saloniki den Geburtsort der slavischen Apostel feierten, hoben Juden auf Saloniki als historischen Zufluchtsort und im 20. Jahrhundert als Erfahrungsraum der Vertreibung, Gewalt und Vernichtung ab. Vielen Makedoniern schließlich erschien und erscheint die Stadt als permanente Erinnerung daran, dass es nie gelang, Saloniki zur Hauptstadt eines eigenen Staates zu machen. In ihrer Haltung wurde die im 19. Jahrhundert dominierende zunächst anti-osmanische Einstellung seit dem Ende des Ersten Weltkriegs von einer anti-jugoslawischen Konnotationen des Zeit-Empfindens ersetzt.⁵⁰

5. AUSBLICK: PERSPEKTIVWECHSEL ALS KONSTRUKTIVE VERFREMDUNG

Auch wenn die vorgestellten Ansätze und Beispiele allenfalls symptomatischen Charakter haben, lässt sich ein heuristischer Mehrwert einer Analyse von Imperien und Imperialität unter dem Gesichtspunkt von Zeit und Verzeitlichung ausmachen. Eine solche Perspektive basiert nicht auf einer dogmatischen Makrotheorie, sondern konzentriert sich auf operationalisierbare Konzepte mittlerer Reichweite. Vor allem aber erlaubt sie Vergleiche zwischen Epochen, Räumen, Disziplinen und Themen. Sie dient in diesem Sinne der konstruktiven Verfremdung und bietet so das Potenzial, auch an vermeintlich gut erforschten Phänomenen Neues zu erkennen und zu entdecken.

⁴⁹ Dimitris Keridis / John Brady Kiesling (Hg.): *Thessaloniki. A City in Transition, 1912–2012*, Abingdon 2020; Jörn Leonhard: *Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918–1923*, München 2019, S. 1089–1143.

⁵⁰ Stefan Troebst: *Sehnsuchtsort Saloniki*, in: Bernd Henningsen u.a. (Hg.): *Transnationale Erinnerungsorte: Nord- und südeuropäische Perspektiven*, Berlin 2009, S. 175–184.

